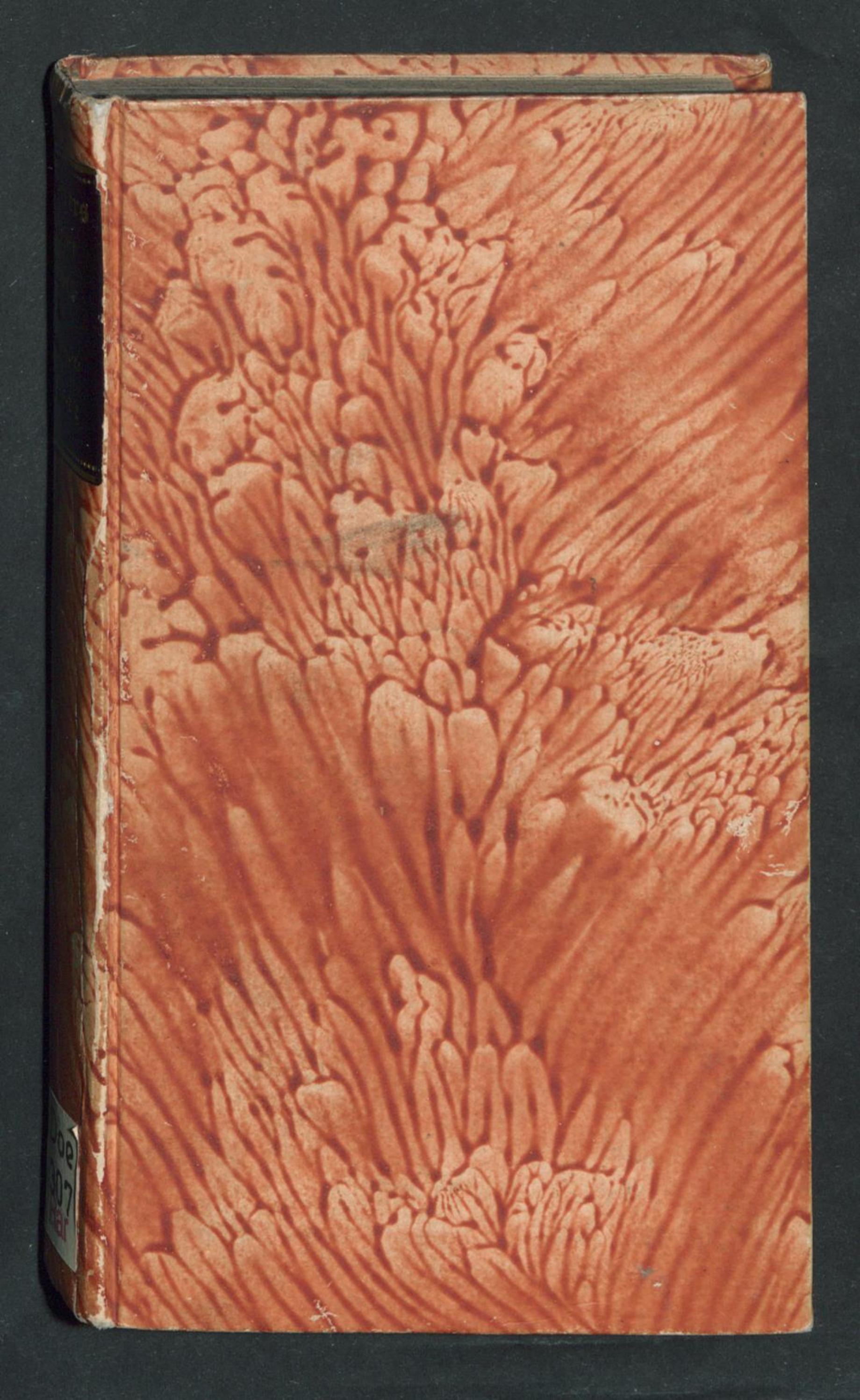


Kleine Reisen im Schweizerland

Maurer, Hans Rudolf

Zürich, 1794

Persistenter Link: http://dx.doi.org/10.3931/e-rara-28879



Kleine

Reisen

im

Schweizerland.

Beyträge
zur Topographie und Geschichte desselben

von

Hans Rudolf Maurer.

Zürich,
bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1794.

Vorrede.

Diese kleinen Reisebeschreibungen waren ursprünglich zum Vorlesen vor den Gesellschaften bestimmt, welche die Reisen entweder schon gemacht hatten, sie an intressante Auftritte zu erinnern; oder dergleichen machen wollten, ihre Aufmerksamkeit zu reizen und zu leiten. Verschiedne Stücke wurden auf den Reisen selbst bey schlechter Witterung an Ort und Stelle geschrieben, genuzt, oder verbessert. Denn der Verfasser hat seit mehreren Jahren, in Gesellschaft von jüngern und ältern Gesellschaftern dieselben Wege, oft etwa auch allein betretten. Gewisse Veranlassungen erwekten bey ihm den Wunsch, Eltern seiner jüngern Reisegesellschafter durch Vorlegung derselben, eine Art von Rechenschaft, seinen Freunden, welche gleiche Versuche machten, seine Bemerkungen, und seinen Mitbürgern einiche weniger bekannte Kenntnisse ihres Vaterlandes, vielleicht auch gemeinnützige Wahrheiten mittheilen zu dürfen.

Und so ist aus einzelnen, nicht immer wichtigen, unzusammenhängenden Localbemerkungen, Charactergügen, wirthschaftlichen Rechnungen, kleinen

historischen Untersuchungen, die man sich innert vier Wänden gegenseitig gerne erlaubt, und verzeiht; die den Mitbürgern bey der Nähe der Orte, und dem vielfaltigen Verkehr mit den beschriebnen Gegenden nicht unintressant sind — dieß kleine Werk von Localbeschreibung entstanden, das allernächstens dem Zürcher, und dem Eidgenoß gewiedmet ist, und indessen noch manche Spur jener ersten eingeschränktern Zwecke trägt. Die Umständlichkeit, welche Fremden das Lesen bisweilen langweilig machen dürfte, wird verhoffentlich bey dem Schweizer leichter entschuldigt werden, der die Brukerischen Sammlungen von Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, die Schinzischen Beyträge vorzüglich zur Kenntniß der Italiänischen Schweiz, die verschiedenen Bändchen von Merkwürdigkeiten des Canton Luzern, und mehrere einzelne Abhandlungen, die Bern, Genf, Bündten u. s w. betreffen, mit Vergnügen gelesen hat. Die Fußstapfen dieser Männer waren es, die der Verfasser betretten wollte. Der Leser urtheile selbst, mit welchem Fleiß und Glücke. Er glaubt mit jenen Männern, einerseits, daß Local und Specialkenntnisse im geographischen und historischen Fache schon für sich einen wichtigen Nutzen mit sich führen, und anderseits, daß solche genauere und umständlichere Untersuchungen und Bemerkungen die beste Grundlage zur allgemeinern

Geschichte, und zur geographischen und statistischen Kenntniß einer aus so sehr vielen und verschiednen Staaten und Völkern zusammengesezten Nation, als die der Schweizer ist, seyn können, und sollen.

Sollte die Eingeschränktheit der Gegenden, welche nach dem Innhalt dieses Bändchen bereist worden, die kaum zehen deutsche Meilen beträgt, manchen Leser unter Mitbürgern oder Ausländern befremden; der mag sich, wenn er will, mit den allgemeinern Betrachtungen, Uebersichten, wirthschaftlichen, merkantilischen und andern Maximen und Spekulationen, welche hie und da zerstreut vorkommen; mit den historischen, zum Theil unbekannten und neuen Erzählungen; oder mit der bunten Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände trösten. Ihnen zu gefallen hätte der Verfasser noch gerne eine historische Deduction der in Baden gehaltenen Tagleistungen von den ältesten Zeiten bis 1712. beygefügt, wenn ihn nicht eine Krankheit an der Ausarbeitung gehindert hätte. Ihnen wird denn auch die Einrückung einer vermehrten und verbesserten Reisebeschreibung aus den helvetischen Calendern von 1782. und 1783. in ein zweytes Bändchen eher willkommen seyn. Auch mögen sie, wenn ihnen die Coxischen und Meinersschen Reisebeschreibungen, wie billig gefallen, diese Localbeschreibungen, nebst den obengenannten, zur Auseinandersetzung

und Demonstration, etwa auch zur Revision und Berichtigung allgemeinerer Bemerkungen, über diese Bezirke des Schweizerlands, in jenen berühmten Reisen ansehen.

Uebrigens wünscht der Verfasser etwas gründlichers über zum Theil unbekanntere Gegenden der Schweiz zu liefern, als die gewöhnlichen Reisebeschreibungen enthalten. Wenigstens ist jede beschriebene Gegend mehrere male von ihm bereist worden, und mehrere Augen entdeckten Gegenstände, die dem vorbeyreisenden Fremdling nicht sogleich ins Auge fallen. Auch ist man nie unbereitet und zwecklos an Ort und Stelle hingekommen. Man hat ferner nicht selten das Glück gehabt, Männer zu finden, die bald mündlich und bald aus dem Vorrath ihrer Sammlungen viel zum Unterricht beytrugen. Die Zürcherischen Archive und Bibliothecken sind, wenn sie zur Aufklärung einzelner geschichtlicher und statistischer Gegenstände dienten, und es die Umstände erlaubten, zu Rath gezogen worden. Endlich hat man hie und da Revision von Männern sich erbitten dörfen, die in ihren Fachen Kenntnisse genug hatten, um keine beträchtliche Irrthümer unbemerkt zu lassen, und Geneigtheit genug, den Wunsch des Verfassers, seinem Werkgen die möglichste Correktheit zu geben, zu befriedigen. Mit warmem Dank fühlt der Verfasser diese edelmüthige Dienstgefälligkeit!

Sollte es auch so noch ein ganz überflüssiges Werk scheinen, die vielen Reisebeschreibungen, die seit den Zeiten Michael Schuppachs über das Schweizerland herausgegeben worden, mit dieser zu vermehren; so gesteht der Herausgeber, daß die dringendste Ursache der Beförderung derselben zum Druck war, einem angekündigten Nachdruck seiner kleinen Versuche, und andrer zerstreuten Aufsätze dieser Art, der von Deutschland her gedroht worden, zuvorzukommen, und dem Leser, vermehrt, oder verkürzt, immer aber berichtigter in die Hände zu geben, was ein Ungenannter, ich weiß nicht, mit welcher Treue oder Abänderung aufgetischt haben würde. So ist, was der Verfasser im Helvet. Calender 1786. über die Bäder zu Baden, und die Judencolonie zu Lengnau und Endigen, hat ins Publikum gehen lassen, und so sind die Lokalbeschreibungen der beyden Bäder zu Schinznach und im genannten Baden, im Auszuge, und mit seither gemachten Bemerkungen und Untersuchungen bereichert, hier wiederum abgedruckt worden; und nehmen die mitlere Hälfte des Bändchens ein. Anfang und Ende sind neue Ausarbeitungen. Sollten die Umstände es gestatten, so würde man mit andern zum Theil gedruckten Aufsätzen auf dieselbe Weise fortfahren. Dem Verfasser vergönnt sein Schicksal nicht, bey aller Liebhaberey, weder über die ganze Schweiz sich zu verbreiten, noch sich in

grosse politische Betrachtungen, Schätzung von Regierungsformen ganzer Staaten, in Muthmassungen über die frühere Revolutionen des Erdbodens und derley Dinge einzulassen. Mag das thun, wer sich dazu Kräfte und Muth fühlt. Nur gesteht er, daß er der Meinung von der spätern Ausbildung unsrer jezigen Thäler und ihrer Oberfläche in der Schweiz durch Wasserströme und Ueberschwemmungen, wie er glaubt, aus guten Gründen zugethan ist. Sein Beruf bindet ihn an einen Punct, um den er sich nur in einem kleinen Kreis bisweilen drehen kann.

Es geschieht indessen mit angenehmer Erinnerung an die Unschuld und Freundschaft der jüngern und ältern Reisegesellschaften, mit denen der Verfasser manches kleine Reisgen im Vaterland gemacht hat; und es ist vorzüglich mit Rücksicht auf sie, daß er dieses Heft über die an der Limmat liegenden Gegenden, zum Versuch herausgiebt; und daß er über Dinge, die mit Zürich in so genauem Verhältniß stehen, so sehr ins Detail getretten ist. Was Goeze, Weisse, Salzmann, und andre Freunde der Jugend ihres Vaterlands für sie thaten; das und mehr und treffenders wünschte der Verfasser für die schweizerische Jugend zu leisten, wenn die liebe Mutter Natur ihn mit mehr Wiz und Gaaben, die dazu nöthig sind, ausgesteurt hätte.

Albisaffoltern, den 1. Heumonat 1794.

1.

Die Abreise.

Voll freudiger Erwartung sprang die muntere Schaar, von der Landveste bey der Gerwerzunft, in den langen Weidling, das gemeine Baderschiff *). Schon saß ein Trupp Landleuthe und Stadtmägde, wie der Zufall sie untereinander mischte, nach dem Commando des Schiffmeisters in bunte Paare gereyhet, auf den vordersten Bänken. Hinten im Schiff hatten einiche Herren und Damen bürgerlichen Standes die Ehrenplätze eingenohmen. Wie solten die Bürger nicht überall die Ehrenplätze einnehmen? Als noch unreiffe Bürger füllten wir die leergelassene Mitte. Freylich sitzt man mitten im Weidling etwas tiefer, die Wellen schlagen derber hinüber: Allein der Bord des Schiffs ist mit einer bretternen Erhöhung versehen, und junge Abentheurer fürchten den Schaum der Fluthen nicht. Wir waren sämtlich dreyßig und drey Schiffer, die gewöhnliche Last eines Weidlings nebst einigen Zentnern Gepäk. Jetz stand er im Gleichgewicht, das der Schiffpatron sorgfältig durch Versezung eines der schwehreren Cörper auf die andere Seite des Schiffs her-

*) Zum Unterschied von eigens gemietheten Schiffen, die nach dem Belieben der Besteller fahren; da hingegen das gemeine Schiff, gleich einer Landkutsche zur bestimmten Stunde wöchentlich dreymal von Land stoßt. Stehen 40. 60. und mehr Personen am Bord, so fahren zwey und mehrere solcher Schiffe nach einander ab. Der bestimmte Fahrtlohn ist 18. kr. die Person.

gestellt hatte. Bereits war dem Raucher die Pfeiffe, der Dame der schöne Parasol, und dem durstigen Bruder die Weinflasche hereingeboten: die Nachbarn hatten sich bewillkommt; und die zuversichtlichen Schiffsknechte am Ruder bliften schalkhaft auf die bunte Ladung, als man bedächtlich vom Land stieß. Da eröfneten sich ringsum die Fenster der benachbarten Häuser beyder Stätte, und aus dem Gedränge der Zuschauer erschallten von der Landveste manigfaltige Wünsche für eine glückliche Fahrt, für Seegen zur Cur und für schöne Witterung: etwa eine schwesterliche Erinnerung, ein freundlicher Gruß an diesen und jenen Badgast, oder ein lustiger Schwank; und wir schwammen quer über den Strohm, und hierauf mit der Schnelle eines Vogels zur Stadt hinaus.

2.

Die Fahrt auf der Limmat.

Die Wasserfahrt von Zürich nach Baden ist bey schöner Witterung und bey mäßig hohem, klarem Wasser überaus angenehm für jeden, der keine Furcht vor unwahrscheinlichen Gefahren im Busen mitbringt *). Die Schnelligkeit,

*) Siehe W. Coxe Briefe über den natürlichen, bürgerlichen und politischen Zustand der Schweiz II. Band. IX. Brief: und Meiners Briefe über die Schweiz, zweyten Brief im I. Theil. Die Schnelligkeit und Eile, mit der beyde berühmte Reisende die in diesem Bändchen beschriebne Gegenden mehr durchflogen, als aufmerksam betrachteten, war hinreichend eben den Total-Eindruck von der Limmatfahrt, und der Stadt Baden zu machen, der sich auch aus diesen kleinen Reisen vermuthlich dem Leser mittheilen wird, hingegen wenig

mit der man vier starke Schweitzerstunden, in zwoen Stunden Zeit mit dem Strohm, ohne Bemühung der Schiffer zurücklegt, macht die Fahrt kurz; und bey den vielen Krümmungen desselben reich an abändernden Szenen der Natur. Man glaubt sich in eine Fernwelt versezt, wo ein Auftritt nach dem andern schnell und geräuschlos vorüberschwebt. Bald bietet die schöne und cultivirte Natur reitzende Landschaften dar. Lieblich ist der untre Theil des Schützenplazes von der Mitte des Strohms gesehen, und anmuthig die Gruppe von Pappeln am Ende des Bürgerhards. Man kann nichts reizenders erblicken, als das in Fruchtbäume halb verstekte Kloster Fahr, und unerwartet überrascht die bey Dietikon im Strohm badende Heerde von schönem Vieh. Die Fabrikgebäude bey Wipkingen frappiren durch Grösse und Schönheit, und die Brüggen zu Wettingen und Baden durch die Kühnheit, mit der die hölzernen Bogen über dem Strohm schweben. Bey so vielen plötzlichen Wendungen des Strohms entzüken oft stättische Wohnungen durch Ueberraschung, anderswo ergötzen anmuthige bemooste Hütten, oder eine rauschende Mülle kündigt sich durch einen langen Damm an. Ueberall ergötzen die treflich angebauten Landgüter das Aug, womit das rechte Ufer der Limmat drey Stunden lang ununterbrochen bekleidet ist, und von

---

dienlich, in einzelnen ausgehobenen Theilen denselben so zubeleben, als es die Sachen verdienten, wenn man gerade nicht eben nur politische Rücksichten bey ihrer Betrachtung nihmt. Man nehme also diese mit Muße von der Natur aufgenohmenen Zeichnungen einstweilig als Commentar zu diesen Bemerkungen beyder Gelehrten, Andreä von Hannover u. s. w. an.

den öden Gemeinweiden, welche links den Strohm begränzen, des Contrastes wegen erhöhet wird. Jetzt sahn wir über ofne Gegenden, über zerstreute Dörfer und Höfe, und auf waldichte Abhänge ferner Berge: Jetzt an einschränkende Wände hoher Ufer, oder eines steilen Felsen, die man mit ausgestreckten Armen berühren zu können glaubt. Häufige Lusthäuser in hohen Weinbergen zerstreut bis Höngg und weiter hinab, Dörfgen in Wälder eigenthümlicher Fruchtbäume versteckt, stille Klöster und modernde Ruinen sind Ruhepunkten für das herumblikende Aug, und geben Stoff zu Fragen und Gesprächen. Die schlängelnden Ufer selbst, und die kleinen Inseln, die in seinem ungewüssen Lauf hie und da der Fluß bildet, vorbeyfliehende Fische, und am Strand wandelnde Reiger und Wasserstelzen, oder an der morschen Felßwand hangende Maurschwalben beleben den blauen Strohm. Aber auch das reissende Durchschneiden desselben, da, wo Dämme von Wasserwerken, oder im Bet des Flusses liegende Felstrümmer, ihn in Aufruhr bringen, erheben durch rohere Auftritte die sonst sanfte Reise. Bey Würenlos tritt das Schiff durch den sogenannten Kessel in eine tiefe, und von den nahen, hohen, mit Holz bewachsenen Ufern düstere Strasse, und verläßt sie, wenn man Baden vorbeyfährt, nicht bis da, wo sich der Strohm in die Aare ausleert. Aber desto schneller hüpft hier der Weidling über die empörten Wogen zwischen den anmuthlosen Wänden der Hügel fort, und findet auf ein Haar seinen Weg.

Hier, wo im Kessel die plötzliche und scharfe Biegung der Limmat, die nicht weniger Grade als ein rechter Winkel beträgt, und beynahe eben so scharf ist, wo die

herumliegenden Felßtrümmer, und die reissende Schnellig- keit des Strohms die Fahrt etwas furchtbar machen: Hier wars, wo die schwarzen Gewölke, die wir seit einer Stunde anrücken gesehen, über unsren Köpfen bersteten; so daß das Getöß des Donners, der Winde, und des mächtigen Regenschauers das Geräusch der schaümenden Flutten übertäubte. In diesem Fall gebieten die Schiffer mit strenger Miene unbewegliche Ruhe, und gänzliche Stille. Regenschirme und hoher Kopfpuz sind gefährlich, und die Erhaltung des Gleichgewichts im kaum vier Fuß breiten Schiff ist das Pfand der glücklichen Fahrt. Bey der furchtsamen Stille, und der unbehaglichen Erwartung vieler in der Reisegesellschaft blieben unsere jungen Freun- de munter zwischen dem brausenden Sturm von oben und dem tobenden Strohm von unten, und sangen Schwei- zerlieder zum Ende der Gefahr. Ihre noch unverdorbene Einbildung mahlte die Gefahr nicht grösser als sie war, und die Unerfahrenheit kannte die wirklichen nicht alle. — Damit aber halte ich keine Lobrede auf uns, sondern auf die Unschuld der Jugend selbst — Nur dann wäre Ge- fahr, wenn in einem Ungewitter dichter Hagel den Schif- fern Licht und Stern raubte, oder wenn Furcht bis zum gänzlichen Aufruhr im Schiff stiege, indessen ringsumher zwischen hohen und steilen Ufern kein Ort zum Landen wäre; wenn die Schiffenden unbesonnen von den Bänken aufstühnden; und das Gleichgewicht der Last verloren wäre. Dann erbarme der gnädige Himmel sich! Das Schiff wäre im Fall des Wagens, wenn die scheugeword- nen Pferde in blinder Wuth von der Heerstrasse über Gräben und durch Hecken jagen, bis der zerrißne Wagen in Stücken liegt. Allein die Geschichte von mehr als

dreyhundert Jahren enthält nichts dergleichen von der Limmatschiffahrt, und die sehr seltenen Schiffbrüche waren mehr eine Folge der Nachläßigkeit oder Frechheit vielmehr fremder, als der Zürcherschiffer. Wer die Beschaffenheit der Schiffart, die Verordnungen der Obrigkeit, die Uebungen der Schiffleuthe, und die Geschichte der Schiffart kennt, hört auf vor eingebildeten Gefahren zu zittern.

3.

Gesetze der Schiffart auf der Limmat.

Was lange Erfahrung und Klugheit thun kann, hat man für die Sicherheit der Schiffart gethan. Fürs erste wird die ganze Wasserstrasse von Zürich bis zum Limmatspitz, am Ende des Strohms, im beßten Zustand, gleich einer Heerstrasse erhalten. Sie stehet ganz unter der Oberaufsicht der Stadt Zürich, welche sie durch den Reichsvogt (den regierenden Sekelmeister) und eigens geordneten Limmatvögte ausübt, die am Limmatknecht einen Vollstreker ihrer Befehle haben. Nicht die ganze Limmat ist Strasse, sondern sechs und dreyßig Fuß ihrer Breite, in der Mitte des Strohms, die bis auf den Grund rein erhalten wird. Schon in der Stadt selbst darf ihr Bet durch keinen Abraum verengert oder erhöhet werden *). Und die hohen Zäune, welche die verschiednen Fischenzen unterschieden, wurden seit wenigen Jahren weggeschaft. Etwa alle zwey Jahre (ehmals öfters) wird die Limmat an allen Ufern durch eine feyrliche Gesandtschaft, den

*) Siehe ein eigens hierüber gemachtes Mandat. 1763.

Reichsvogt an der Spitze, untersucht. Alle Fischereyen, Dämme, Anlagen, Felsen, die die Strasse beschränken würden, werden beachtet, die wegen der Müllen und andrer Wasserwerke eingeschlagnen Pfäle, und Dämme des Winters werden zernichtet: und die gefährlichsten Stellen mit Baumzweigen, und Stangen, wie die Alppässe, den Schiffern von Ferne kenntlich gemacht, dergleichen wir unter Wettingen sahen.

Sodann ist die Schiffart in die Hände einer Gesellschaft unbescholtener, beeidigter Bürger (aus der Zunft zu den Schiffleuthen) gelegt, die sich nicht, wie vor altem, beliebig in die Innung aufnehmen lassen: sondern vom höchsten Magistrat einzeln erwählt werden, nachdem sie Proben genug ihrer Fertigkeit im Fahren auf dem Strohm gegeben. In jedem Schiff muß einer von ihnen persönlich arbeiten, und das Commando führen. Nicht nur einer, sondern alle sechs Meister müßen mit Leib und Leben, Ehre und Vermögen für jedes Verfahren (Fehlfahren) aus Unvorsichtigkeit gutstehn *). Würklich hat die ganze Gesellschaft Schiffe und Geräth, Amt und Gewinn, Knechte und Arbeit gemein. Die vom Land genohmenen Schiffknechte, und anfangs der Lernzeit auch die künftigen Meister, welche wöchentlich so manches Schiff den schnellen Strohm mühsam und langsam hinantreiben, lernen bey dieser Arbeit jede kleinste Veränderung des Strohms, jeden größern Stein an der Strasse kennen.

Nicht nur das, sondern aus dem Mittel des innern Raths sind drey Aufseher, Schiffertiger benennt, gewählt, und mit gehöriger Macht bekleidet; denen, laut den Ge-

*) Aus dem Archiv der Schiffmeister des untern Wassers.

setzen jedes Schiff gewiesen, jede Ladung vorgezeigt, und deren Erlaubniß zur Abfahrt eingeholt werden muß. Mit Ernst und Ansehn übten sie ehmals ihr wichtiges Amt aus, als die Limmatstrasse fast eben so häufig von grossen Wallestattern *) befahren wurde, als jetzt noch halbe und ganze Weidlinge darauf schwimmen. Nun hat das allgemeine auf Erfahrung gegründete Zutrauen eine so genaue Sorgfalt unnöthig gemacht. Wie die Schiffmeister den Schiffertigern, so müssen die Knechte den Meistern ohne Wiederred gehorchen. Vor der Abred, sagen die Alten Sazungen, sollen sie den Frieden trinken.

Nach darf bey sehr hohem, sehr kleinem oder trübem Wasser nicht gefahren werden, wo die Strasse nicht zu unterscheiden, nicht wasserreich genug, oder der Schiffer derselben nicht mächtig ist. Kein Schiffer darf sein Ruder verlassen bis nach Baden, darf ohne die dringendsten Ursachen nicht landen, noch unterwegs jemanden ins Schiff aufnehmen, oder darausgehen lassen. Kein Schiff darf länger als zwey Jahre gebraucht werden; daher die abgeschaften Schiffe oft noch besser sind, als die neuverfertigten, welche Luft und Hitze rinnen machen. Die Zahl der Schiffer, der Schifflohn in gewöhnlichen Fahrten, die Zeit der Abfart, der Ort der Landung sind Obrigkeitlich bestimmt. Allein in den meisten Stücken verhält es sich anderst, wenn man sich eigens ein Schiff miethet, und einen freyen, oft mit verschiedenen Bedingen, die nicht Sitte sind, verbundenen Vertrag mit den Meistern macht.

*) Der Namen der Nawen oder größten Schiffen, die ehmals die Gegend von Wallenstatt lieferte.

4. Kurze Geschichte der Limmatschiffart.

Allein alle Bemühungen der Obrigkeit waren nicht im Stand, den Verfall der Schiffart aufzuhalten. Denn die jetzige Schiffart ist nur ein armseliges Ueberbleibsel der ehmaligen. Im eilften und den drey folgenden Jahrhunderten stand sie im größten Flor. Damals standen zwey Kaufhäuser des niederen Wassers an den Plätzen der neuen Meisen und des Wettingerhauses in Zürich. Die Aebtissin zum Fraumünster hatte den Zoll von Fremden, die Stadt das Umgeld von einheimischen Waaren. Die Wasserstrasse war die gewöhnliche, und sicherere. Und Zürich war vom Rang der Hansestädte, eine berühmte Niederlage der Speditionswaaren nach Italien sowohl durch Uri als Bündten, und von daher den Rhein hinunter in die edelsten, reichsten Gegenden des alten Deutschlands. Es waren nämlich vier reiche Quellen der alten Limmat und Rheinschiffart. Die vielen italienischen Kriege der Deutschen, und der häufige Aufenthalt der leztern in Italien, als der näher an die Schweiz gränzende Theil von Italien zu Deutschland gehörte, verschaften den Schiffern Brod. Die Creutzzüge fielen in dieselben Zeiten. Eben damals wurden die aufs neue bekannt und beliebt gewordenen Asiatischen Waaren, so wie die Italiänischen, über Mailand und Zürich häufig in Deutschland geführt. Die Engelweihe zu Einsidlen, später die Messe zu Zurzach, das Verkehr der Schweiz mit Deutschland waren ebenfalls reiche Nahrungsquellen. Die glücklichern Vorfahren unserer Schiffmeister führten eine Menge Waaren die Limmat und den Rhein herunter nach Basel u. s. w. welche jetzt

von Basel herauf Schiffer und Fuhrleuthe zu uns bringen. Bald aber litt der, und bald dieser der genannten Artikel Hindernisse, und hörte endlich gänzlich auf, und mit denselben verschwand allmählich die grössere Schiffart.

Diese stand in den ältesten Zeiten unter der Oberaufsicht der Kaiser selbst. Alle grössern Ströhme waren, wie die Forsten, Reichsgüter, was Fahrt, Brücken u.s.f. betrift. Allein weit über die Zeiten hinauf, in welchen Zürich mit der Reichsvogtey die lezten Freyheiten, die ein Kaiser geben konnte, erhielt, übte sie jene Oberaufsicht über die Limmat aus. Man hat eine deutliche Spur von 1343. bey Anlaß der Hardbrücke. Die Eroberung von Baden durch die Eidgenossen 1415. brachte das Glück der Schiffer auf das Höchste. Da also bey Errichtung der Zünfte 1336. die Schiffer eine eigne aber nur halb so ansehnliche Gesellschaft ausmachten, als die der Fischer war, nur vier Männer dem grossen Rath, indessen die Fischer achte gaben, in Kriegszeiten nur einen Mann stellten und belohnten, wenn die Fischer zween bewafneten; so erhielten sie 1425. mit den leztern gleiche Ehren mit dem Bedingniß gleicher Lasten. Damals fertigte man die Schiffe an der Schipfe und zu St. Leonhard (an der Walke) und die Oberländer lieferten sie, da sie schon seit langem in Zürich nicht mehr gebaut werden durften *). Unsre Weidlinge gehörten zu den kleinen Schiffen. Denn neben den Wallestattern gab es auch halbe Wallestatter.

Bald aber drückten die vielen erhöheten Zölle, die nur bis Basel an fünf Orten bezahlt wurden: die steigenden Schifflöhne, welche die Lauffenburger-Schiffer, die Se-

*) Richte Brief 1325. 1336.

finger, die Knechte, die den Meistern behülflich waren, foderten, die Limmat-Schiffart. Und daß die Christen 1454. Constantinopel verlohren, daß gegen 1500. ein kühner Portugiese die Fahrt um Afrika nach Asien entdeckte, wer sollte es glauben? machte die Schiffart der Zürcher sinken. Schon 1461. war der Erwerb so schlecht, daß man die vorher unbestimmte Zahl der Schiffmeister auf 16. einschränkte, damit sie Brodes genug hätten. 1481. machte man sie zu den einigen und eigentlichen Fischeren der Bezirke, welche die Stadt von der Limmat besitzt. 1498. gab man ihnen Antheil an gemeinen Steinfuhren u. dgl. die sie vorher verachtet, oder nicht brauchen durften. Schlechte Meister schlichen sich in die brodlose Innung ein, und verscherzten das Zutrauen der Leuthe. Endlich unterdrückte bey dem geringen Credit der Schiffer die Verbesserung der Landstrassen, die Erfindung der Postwagen und Landkutschen, die Güterfuhren und Reisewagen die Schiffart vollends. Italienische Waaren, Badcuren und Zurzacher Messen blieben eine Zeit lang ihr vornehmster Brodgewinn. Allein die ersten rissen die Landfuhren immermehr an sich, und die mittlern die steigende Summe von Pferden und Wagen. Das Zurzacherschiff verlor durch Unfälle sein Ansehn. Ehmals fuhren Kaufleuthe, Krämer und Liebhaber in einem grossen Nawen nach Zurzach, der bey Klingnau landete. Der Nawen stand vor dem Kaufhauß zu Zürich, 130. und mehr Personen stiegen mit ihrem Gepäck hinein, und zahllos war die Menge der Kinder, Freunde, Neugierigen, die ihre Väter und Freunde von Land stossen sehen wolten. Man saß, und ein Stadtbedienter rief Stillschweigen. Alle Häupter entblößten sich, und der Schiffertiger, einer der kleinen

Räthe, fragte mit ernster Miene die Schiffmeister um alle Bedürfnisse der Farth: ob sie die Laudung abgeredt? ob sie Friede getrunken? und entließ alle mit kräftigen Seegensprüchen. Jetzt macht sich auch diese Farth in Weidlingen.

Selbst das Aufblühen der Fabricken in unserer Vaterstadt, und ein neuer Versuch, Waaren nach Basel zu führen waren, ohne Frucht für die Schiffart — da also dieselbe ihren Mann nicht mehr nährte, ließ man allmählich die Meister auf acht, die Knechte unter den Bürgern auf vier, endlich die Meister auf sechs, und ihre Nachfolger auf zween abnehmen; und in unsern Tagen ereignete sich der Fall, daß nur kein Bürger mehr seine Dienste anbot. Nur selten erblickt man einen Nawen auf der Limmath, wann im Frühling Glarnerkaufleuthe, Schiefertafeln, dürres Obst, Kirschengeist, und andre Natur und Kunstprodukte auf grossen neuen Schiffen den Strohm durch unsre Meister herunterführen: oder wenn im Herbst Anwohner des Sees ihren süssen Most in die untren Revieren der Stadt verkauffen; oder Stein und Holz herunter geführt wird. Alle Aufmunterungen scheinen einer Kunst zu fehlen, die doch so nahe liegt, und so viel Vortheil als Aumuth denen verspricht, die sich ihrer bedienen wollen.

5.

Merkwürdigkeiten der Limmat.

So fließt zwar kurzen Laufs, aber reich an Wasser, und schön von Farbe, und rein, wie eine Brunnquelle die Limmat, in ungleicher Schnelligkeit sechs Stunden

bis zum Einfluß in die Aar, beym daher genannten Limmatspitz, am Ende des Dörfgen Vogelsang, in einem rechten, oder beynahe rechten Winkel. Wenn das Wasser schon bey der St. Niklausstud, eine Viertel Meile ob der Stadt, wie man sagt, zuflieſſen anfängt, (welche Revier des Sees den Bürgern ausschließlich zum Fischen, und jedem erlaubten Vergnügen ausgezeichnet, und von den Gesetzen der Innung ausgenohmen ist; so daß sie keine eigentlichen Fischenzen enthält,) so wird doch der Zug des Wassers erst um die Pallisaden der Stadt merklich. Von da bis zum Einfluß der Sil an dem Spitz des Schützenplazes trägt sie in alten Schriften den Namen Aa: Ein Wort das einen Bach, Fluß, oder rinnendes Wasser bedeutet, und von mehr als einem dutzend Bächen in der Schweiz der, mit und ohne Veränderung, übliche Name ist. Mags aus dem aqua der Lateiner, oder lieber aus der uralten deutschen Sprache zurückgeblieben seyn. Beym obren Müllesteg der Stadt hat sie in Schriften der Polizey bis zum Bach bey Wipkingen seit undenklichen Zeiten den Beynamen der Bürgerallmend, weil der Fischfang in diesem Bezirk, wider ausschliessend den Bürgern, und der Gemeinde zukömmt. Schon in der Stadt ist die Schnelligkeit des Strohms groß, und der blosse Fall treibt unter den Pallisaden das grosse Wasserrad an der oberen Brügge. Die Höhe des Lindenhofs soll nach einer alten, aber unwahrscheinlichen Sage, mit der Oberfläche des Wassers bey der St. Niklausstud, ganz Wasserrecht liegen. Anderthalb Stunden weit behält sie diese stürzende Schnelligkeit, bis einiche Minuten unter dem Kloster Fahr; wo sie sich eine Stunde lang sanften Ganges und in ungewüssen Pfaden forttreibt, bis zum Kessel bey Würenlos, wo sie die

frühere Schnelligkeit wider gewinnt, und bis unter Baden in hohem Grade, aber später in etwas geschwächtem bis zum Ausfluß beybehält. Je enger hie und da ihr Bett ist, desto eilender drängt sie sich durch; je mehr sie sich verbreiten oder sogar theilen kann, desto schwächer ist ihre Bewegung. Diese grosse Schnelligkeit ist die Ursache, daß man niemals hinauffährt, es wäre denn mit Waaren, und aus nicht fernen Orten: sie macht die Arbeit der Schiffer äusserst mühsam, und die Fahrt zum entschlummern langweilig und unsanft. Alles wird mit einem starken Stachel gethan, und das Recken, aber durch die Schiffer selbst, hie und da, wo Gelegenheit ist, zu Hilf genohmen. Die abwechselnden Tieffen, die etwa steilen Borde, die schnellen Krümmungen des Strohms machen in diesem Fall das Uebersetzen von einem Bord zum andern, und das öftere ausruhen, auch mancherley Kunstgriffe nothwendig. Nur nervichte Männer von grossem Wuchs sind dieser Schiffart gewachsen. Allein sie sezt auch die Schiffer ganz in den Fall, jede kleinste Veränderung, und jede Schwierigkeit des Herabfahrens im genausten Detail kennen zu lernen. Beynahe einen ganzen Tag treiben eben die Schiffer den fastleeren Kahn hinan, mit dem sie ruhend, und zugleich mit einer Last von 60. Ctner. in zwo Stunden herunter mehr geflogen, als gefahren waren.

Das reine Blau, die gesunde Kälte und die schöne Farbe fällt nie stärker in die Augen, als wenn nach ein Paar regnerischen Tagen von der einten Seite der Wolfbach, von der andren die Strangen der inneren Sil den Fluß mit einem gedoppelten Saum gelblichten und schlammichten Wassers einschliessen. Noch mehr, wann die wilde Sil

ihre trüben Wogen der Limmat zugesellt, und man beyde, zwar vereinigt, aber unvermischt eine kleine Stunde weit fortwandeln, und erst unter Wipkingen sich allmählich nach vielen Krümmungen des Strohms unter einander vermengen siehet. Die Reinheit selbst ist so groß, als sie nur bey einem Fluß seyn kann. Die neusten Proben sind entscheidend, bey welchen man, aus Veranlaßung der mineralischen Quelle, die sich gegen das Ende von 1791. wider neben der Wasserkirche hervorgefunden, durch alle möglichen Versuche, nicht nur diese neue Quelle, sondern auch das damit vermischte Limmatwasser von einer Güte und Reinheit befunden hat, die das Trinken, hie und da weniger guten Wassers aus kostbaren Brunnen entbehrlich machen könnte, wenn nicht Bequemlichkeit, auch besonders in Feursgefahren, und in Zeiten trüber Limmat, nach langen Regen, und der Mangel an Anstalten, das Limmatwasser in seiner ganzen Reinheit zu bekommen, immer noch lauffende Brunnen unentbehrlich machte.

Woher hat die Limmat diese vorzügliche Schönheit, die selbst die Klarheit des Rheins, und also aller andren Ströhme und Flüsse Helvetiens übertrift? die sie zum beliebten Aufenthalt der edelsten Fische, und zur Wässerung sehr bequem macht? Sie verdankt diesen Vorzug dem Zürcher und Wallensee, die sie destilliren, und den Quellen, aus denen sie entspringt. Ihr Wasser ist eine Zusammensetzung von Gletscher und Schnee einerseits, und von Quellwasser anderseits; die Seen aber, und besonders der Zürchersee, nimmt bey seiner Länge von 8. Schweizerstunden, in welchen die Wasser sich fortdrängen, den Rest aller Unreinigkeiten weg, behält sie bey sich, und wird davon immer mehr vollgestopft: und läßt hinge-

gen dem gereinigten Wasser freyen Abzug. So reinigt der Bodensee den Rhein, der Genfersee die Rhone, der Vierwaldstättersee die Reuß. Der Sand und Leimen sinkt, je die schwehrsten Theile zu erst, zu Boden, und bilden durch Länge der Zeit die neuen Bezirke von Land, welche den Zürichsee vornemlich bey Schmerikon, den Wallensee bey Wallenstadt und Wesen, den Genfersee bey Villeneuve, den Neuburger bey Yverdon u. s. w. immer mehr verengen. Aus dieser Ursache hat die Limmat ein tieffe- res, reineres Blau als die Aare und Reuß, wenn sie alle drey zusammentreffen, denn nur sint 6. Stunden hat die Limmat den Zürich — seit mehrern die Reuß den Vierwaldstätter — und sint wol 24. Stunden die Aare den Thunersee verlassen, und mitlerweile eine Menge ihre Reinheit beflekende Waldströhme und Bäche aufgenohmen. Die nie gewaschnen Ströhme der Thur, Töß, Emme, Loretz erreichen nie die schöne Farbe der Limmat, der Reuß und des Rheins.

Die Grösse der Limmat, und ihre Wassermenge ist sich sehr ungleich, und läßt sich schwehrlich genau bestimmen. Ihre größte Breite, wenn sie beym Wasserthor zu Zürich den See verläßt ist weniger nicht als 740. Fuß. Allein sie zieht sich sogleich bey der oberen Brügge der Stadt in ein engeres Bett zurück, das sich bey der unteren auf 240. Fuß Breite einschränkt. Ein kleiner Strange läuft indessen abgesöndert unter dem Rathhauß und dem Schlachthauß durch. Bald athmet sie wider freyer, und dehnt sich unter dem langen Stäg am Ende der Stadt auf 550. Fuß aus. Allmählig zieht sie sich bey Wipkingen bescheiden in eine Breite von 175. zusammen. Unter dem Kloster Fahr ist diese Breite überall abwechselnd und un-

be-

bestimmbar. Unter der Wettinger Brügge hat sie nicht mehr als 200. Fuß. Und diese Zahl dürfen wir wol als die gemeine und gewöhnliche von der Limmat annehmen. Das will für ein kleines Land, das reich an Wassern ist, nicht wenig sagen. Nur in der Stadt Zürich nimmt sie einen dritten Theil des Bodens innert den Stadtmauren, etwa 50. Jucharten Land ein. Allein so groß ist der Vortheil des Wassers, daß alle Erndten und der beßte Anbau des Bodens, wenn ihr Bett dessen fähig gemacht wäre, den Nuzen nicht aufwegen würden, den sie durch Schiffart, Fischerey, Wässerung, Wasserwerke würklich leistet, da sie noch weit mehr leisten könnte. Von Vergnügen und Anmuth, welche sie verbreitet, nicht zu reden.

Indessen füllt die Limmat nur die Helfte des Jahres die genannte Breite ihres Canals. Im Winter schlängelt sich dürftig eine schmale Streife des Wassers zwischen den breiten Kieselufern fort; kaum hinreichend für Mühlen und Wasserwerke, die denn den Strohm durch bretterne Dämme auf ihre Räder leiten, und hie und da Oefnungen kaum für die Breite eines Weidlings übrig lassen. Allein die Schiffart steht dann auch beynahe stille.

Eben so verhält es sich mit der Tiefe des Strohms. Kaum ist sie sich wenige Tage gleich, und fällt um das Neujahr, sechs bis zehen Fuß von ihrer sömmerlichen Höhe. Man hat schon Tagebücher über das Steigen und Fallen des Strohms geführt, und die größten Höhen und Untiefen in Chroniken verzeichnet, und vor Altem gefeyert. Beyde stellen die Schiffart und verschiedne Wasserwerke still, die übermäßigen Höhen sind noch überdas für anwohnende Privaten und ihre Güter und Häuser gefährlich, der Wassermangel dem Fischfang. Genaue Beobachtungen

lehren, daß die Limmat gemeiniglich im Aprill, May und Brachmonat anschwellt, und vom Herbstmonat bis Wintermonat am meisten fällt; im Sommer eine ähnliche Höhe, im Winter eine ohngefähr gleiche Tiefe beybehält. Bey aller Höhe und Tiefe behält sie ihren Schmuck und ihre Reinheit. Nur lang anhaltende Regen schwemmen eine solche Menge von Unreinigkeit von nahen Bergen in See und Limmat, daß sie in der Stadt selbst grünlicht, weiterhin gelblicht und voller Schlamm fließt, bis nach einigen Tagen ihre gesunden Säfte hergestellt sind.

Seltsam, daß eben die Ursachen, welche die Sil austroknen, lange und heisse Sommer, die Limmat mit überschwenglichem Wasser füllen: oder ein kurzer Südostwind, der Foen der Schweizer, ihre Fluthen im Frühling für einige Tage häuft. Denn die Limmat dankt ihre Wasser jenen prächtigen Schneegebürgen, die sich ferne her im See spiegeln, und an schwülen Sommertagen im Purpur des Abendroths glimmern, und die Hälfte des Zürcherischen Horizonts beschliessen: hingegen nur wenig dem Regen. Die Frühlingswärme also, die in jenen Monathen der wachsenden Limmat, den Schnee der Gebürge und das Eis ihrer Thäler schmelzt, füllt alle Bäche und Flüsse, welche sich in den See und die Limmat ergiessen. Die sengende Hize der Sonne, die ringsum alle Bäche und Waldströhme versiegen macht, schwellt durch das Aufthauen der Gebürge die Limmat an. Dazu kommt das Aufbrausen der Quellen in unsrem gebürgigen Vaterland im werdenden Frühling. Wann aber lange Regengüsse hinzukommen, welche alle Bäche und Ströhme füllen, und das Bett des Sees und die Limmat überfliessen machen, dann ist der Schaden ungläublich groß. Die

Limmat dringt schon in der Stadt durch die sandichten, kiesigten Theile des Grundes, in Häuser und Keller, und deckt die angränzenden Gassen. Die niedrigeren Brüggen müßen mit neuen Lasten beschwehrt werden, viele hundert Jucharten Land werden unter Wasser gesezt, und mit Schlamm bedeckt. Die Gemeinweiden werden von unten durch den Boden hinauf, und von oben gefüllt, und in Sümpfe verwandelt, die Schiffart hört auf; die Fischerey nihmt ab, und die Geschichte früherer Jahrhunderte erzählt Szenen des Grauens von solchen Ueberschwemmungen, welche die klügere Nachwelt durch Anstalten unschädlicher gemacht hat.

6.

Der Lachsfang.

Ihr könnt die Nüzlichkeit des Limmatflusses aus der Zahl der Gattungen der Fische, die gefangen zu werden pflegen, (so sehr die Zahl der einzelnen Fische abgenohmen hat,) und dem feinen und zarten Geschmak einiger Gattungen, unter die man von jeher die Forellen, Aeschen, Sälmlinge, Aele, Trüschen und Groppen zählte, und denen man auf dem offenen Fischmarkt einen besondern höhern Preiß von denselben Fischarten aus dem See bewilligte, merken. Die schlechtere Wirthschaft, der Schleichhandel, und andre Ursachen haben die Menge dieser Fische beträchtlich, aber wol nicht unersezlich vermindert.

Wer überhaupt Oberwäßler, oder Seefische für Niederwäßler oder Flußfische verkauft, wird sehr stark gebüßt. Fast jede Art dieser Fische darf nur in bestimmter Grösse oder vorgeschriebnem Alter, nur mit genau bestimmten

Geräthen, und nur in bestimmten Zeiten gefangen werden. Dennoch sind weniger nicht als siebenzehen Arten von Limmatfischen *). Den Aal hat indessen das Glatflüßgen noch zärter, und wolgeschmakter. Die Mündungen der Sil, der Töß, der Thur wimmeln um die Zeit der Ostern von Nasen. Allein der Lachß und Salm, und ihre Brut, die Sälmlinge, sind, unter den Ströhmen des Zürichgebiets, wenn schon selbst Fremdlinge, allein der Limmat eigen. Der Salm ist durch seine Grösse, und seinem vernunftähnlichen Instinkt der König unsrer Fische. Oft ward mir das anmuthige Schauspiel, aus dem Fenster dem Lachsfang zu zusehen, und die mahlerische Erleuchtung zu bewundern, die schnell den Fluß herunter wandlend, jezt die liebliche Promenade des Schüzenplazes, dann bald die stättischen Fabricken und Landhäuser, dann die übrigen durch Kunst und Natur schönen Ufer der Reihe nach erhellte, und auf ein Paar hundert Schritte um sich her alles in helles Licht sezte: indessen man in tiefer Stille nichts als das Knastern der Flamme hörte, und ringsum am ganzen Himmel dichte Finsterniß sich um den erleuchteten Kreiß anschloß. Ich konnte mich nicht enthalten, einmal eine Parthey solcher Fischer um ein Pläzgen im Schiff bey der Lachsfart anzusprechen, die gewöhnlich in die zween lezten Monathe des Jahres fällt.

*) Der Aal, die Aesche, der Alet, die Barbe, die Forelle, die Groppe, das Bambeli, das Gründelein, die Haßlen, das Laugeli, die Nase, der Lachs, das Neunaug, die Rottelen, der Rißling, der Sälmling, die Trüsche. Zur Seltenheit finden sich einzelne Muster andrer Arten, die aus See und Bächen dahin verirrt sind.

Die Zürcher-Liebhaber treiben diese Fischerey nicht so fast um des Vortheils, als Vergnügens willen, bey der sie Frost und Nachtluft nicht scheuen dörfen. Zeigen sich ihrer mehrere, so theilen sie sich in kleine Sozietäten zu vier und wechseln mit den Nächten. Die Limmatvögte geben die Bewilligung. Man trift mit der Hochwacht auf den Thürmen der Stadt Abrede, daß sie die Flamme nicht für Feursbrunst ansehe, und Lerm blase. Jede Sozietät fährt denn in den angewiesnen Nächten, ein, zwey oder dreymal auf die Lachse. Ist die Pfanne (ein eiserner Korb an einer hohen Stange) ist eine mächtige Mannsladung von Kienholz in Bereitschaft, sind die Fischer in leichte aber doch warme Kleidung verpanzert, und mit Neptuns fruchtbarem Szepter ausgerüstet, urd die Schiffer hinten und vorne im langen Weidling auf die Gränzen postiert; so wird die Kienladung entzündet, und hoch von ihrem Mann, der die Feurfunken, die es herabregnet, nicht scheuen darf, mitten im Schiff in die finstre Luft emporgehoben. Quer über dem Strohm schwebt das Schiff geräuschlos herab, und nimmt einen grossen Theil der Breite des Strohms ein. Rechts und links der leuchtenden Fakel nehmen die Harpuniers ihre Plätze unentweglich ein, die starren Blicke in den Strohm gesenkt, den Geeren in Bereitschaft, um jeden Augenblick ihre Beute zu durchboren, und mit gänzlichem Sillschweigen. Die Flamme erleuchtet den Strohm bis in den tiefsten Grund. Alle Helle des Tages ist Dämmerung gegen der durchdringenden Erleuchtung des 4—10. Fuß tiefen Strohms. Man würde schwöhren, jedes Steinchen, jedes Fischgen unterscheiden zu können. Bliz schnell fahren Steine, Gesträuche, Fische herauf unter dem Schiff, und

fliehen die Ufer, die man nur stückweise erblickt, mit Gebäuden, Bäumen und aller helldunkeln Illumination an den Seiten hin. So ist mit einmal der überraschte Lachs oft mit seinem Weibchen, auf seiner Grube, in blendende, ungewohnte Helle versezt, und Krak! in einem Nu durchborrt, und vom nervichten Schiffer im gleichen Augenblick durch eine eben so künstliche als starke und behende Bewegung in das Schiff geschleudert. Alle Achtelsstunden wird die Fakel mit Kien erneuert. Die weisse Grube, wo der dem Todt bestimmte Fisch sich gelagert, hatte schon von Ferne entgegengeglänzt. Man zog einen Vierzigpfünder herauf. Das tödtlich in der Mitte des Leibs verwundete Thier wälzte sich gewaltig zu den Füssen seines Feinds, und schlug sich krämpfend mit dem Schwanz um sich, bis es vollends todt geschlagen war. Die mehrern Lachse, die man in der Limmat fängt, sind indessen nur von 16—24. Pfund gewöhnlich. Die Fischer aus den Landleuthen verrichten weniger kostbar das Geschäft in den untern Theilen der Limmat, mit mehr Vortheil; die Klöster Fahr und Wettingen lassen die meisten fangen, und alle angränzenden Dorfschaften mit Fischerrechten wetteifern so sehr, daß die Zürcher nur einen kleinen Ueberrest erjagen.

7.

Etwas zu der Naturgeschichte des Sälmlings und Salms.

Wir kennen den schönen und edlen Fisch, den wir mit dreyen Namen, und bey uns als drey Arten, Salm, Sälmling, Lachs zu nennen pflegen, nur in seiner Kind-

heit, und im spätern Alter. Er ist Fremdling, wie die Störche, und andre Zugvögel, und seine wahre Heimath sind vornemlich die beyden Meere, die Ostsee und die Nordsee. Was die helvetischen Flüsse betrift, so steigt er durch den Rhein, ehmals zu tausenden, nun noch zu hunderten bis an die Gränzen der sich dahin ergiessenden Hauptströhme. Die Chroniken von Luzern, Bern, Basel, Schafhausen, Zürich enthalten Anzeigen von ausserordentlichen Lachsfangen, bey denen etliche hunderte in einem Winter in den eingeschränkten Bezirken dieser Städte gefangen werden. Basel treibt, oder trieb vielmehr ehmals, einen beträchtlichen Verkehr damit, und der nur nicht alles erschöpfenden Kunst der dasigen Fischer, nebst der freyen Rheinfart ist es zu danken, daß so viele Städte Helvetiens das Fleisch des Lachses versuchen, Klöster ihre Fasten desto eher bestreiten, und delikatre Gaumen selbst den Salm, (das ist den Fisch in seiner beßten Jahrszeit) um theure Bezahlung aus den obren Rheingegenden erhalten können. Es ist allerdings nur die unglaubliche Fruchtbarkeit des Fisches einerseits, und der unüberwindliche Naturtrieb, seine Eyer den reinen Gewässern auch des Schweizerlandes, mehr als hundert Meilen von seinem Vaterland entfernt, zur glücklichen Ausgeburt anzuvertrauen, Ursache daß wir ihn persönlich kennen, und frisch geniessen können. Er geht nach tausend Gefahren, die er den Rhein hinan bestanden hatte, in die schmalen, untiefen und hellen Wasser, wo der Feinde so viel auf in lauren, und so mächtig bewafnet sind, für seine künftigen Jungen, die er nie erblickt, einem gewüssen Tod entgegen. Man will zu Glarus und Altorf schon Lachs in Lint und Reuß gesehen haben; vielleicht, daß es ihm, als Meerthier auch

nicht so schwehr fällt, süsse stehende Wasser von 8. bis 10. Stunden zu durchkreuzen, und den dem Menschen unmerklichen Spuren des Flußwassers nachzugehn. Unübersteiglicher ist ihm der Rheinfall von Lauffen; und man zweifelt mit Recht, ob die Erzählungen vom Heraufklättern durch den Sturz des Rheins wahr sind. Am Fuß desselben fängt man denselben zahlreich. Die gewöhnlichen Gränzen wären also, der Rheinfall bey Schafhausen, Zürich am Haupt der Limmat, Bern und Thun an der Aare, Luzern an der Reuß. Trübe Waldströhme, wie Thur, Töß, Emme, und Bächen ähnliche Flüßgen besucht er kaum in der Mündung. Reinheit der Wasser, und eine gewüsse Tiefe scheinen ihm unentbehrlich.

Bekannt ist, daß Alter, Geschlecht, Jahrszeit seinem Fleisch verschiedenen Werth, und ihm selbst verschiedene Namen geben. Salm (Salmo Salar, im Forellengeschlecht, unter den Pisc. abdominal. bey Linne) heißt der Fisch im Frühjahr bis zum End des Heumonats, wenn er fetter, derber, schmakhafter ist; er kömmt den Schweizern um theure Preise von Lauffenburg und dem Rhein her. Lachs ist sein Namm, vom Augstmonat bis zum neuen Jahre, die Zeit, wo er gemeiniglich in Aar, Reuß, und Limmat gefangen wird. Das Männchen, der Milchner hat von seinem krummgebognen Kiefer, den Namen Haggen bekommen; das Weibchen, den Rogner, nennen die Schweizer die Luderen. In dieser Zeit ist ihr Fleisch weich und schlecht. Ein Pf. Lachs gilt nicht viel mehr als gemeines Rindfleisch, indessen der Salm das Pf. mit 20. ß. bezahlt wird. In Basel und Schafhausen sind die Preise in Zeiten guten Fangs noch viel nidriger. Grössern Werth hat der kleine Sälmling, und lebt in Gesellschaft seiner

Verwandten, der Forellen. Die verschiedne Lebensart, die verschiednen Fischergesetze, und Anstalten zum Fang haben aus einer Fischart, zwey und drey gemacht. Weil der Salm seine früheste Kindheit bey uns zubringt, und auch im Alter uns wider besucht; so steht er unter den einheimischen Fischen auf der grossen Fischtafel *), lebt unter den Polizeygesetzen der Stadt in seiner Jugend, die zu ihm Sorg trägt; allein in seinem gestandnen Alter ist der Lachs für Vogelfrey erklärt, er darf in allen Jahrszeiten gefangen werden; und alle Bürger, nicht nur die Fischer, dürfen ihm auflauren.

Man erstaunt, wenn man liest, wie unzählig viele Salmen von den Holländern schon beym ersten Versuch in den Rhein zu gehen, wenn im Frühling die breite Mündung des Strohms sich ihnen öfnet, gefangen werden. In der ganzen Länge des Strohms bis Basel sind ungläublich viele Anstalten ihn auf alle Weisen zu berücken. Nur die Beobachtung, daß ein einziges Weibchen 20. bis 30000. Eyer hat, und die muthige Klugheit des Thiers, Gefahren auszuweichen, und Schwierigkeiten zu überwinden, erklärt uns die Möglichkeit, daß so viele Lachse den Schweizern zu Theil werden. Von ihren künstlichen Zügen, und verschiedenen listigen Ränken mögen wir wenig aus Erfahrung wissen, denen nur die wenigen Flüchtlinge der schon erschlagenen Haupttruppen, zu einzelnen Paaren zu Gesicht kommen. Was wir sehen ist,

*) Diese in zwey grossen Tafeln bestehende, alle Fische des Sees und der Limmat nach der Natur gezeichnet und gemahlt, und einiche Fischergesetze enthaltende, schöne Fischtabelle hängt auf dem Rathhauß der Stadt Zürich, und ist jederman zugänglich.

daß sie sich im Herbstmonat und gegen den Winter tiefe Gruben hölen, die Steine in etwelche Ordnung legen, und den abgelegten Saamen mit klebrichtem Schleim überziehen, der die Lachsgruben durch das helle untiefe Wasser von weitem kennbar macht. Wenn im Winter bey allzu kleinem Wasser die Gruben aufs trokne kommen, so verdirbt dennoch der Saame nicht, sondern wird bey wachsendem Strohm, und an der Wärme der Frühlingssonne lebendig. Diese Arbeiten ermüden den Fisch, er wird hager, sein sonst röthliches Fleisch weißlicht und kraftlos; er selbst verbirgt sich in stille, schattichte Gründe, und kehrt beym allzukleinen Wasser, wenn ihn das fast unvermeidliche Schicksal verschont, in den tiefen Rhein zurück.

Wenn indessen die alles erneuernde Frühlingswärme auch die Eyer des Salms im zunehmenden Wasser der Limmat belebt; so kriechen der Sämlinge bey tausenden hervor, und zeichnen sich Kennern durch schwärzlichte Pünctgen vor den Forellen aus. Schon den kleinen Sälmlingen sind tiefe Flüsse angenehmer als Bäche, und reine Wasser lieber als schlammichte Ufer. Daher sind sie selbst aber auch eine zarte, selbst Kranken gesunde Speise. Verdachtlos schwimmen die kleinen in zalloser Menge gesellschaftlich längst den hohen Ufern. Das Gesetz macht sie unverletzlich, bis sie die Länge eines Fingers haben. Man sieht ihrer oft ganze dichte Reyhen unter dem jungen Aufwuchs der Forellen und Aeschen längst den von Steinen gebauten Dämmen der Limmat in der Stadt den Strom hinandringen, an der Oberfläche des Wassers. Man fängt sie hierauf auch klein in grosser Menge: was von ihnen übrig bleibt, schwimmt gegen dem Ende des Sommers

tiefern Ströhmen zu. Im Meer wächst der kleine Sälmling zum starken Salm an.

Gegen keinen Fisch sind so viele und so verderbliche Anstalten erfunden worden. Sie tretten zu tausenden bey Basel in die Schweiz; allein zu tausenden werden sie schon bey dem Eintritt mit Ga nen an den Mündungen der Birs, des Birsig und Wiesenflusses gefangen *). Man hat Gitter und Fangkasten bey Lauffenburg für sie in Bereitscha t, wo es fast unmöglich scheint, daß sie solten entrinnen können, und Waagen, (eine ähnliche Maschine) zwischen Basel und Lauffenburg. Man bindet sogar Weibchen an Stricken in die Maschinen, die Männchen herbey zu locken. Eine Lachsfalle im Lauffen fängt ihrer manchen. Salmen und Spreitgarne umzingeln sie an andren Orten gänzlich, über die sich oft der Monarch des Flusses mit einem Sprung rettet. Was allen diesen Mordanstalten bis nach Waldshut entgeht, dringt in die Aare, und bald in die Limmat und Reuß. Von den Brüggen zu Zürich werden ihm gelegentlich die schrecklichen Harpunen mit acht und mehr Zaken mit Widerhaken in den Leib geworfen, mit welchem sie etwa viele Schritte weit sich forttreiben, bis sie abgemattet der Schwehre des Eisens nachgeben, und liegen bleiben. In der Limmat fangen sie der Reyhe nach die Vogelsänger-Bader-Wettinger-Dietiker-Fahr-Höngger-Altstetter-Wipkinger-Fischer. Der kleine Ueberrest fällt in die Hände der Zürcher, welche dieselben so wie die drey leztgenannten Fischer auf den öffentlichen Markt in Zürich tragen, und nach der ge-

*) Siehe Brukers Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel. passim.

machten Taxe verkaufen müßen. Die Menge nimmt von Jahr zu Jahr ab, woran die engergewordenen Eingänge in die Aar bey Coblenz, welche durch kleine neuentstandne Inseln beschränkt werden, die immer zunehmende Kunst und der Eigennuz der Fischer am Rhein, u. s. w. Ursache seyn sollen.

Noch sind die Menschen nicht des Lachses einzige Mörder. Armselige Blutsauger hängen sich an seinen Schwanz und die weichern Theile seines Cörpers. Sie sollen den Fisch so entsezlich martern, daß er sich wüthend im Wasser herumwälzt, und seine Feinde an den Ufern zu erdrücken sucht. Man traf schon von ihnen ausgesogne Salmen, tod an den Ufern liegen an. Die Sälmlinge aber sind größren Raubfischen eine wohllüstige Speise.

8.

Fragmente zur Geschichte der Limmat-Fischerey.

Eine gute halbe Stunde ströhmt die Limmat pfeil gerade fort. So weit erstreckt sich die Fischerey der Zürcher. Die Pallisaden von Oben und der Wipkinger Bach von Unten sind ihre Gränzen. Die obere und kleinere Hälfte ist in Privatfischenzen abgetheilt, die untre aber heißt die Zürcher Allmend, denn die Fischerey darinn ist ein gemeines Gut der Stadt, oder Bürgergut. Die Bürgerschaft ist Besitzer, der Magistrat Verweser, und schränkt die Fischerey durch Polizeygesetze in die zur Erhaltung derselben nöthige Schranken ein. Der oberste Theil der Limmat enthält sieben Fischeuzen, deren genaure Abtheilung und Namen in die älteste Geschichte der Stadt hin-

anreichen *). Unlängst hat die Zunft der Fischer die Nutzung, der Magistrat das Oberlehnsrecht von zwoen derselben an sich gebracht, und leztere, zum gemeinen Beßten der Stadt und der Schiffart, die hohen Gehäge ausreissen lassen, welche die Limmat in ihrem Lauf aufhielten, und bey hohem Wasser der Stadt manche Gefahr brachten. Auch die Müller der Stadt geniessen das Vorrecht, hinter ihren Müllwerken in der Limmat, gleich den zünftigen Fischern ausschliessend zufischen. In der Allmend aber sind alle ehmaligen Fache und Anstalten gänzlich abgeschaft worden. Und nur besondre Bewilligungen bey feyrlichen Anläßen, wenn z. E. fremden Herren von Stands wegen Fische zu verehren, gefischt werden muß, wenn die zünftigen Fischer zween Züge in der Allmend alljährlich thun, machen sehr seltene Ausnahmen. Wer aber nicht Bürger ist, darf, und wenn er schon in der Stadt wohnte, auch in der Allmend gänzlich nicht fischen. Der obere Müllestäg scheidet die Privatfischenzen, von der Bürgerallmend: in welcher kein Fach, keine Räusch, kein Behren, kein Garn oder Nez gesezt werden darf, wo aber jeder Bürger am Ufer oder in einem Schiff mit dem Angel und der Federschnur zur Verbesserung seiner Mahlzeit fischen darf.

Allein seit den ältesten Zeiten verwendeten die Bürger alle erlaubten, und verbottenen Künste der Fischerey, um die Allmend für sich ergiebig zu machen, und für das Publikum auszuleeren. Je mehr sich die Obrigkeit bemühte dem gränzenlosen Eigennuz zu steuren, desto kühner

*) Siehe Bullingers Ausgabe von Bluntschlins Merkwürdigkeiten der Stadt und Landschaft Zürich.

und erfinderischer waren die Fischer von verschiedenen Namen, die Gesetze zu untergraben; besonders zur Zeit, als noch ganz Zürich Fasttage mit Fischessen feyrte, die Stadt von Klöstern und Geistlichen wimmelte, und alle Mahlzeiten der Bürger sich in 3. Fleisch- und 4. Fischtage theilten. Merkwürdig ist, daß die Uebertretter der Gesetze, nach der besondern Freyheit des Fischerhandwerks, allererst von der Fischergesellschaft selbst gebüßt werden. Das mochte eine Ursache seyn, daß so vieles ungestraft von den Theilnehmern des Handwerks gesündigt wurde; und hinwider unaufhörliche Fehden zwischen diesen, und den übrigen Fischern herrschten. Eine ewige Eifersucht herrschte unter drey Classen von Fischern.

Erstens; den Fischern, die eigne Fischenzen, oder als Pächter besassen: die daher die Kunst als einzigen Broderwerb, oder später in Verbindung mit der Schifferey trieben, und Knechte hielten. Bey allem Eigenthumsrecht durften sie es nicht übel nehmen, wenn, wer da wolte in ihren Fischenzen von der Landfeste, oder einer Brügge, oder einem Steg mit der Angelruthe und Federschnur fischte, oder wenn Knaben im Winter unter den Steinen Groppen stachen. Sie durften wol die wilden, und vom Staat geschüzten Wasservögel verscheuchen, aber töden durften sie diese Freßler in den gebannten Fischenzen nicht.

Demnach den zünftigen Fischern, die eigentlich das Handwerk ausmachten, den niedrigen Gerichtsstab führten, und mit allen Innungsrechten versehen waren: auch eine eigne Gesellschaft auf der Zunft zum goldnen Anker (jetzt Schifleuthen) ausmachten. Die ganze Zahl derselben, die ehmals so groß war, daß sie mit den Fischführern (welche mit Fischen handelten, sie von Fischern der

Landschaft kauften, und zu Markt brachten,) und den Fischverkäufern (die auf eignen Bänken, auf dem Fischmarkt die Fische feil boten, wägen und verkaufen mußten: jetzt der einzige Fischwäger) 1336. acht Mann zu den Zwölfern gaben, zween Drittel der Mannschaft, die der Zunft auferlegt wurden, zum Soldat ausstaffierten, und verköstigten, und grosse Männer unter den Wassern, auch Bürgermeister und mehrere Häupter des Staats aufstellten, ist zu nichts verschrumpfen. Man kennt jetzt keine Fischer von Handwerk mehr, als die Schiffmeister, und einige Liebhaber, die in die dritte Classe der Wildfischer gehören. Ehmals hatten sie eine eigne Trinkstube, einen Sekel, Pfleger und seine Räthe, Gesetze und Fischergericht, (wie oben gesagt) viele Freyheiten, und standen unter den übrigen handwerktreibenden Mitburgern im Flor. Ein zünftiger Fischer mußte nicht nur die Zunft, sondern ihre Gesellschaft annehmen, und sich mit 1. Pf. Pfenning in den Sekel, und 5. ß. zum Trunk den fischenden Brüdern einkaufen, (um diesen Preiß konnte man damals bey den meisten Handwerken Meister werden,) und einen Eid thun, die Fischergesetze zu halten. Damit bekam er das Recht, auf der Bürgerallmend, vom Land und im Schiff, wann und so oft er wollte, mit allen erlaubten Geräthen zu fischen. Auch sie durften nicht hindern, wenn Wildfischer und Liebhaber am Ufer mit Ruthen und Angel ihnen manchen fetten Bißen weghaschten.

Diese bloßen Dilettanten der Kunst machten unter den Namen Wildfischer die dritte Classe der Fischer aus. Diese mußten nicht nur der gebannten Fischenzen schonen, sondern auch, wenn sie in der Allmend mit verschiednen Gerä-

then, und auch aus Schiffen (das war eben der ewige Zank der Gemeinbürgerlichen mit der Zunft) fischten, sich begnügen mit dem, was sie zum Hauptgebrauch bedurften, ihre Mahlzeit zu verbessern, zum Verkauf durften sie nicht fischen. So waren den verschiednen Fischern gleichsam die Haare zusammengebunden: die Allmend und die Fischenzen waren ein Magazin, woraus der Liebhaber sich eigenhändig mit den oder diesen Geräthen seinen lekern Tisch bestellte, der zünftigen Fischer seinen Handwerkserwerb, und der Eigenthümer seine Intressen zogen; und wo jeder Fischer dem andern viel leids anthun konnte, und bald aus Eigennutz, bald aus Rache (wenn z. E. der Wildfischer von den zünftigen Fischern gestraft wurde) desto mehr that, weil Alle ihre Künste unter dem Wasser trieben, so daß die Limmat ihrer Fische darüber beynahe beraubt wurde. Es herrschten unaufhörliche Zänkereyen, Prozesse und Gewaltthätigkeiten unter ihnen: besonders war der Salm lange ein Gegenstand ihrer gegenseitigen Eifersucht. Erst besassen ihn die zünftigen Fischer, allein nach langem Herumtreiben, ward er als fremder Gast für Hochgewild erklärt, und Anfangs bedingt, und endlich unbedingt der Bürgerschaft zugesprochen.

Die Besitzer der Fischenzen suchten vom gemeinen Gut immer mehr sich zum Eigenthum einzuschlagen, die Müller ihre Fischereyen in der Allmend zu erweitern, die zünftigen Fischer legten so viele Reuschen und Behren, daß sie die Wasserstrasse verengerten, und den Wildfischern wenig mehr übrig ließen. Es gab einzelne Bürger, die 50. bis 80. Reuschen hielten. Die Wildfischer oder Liebhaber beklagten sich, daß das Bürgergut in Privatgut verwandelt werde. Und da die Fischer und Schiffer zu ei-

einem Handwerk vereiniget wurden, so daurten die Klagen unaufhörlich, daß sie Fische nach Bremgarten, besonders nach Baden in kleinen Flossen ihren Schiffen nachschleppen, wordurch eine arme Gemeind derselben beraubt wird." Man verschärfte die Mandate, und bestrafte die Uebertretter mit Gefängniß selbst im Wellenberg. Alle Fischer wetteiferten durch alle verbotnen aber geheimen Mittel einander die Fische wegzukapern. Hundert zerstörende Geräthe wurden von Zeit zu Zeit, wie seither, neue Moden, kaum sie ersonnen waren, wider verbotten. Man findet es jetzt fast unbegreiflich, wie der Magistrat genöthigt worden, zu verbieten, mit Zeinen (geflochtnen Körben) die Brut nicht auszureuten: nicht mit gefütterten und überschlagnen Netzen, nicht mit Grund und Polangel, nicht mit Breit-Spreit-Blümligarnen, und Storrbeeren zu fischen: nicht mit Lichtern zu groppen, oder mit zündenden Schäuben Forellen zu stechen, und alle neuen Fünd (Erfindungen) unter hoher Strafe fahren zu lassen. Die Obrigkeit schützte den Fisch bey trübem Wasser, wo er sich desto weniger vorsehen kann. Man verbot alle unbeweglichen Fischbehälter, und alles Verkaufen aus Häusern, und zur Unzeit. Die strengsten Gesetze wurden gegen das Verkaufen todter und verdorbener Fische gemacht. Die Fischer alle durften ihre Behälter den Fischschauern nicht verschliessen.

Aus allen diesen Unordnungen, und Zweytrachten entstanden allmählig die Fischpolizeygesetze, die meistens heut zu Tag noch gelten: Und mehr als ehmals, wo die Lekerhaftigkeit der Reichen, sie mochten in Zürich oder Baden Tafel halten, und das grössere Bedürfniß des gemeinen Manns Ordnung und Ausübung der Gesetze

hinderten. Denn da die Fischer verschiedner Partheyen einander beklagten, wie sie die einten die andren an den Bettelstab bringen, die Fische verwildern, den Leich zerstören, den Strich der Fische irren, indem sie ihnen durch Fache den Weg versperren, und die Allmend aufräumen — so wurden sie durch jährliche Eide zu folgenden Gesetzen angehalten.

„Keine edlen Fische, das ist, Förenen (Forellen) Aeschen, Trüschen, Aele, Sälmlinge, Groppen, wozu ehmals Barben, Alet, Haßlen gezählt wurden, unter dem bestimmten Maaß zu fangen, und wenn sie zufällig dergleichen fängen, dieselben wider in den Fluß zu werfen, das kleinste Maaß von etwa 4. Zoll war für Sälmlinge und Haseln, ein etwas größers für Barben und Alet, und ein nach grössers für Trüschen bestimmt."

„Keine engre Beeren für die Groppen als andre zu haben, nur solche Reuschen zu gebrauchen, durch welche die allzu kleinen Fische durchfallen, die Garne und Netze über bestimmte Brettgen stricken zu lassen."

„Die erlaubten Zeiten des Fischens wol in acht zu nehmen; und zu dem Ende hin die in dem Rathhaus hangende Fischtafel als ein Gesetz anzusehen, worauf angezeigt ist, was für Fische und wie lang sie jedesmal im Bann seyen."

„Die gefangnen Fische weder bey Hause, nach an andre als bestellte Fischführer zu verkaufen, sondern auf den Fischmarkt an vier in der Woche dazu bestimmten Tagen zu bringen; und daselbst in bestimmten Preisen beym Pfund zu verkaufen." Die Fischtage waren Montag, Mitwochen und Samstag Vormittag, Freytag Vor- und Nachmittag. Fremde Gäste und ausserordentliche Anläße machten Ausnahmen.

„Keine Fische an fremde Orte wegzuführen, noch schlechte Waare zum Verkauf zu bringen. Selbst den auf Landgütern sich aufhaltenden Reichen, und im Amt stehenden Predigern nur bescheidentlich, und um bestimmte Preise mitzutheilen." Nur wann Ueberfluß an Fischen auf dem Mark ist, darf der Fürschuß nach Abstattung des Zolls an Fremde verkauft werden.

„Die Limmatfische, als die vorzüglichern, und besonders die edlern unter die vorhandnen Käufer nach den Gesetzen der Billigkeit zu theilen."

Ein eignes Collegium, „der Herren Fischverkäufer wacht über die Festhaltung der Gesetze, und ist mit gehöriger Gewalt versehen; alle Fach, Fischeraugen, Reuschen und verbotnen Anstalten gänzlich wegzuschaffen, die Fischer in ihren Weiden zu schützen, alle Mißbräuche zu strafen, den Fischern der Zunft zur Schifleuthen (meistens zugleich Schiffer) zween Tage zu bestimmen, um zween Züge in der Allmend nach alter Sitte zu thun, den Lachsfängern Bewilligungen zu ertheilen, alle Fische, so auf Mehrschaz, neben dem Markt, über den bestimmten Preiß verkauft werden, zu Handen des Markts zurück zu bringen, und die Fehlenden zu büssen; alle Fischerflossen untersuchen zu lassen, besonders wann wenig Fische auf dem Markt sind; und mit einem Wort den Fischmarkt zu besorgen: und den Nasenfang in der Sil nicht nur zu bewilligen, sondern jeden Zug zu untersuchen: so wie alle unbeweglichen oder Privatfischgehalter abzuschaffen, die beweglichen der Fischverkäufer unter ihrer Direktion zu behalten."

Das ist die Fischordnung der Bürger. Man hat sie aber auch auf die Fischer zu Wipkingen, Höngg und

Altstätten angewendet. Alle diese müssen nicht nur das Fischen in der Bürgerallmend meiden, sondern auch in ihren Allmenden, den Lachs nicht anderst, als die Bürger fangen, sich aller Garnen zum Fischfang müßigen, aussert des Stangen und Lachsgarns, während dem Aeschen und Forellenleich sich alles Fischfanges enthalten, und alle Fische durchs ganze Jahr auf den Markt zu Zürich liefern.

Mit den Fischern des Klosters Fahr und Wettingen, der Stadt Baden, und der tiefer liegenden Dorfschaften hat man sich auf ähnliche Gesetze zu vergleichen Gesucht. Die kurze Geschichte der Limmatfischerey ist ein lehrreiches Beyspiel, wie übel ein gemeines Gut besorgt ist, wenn jeder es nach seinem Eigennutz behandeln kann. Der Privatmann, das Handwerk, die einzelne Gesellschaft sieht vor lauter eignem Vortheil den Nutzen der ganzen Stadt nicht; und ist oft im Fall, vom dringenden Bedürfniß, von Bequemlichkeit und Luxus verleitet, im Vertrauen auf ehmals erworbene, und unter andren Umständen billige Rechte und Vorzüge, zum Schaden der Bürgerschaft nur für sich zu sorgen. Der Fall ist desto wichtiger, wenn solche Gesellschaften oder Privaten ihren Vortheil mit dem Nutzen oder der Liebhaberey der Reichern und Mächtigen zu verbinden wüssen, die sie bey Uebertrettung von Gesetzen, und eigennüzigen Unternehmungen und Mißbräuchen schüzen, oder decken. Die Fischer mußten indessen für alle büssen, und die Natur der Sache brachte es mit sich, daß die Innung sich mit der der Schiffer vereinigte, und auch so die vereinigte Fischerey und Schifferey in ihrem Verfall kaum noch die wenigen Familien von Bürgern, mehrere von Landleuthen

ernährt, die sich damit abgeben. Und doch hatte hier keine Einführung fremder Waaren statt.

9.

Die Quellen der Limmat.

Der Umfang der Länder ist beträchtlich, aus welchen der Strohm der Limmat seine glänzenden Fluthen empfängt. Ganz Glarus ergießt sich mit allen seinen Wassern in seinen Schooß. Die Grafschaften Rapperschweil, Uznach und Gaster und das halbe Sargans zollen ihm alle ihre Bäche. Die Marchen mit der Helfte des Cantons Schweiz theilen der Limmat ihre ewig rinnenden Quellen mit. Einiche Thäler des Zürichgebiets schicken ihr ihre reichern oder ärmern Wasserschätze zu. So von allen Seiten bereichert, und im Zürichsee gereinigt ergießt sie sich mit einem mächtigen Strohm in die Aare. Der Umfang ihres Gebiets, und der ihr unterthänigen Seen und Bäche beträgt vielleicht dreyßig deutsche Meilen. Sollte jemals innert diesem Bezirk, der aus Berg und Thal mit bezaubernder Mannigfaltigkeit zusammengesetzt, und gegen Osten und Mittag in die höchsten Schneegebürge der Alpen eingekettet ist, ein Landregen fallen, der einen Fuß hoch Wasser über die ganze Oberfläche mit einmal verbreitete, wie ungeheur viel Wasser würde zur Limmat zusammenströhmen? Nur ein Viertheil dieser Wassermenge verursachte von Zeit zu Zeit jene unmäßigen Wasserhöhen, und Ueberschwemmungen, die in den Chroniken verzeichnet sind, und wenn schon von kurzer Dauer, dennoch unglaublichen Schaden stifteten. Die Geschichte erwähnt solcher Szenen, in den Jahren 1196. 1275. 1343. 1407. 1480.

1496. 1511. 1553. 1566. 1640. 1664. 1720. 1739. 1750. 1762. 1770. 1789. gegen welche keine Dämme schützten keine menschliche Hilfe groß und erfindrisch genug war. Ebne Länderbewohner können das nicht leicht beurtheilen.

Mehr als 24. Schweizerstunden von ihrem Ausfluß in die Aare legen einiche kleine Bäche aus den höchsten Alpen von Glarus und Sargans den ersten Grund zur Bildung der Limmat. Der Sandbach bringt von den Gränzen von Uri und einer weitläufigen Alp Sand ein beständiges aber trübes Wasser, wie es unter dem ewigen Eis der Gletscher hervorzudringen pflegt, zu dem Limmernbach, der aus einer dem Sandberg benachbarten Alp hervordringt. Schon vereinigt fliessen oder stürzen sie unter der Banten Brügg weg, ohne noch den Namen Linth zu tragen, den sie erst im tiefen Thal erhalten. Nun empfangt die Lint aus allen Thälern, die sich rechts und links öfnen im grossen Linthal Zuflüsse, die einten von schmelzendem Schnee und Eis, andre aus hohen Bergseen, oder reinen Brunnquellen: wenn die Fön, der laue Mittagwind, den Schnee der luftigen Alpen bestreicht und schmelzt, oder die von innen rege Natur die Quellen sich ergiessen laßt. Aus den himmelhohen Klariden Alpen, und der Alp Fißmatt schickt Uri zween Bäche, den Fißmatt und Fetschbach, trübe und wilde Wasser, die in starken Wasserfällen ins Thal der Lint herabstürzen. Vier andere Bäche führen von der Seite von Schweiz und Schächenthal, den Abfluß des Oberlegisees ob Luchsingen, unter dem Namen Länggelbach, der nach einem lange verborgenen Lauf durch den Berg hervorbricht, und wie in Locken zertheilt, herabfließt, und den aufgethauten Firn jener Schneegebürge, unter dem Namen, Adlerbach u. s. w. herbey, von denen

wir nammenlose Spizen, Schneefelder, und Felßwände mit blauem Firn, und den Wolken des Himmels gemischt, an schönen Sommerabenden im Purpur des Abendroths so prächtig schimmern sehen. Von der rechten Seite des Thals, ergießt sich der weitläufige Freyberg in verschiednen Bächen in die Linth, von denen, der die Gegend im Sommer oft überschwemmende Durnagelbach, und der Dießthaler die vornehmsten sind. Im ansehnlichen Fleken Schwanden vereinigt sich die Sernft mit der Linth, welche alle Bäche des dreystunden langen Thals, dem sie den Namen gab, mit sich dem Hauptstrohm übergiebt. Unter Glarus schickt das anmuthige Klönthal aus See und Bergen den Löntsch, einen gefährlichen Waldstrohm; und aus dem Ober= und Niedersee hinter dem Räutiberg ergießt sich der Räutibach bey Näfels in die Linth. So sehr diese Flüsse und Waldströhme des Sommers die Ufer der Lint füllen, daß nur mächtige Dämme, und Felsen=Maßen, den anliegenden Grund vor ihrem Strohm sichern, so sind sie des Winters so arm, daß die wenigsten kaum den Hauptstrohm erreichen. Im Sommer giebt jedes Bergthal, jede Bergwand zum allgemeinen Sammler, der Linth, ihren Beytrag, den die Schneeschmelzen und die ströhmenden Quellen unaufhörlich liefern. Die leztren sind die grössere Merkwürdigkeit; denn unbegreiflich ists dem Zuschauer, welche Bäche von dem reinsten Brunnwasser, nicht nur viele hundert Brunnen tränken, sondern zu Mühlen= und Wasserwerken reich genug sind. Bey Näfels fließt in der Gegend der Creuzsteine ein Strohm von Quellwasser vorbey: Mollis, gegen über, hat einen ähnlichen Ueberfluß. In Glarus nährt Quellwasser mehr als hundert Brunnen aller Art, und

treibt Wasserwerke. Alle Dörfer des Landes trinken diesen Seegen naher Gebürge, und liefern das Uebermaaß der Lint, die als ein schon mächtiger Strohm sich über der Ziegelbrücke mit dem noch reinern Abfluß des Wallensees vereinigt.

Sargans enthält eine andre Hauptquelle, die gereinigt, ausgeruhet und verstärkt durch den Wallensee, unter dem Namen Seez, Mag, oder was jezo gebräuchlicher ist, der Wesener-Lint sich mit der Glarner-Lint nach dem kurzen Lauf einer halben Schweizerstunde vereinigt — Freylich hat sich laut den Chroniken, selbst der Rhein von Sargans her bey unmäßigen Aufschwellungen in den Wallensee ergossen; allein der Fall war äusserst selten; und zeigt die blosse Möglichkeit, dem Vater der Ströhme der Schweiz einen geraden und kürzern Lauf durch den Wallen- und Zürichsee zu geben — Mehrere Stunden von dem Ausfluß in den Wallensee, quilt die Seez in dem wildesten Winkel eines schauerlichen Bergthals, auf den Gränzen gegen Bündten und Glaris. Nahe an einem Gletscher höhlt sie eine tiefe Gruft durch das Weißtannerthal mehrere Stunden lang, in seltener Tiefe, und fließt von andren Bergbächen verstärkt bey Mels, und Flums vorbey, wo sich der Schiltbach damit verbindet, reich an Fischen, ohnfern Wallenstadt, in den See — Der Tamin aber, die Sar und andre Bäche eilen Nordostwerts dem Rhein zu.

Von beyden Ufern des Wallensees selbst, von dem ungeheuren Felsenufer, rechter, und dem sanftern linkerseits drängen sich starke Bäche, öfters in hohen Wasserfällen herbey, und stürzen von den Gränzen des Toggenburgs und ab dem Kirenzenberg in den See. Ihr Wasser fließt,

im Sommer und bey heissen Tagen am stärksten, unter dem Firn hoher Eis- und Schneeberge, und aus unzähligen Brunnquellen her, und färbt noch mehr den See mit dem tiefen Blau, das ihn in seinem tiefen Thal auszeichnet. Ihre Namen sind nur an Ort und Stelle bekannt; sie tragen gewöhnlich den des Bergs oder der Gegend. Von ihnen allen fließt bey Wesen die Seez aus, und diese mit Zurücklassung aller Unreinigkeit in hellen Fluthen der Lint zu.

Nun ströhmt die Lint gewaltig durch die unabsehliche Ebne von Uznach und Gaster dem Zürichsee zu, den sie in zwey starken Stunden, nach vielen Umschweifen, erreicht. Allein unterwegens nimmt sie von benachbarten Gebürgen neue Beyträge zum Reichthum ihrer Wasser an. Zwar fliessen ihr nur kleinere Quellenbäche zu von den Bergwänden, welche einerseits zum Uznacherberg und anderseits zu den fruchtbaren Bergen von Urnen und Bilten gehören. Allein das Wäggithal südwärts, und das Goldingerthal nordwerts schicken, jenes den geschmolzenen Schnee seiner hohen Gebürge, und die hellen Wasser seiner Alpen; dieses den Waldstrohm seiner Klüften und Schründe, neben der Lint hin dem Zürichsee zu. Beyde der Abach und der Goldbach bringen einen reichen Vorrath von trüben Wassern zum Obersee und zur Limmat: einen kleinern der Bach von Uznach; der von Lachen, der Würmspach oder Eschenbach, und gegenüber der von alt Rapperschweil. Dahingegen die Jonen tief aus dem Thalgeländ von Rapperschweil alles flüßige mit sich in den Obersee führet.

Unzählig und unmerkbar im dürren Sommer sind die kleinen Bäche, die längst beyden Ufern des Zürichsees den anmuthigen Höhen entrinnen, und reines Wasser

zum See führen. Keiner derselben gleicht an Grösse der Jonen, oder dem Eschenbach bey Wurmspach. Sie sind zusammengeronnene Brunnquellen, die oft zuvor ganze Dorfschaften getränkt haben. Nur Regengüsse und schmelzender Frühlingsschnee machen durch sie den See und die Limmat wachsen. Der Küßnachter, der Meilibach, der Müllibach, welcher die Gränze von Zürich ausmacht, der Forstbach bey Rüschlikon sind von den Beständigen, denn sehr viele andre siehet man im Sommer gänzlich austrocknen. Die Ursache ist, weil nur sanfte mäßige Anhöhen den See nach seiner Länge einschliessen, wo kein Schnee ausdaurt, und die bebauten Abhänge voll blühender Matten, die zahlreichen Dörfer, voll Menschen, selbst den reinen Ausfluß der Natur trinken, der anderstwo in ungebauten, steilen, hohen Bergen, ins Thal stürzt, und ungenossen zum Strohm wird. Diese Bäche hingegen machen den Reichthum der blühenden Ufer aus, und wässern die paradiesische Gegend. Der Zürichsee empfindet ihren Beytritt kaum.

Mitten in der Stadt bringt der Wolfbach von dem Hottingerberg herunter wenige, und in stürmischen Zeiten trübe und drohende Wasser in die Limmat. Auch der Geißberg schickt einen Theil seines Quellwasser durch eine Linie der Vestungswerke; die Limmat erhält nicht nur mitten durch die Stadt, sondern zum Theil durch den weiten und tiefen Schanzengraben, und bey hohem See und kleiner Sil längst den Stadtmauren der kleinen Stadt durch den Fröschengraben ihr Wasser.

Einen neuen Zufluß von Wasser erhält die Limmat, unmittelbar unter, zum Theil durch die Stadt selbst, durch die innere und aussere, oder zahme und wilde Sil,

von denen die erstre ein von der leztren abgeleiteter Canal ist. Die Sil verdiente eine eigne Beschreibung, so wol wegen ihrer beträchtlichen Reise, als ihrer besondren Merkwürdigkeiten. Sie ists, die alle Wasser des halben Cantons Schweiz in die Limmat führt. Der berüchtigte Schweizerhaken und die Stafelwand im Herzen des Cantons setzen ihr die Gränze.

Drey Waldströhme versehen vorzüglich diese Sil mit Wasser — die Sil selbst, im engsten Sinn, die Alp, und die Biber, die sich vor dem Ausgang aus dem Canton, und dem Eintritt ins Zürichgebiet vereinigen. Die Sil fließt aus einem von ihr benannten Thal hinter Einsiedlen hervor, wo das Gotteshaus drey Senten besitzt, und windet sich fast unsichtbar eine Weile durch ein Steinbett, und dann durch die Ebne hinter dem Ezel fort, wo die Teufelsbrüke über sie die Pilgrimme hinführt. Schon diese erste Quell führt der Limmat die Brunnen und den Schnee des dreystunden langen Silthals zu, das dem Weggithal gegen über liegt. Vom hohen Myten herab fließt die Alp und sammelt die Wasser des Alpthals vom Schweyzerhaken bis Einsiedlen, den Abfluß der um das berühmte Kloster liegenden Berge, und führt sie der Sil zu. Die Biber aber alle Bächgen vom rothen Thurn und Weiter herab auf der alten Matte. Vereinigt nehmen sie, unter dem Namen Sil, vom Ezel, vom hohen Rolmen, vom Zimberberg und Albis, vom Forst und Silwald, die sie durchfliessen, hundert kleine Bäche auf, und ströhmen mit zerstörender Wuth längst den Gränzen von Zug und Zürich, und dann zwischen dem Albis und See durch einsame Gegenden, und in oft furchtbar ausgehöltem Bett von Kießlingen fort, die sie in ihren Stürmen

aus den abgerißnen Felsen aller Art rondeten. Im heissen Sommer ist ihr Wasser dürftig genug, um kaum den Rand der Limmat zu färben, allein im aufthauenden Frühling und nach langen Regengüssen ist die Sil furchtbar. Im Frühling treibt sie eine ungeheure Menge Eisschollen, deren steckenbleiben die gefährlichsten Ueberschwemmungen schon veranlaßt hat, und bey Regengüssen wissen die Anwohner die Stunde, und fast auch die Höhe der Sil zu Weissagen, welche sie Morgens haben wird, wenn sie ihren Lauf bis Zürich fortsezt. Ein Platzregen in Einsiedlen kann die Mühlen in Zürich stehen machen. Und nicht einmal nur des Jahres, lauft die angeschwollne Sil zum Theil durch den Fröschengraben zum See hinan. Man sah sie schon den Thalaker der Vorstadt Zürich anfüllen, und in die Alleen des Schützenplazes ausschweifen.

Kleinere Bäche führen vom Wipkinger- und Hönggerberg, aus dem Frankenthal, und von dem Grat des Altenbergs, von Altstätten und Schlieren Wasser her. Der größte Bach ist indessen der Eppisch, der unter Dietikon mit einem beständigen und hellen, oft aber gewaltigen trüben Wasser die Limmat speisen hilft. Seine Quelle ist der kleine Türlersee mitten am Albis. Mit crystallner Helle fließt er durchs Stalliker Thal drey Stunden fort, und empfangt die Abflüsse des Uetlibergs und der benachbarten Hügel; mit ihm vereinigen sich ein Paar kleine Bäche, die zwischen dem Islisperg und den Hügeln von Bonstätten sich im Dorfe Birmenstorf sammeln; von wo sich der Eppisch durchs Räbstal windet, und durch Dietikon sich zur Limmat begiebt. Selbst zwischen dem Lägerberg und dem Hüttiker windet sich ein Bach wol gegen drey Stun-

den durchs Otelsingerthal und Würenlos in vielen Krümmungen zur Limmat, und ein anders Bächgen aus der Gegend von Tättweil, wovon wie von dem erstern, viele Wasserwerke ihre Bewegung haben.

So fallen noch immer vom Siggithal und Legerberg kleine Bäche zur Limmat herab, die sich von Würenlos im tief und weitausgehöhlten Bett mächtig fortwälzt, und brausend der Aar in die offne Seite fällt; und so einen geräumigen Theil der nordostlichen Schweiz mit ihr in eine Verbindung sezt, die noch viel mühlicher werden könnte. —

10.

Die Irrungen der Limmat.

Mit allen Ströhmen Helvetiens hat die Limmat es gemein, daß sie einen Theil der niedrigen Ufer, hier überschwemmt, dort mit Gewalt ergreißt, oder mit geheimer Kunst untergrabt, und wenn sie einstürzen als Beute dann trägt; daß sie gewöhnlich, den abgerissnen Ufern gegenüber, neues Land anlegt; und so benachbarte Gemeinden und Privaten zu Processen verleitet, und Wasser in Land, Land in Wasser verwandelt, so daß selbst bey Menschen gedenken in der Gegend unter dem Kloster Fahr das Bett der Limmat an einen andren Ort, als zuvor versezt worden. Zwar schränken seit langem durch die Stadt selbst kostbare Steindämme, die Limmat ein. Unter der Stadt sind die Güter zu kostbar, als daß nicht die Besitzer sich durch Behauptung der alten Gränzen des Strohms sichern, hie und da selbst durch steinerne Dämme. Von Würenlos fließt, die ganze Hälfte des Laufs, ihre

Fluth, zwar tobend und schnell, aber zwischen hohen steilen, meistens bewachsenen Ufern unschädlich dahin, einzelne kleine Stellen ausgenommen. Es ist vornehmlich zwischen Höngg und dem Kessel, wo sie nach willkürlichen Launen ihren Lauf ändert, hier Land raubt, und dem Nachbar schenkt, und so die Gemeinden Höngg und Altstetten, Engstringen mit Fahr und Schlieren, Geroldsweil mit Oetweil gegen Dietikon zu kostbaren Processen und gefährlichen Kunstgriffen verleitet hat. Vor einigen Jahren hat ein Privatmann mehrere Jucharten fruchtbaren Bodens (Schilf und Lisch sind nicht weniger kostbar als das edelste Gras, welche die Limmat, sich selbst überlassen, anpflanzt) mit eignen Augen vom Strohm allmählich verschlingen, die vorüberliegenden Güter aber immer anwachsen gesehen; bey der letzten Juchart seiner Besizung foderte er sie vom begünstigten Nachbar zurück. Man processirte, und die Regierung fand gut, seine Ansprüche vom gegenüberliegenden neuen Grund ihm zuzumessen, auf den er nun den alten Namen von Schönenwerth und die alten Eigenthumsrechte übertrug. Die alte Limmat ist nunmehr ein im Sommer troken stehender Canal, Höngg gegen über, wo vordem ihr Wasser geströhmt hatte. Inselchen und Halbinselchen entstehen und vergehen bald alle Jahre. Und ganze Dorfschaften werden bald von ihr bedroht, und bald durch neu angelegte Ufer von ihr gegen sich selbst beschüzt.

Es ist unschwehr die Ursachen zu finden, welche die Ausschweifungen des Strohms begünstigen. Denn erstlich macht die flache Lage des Thals, in welcher der Strohm fast eben so hoch als die Ebene desselben, von Höngg bis unter Oetweil fortfließt, und die kiesichte Natur des fast

nur aus Sand und Gestein bestehenden Bodens, über der Natur und Menschenhände eine fruchtbare Decke von Erde geworfen, daß das Wasser überall in denselben eindringet, und ihn leicht loker machet, ablößt und so den Boden wegschleppt, da er so wenig Zusammenhang hat; und daß überall der Strohm im niedrigen Land wenig Widerstand findet. Man gräbt in einer viertelstunde Entfernung beynahe im ganzen Silfeld mit 8—10. Fuß tief Wasser auf, und näher am Ufer ist bey hoher Fluth der Limmat die Hacke des Feldbauers in das Wasser des Strohms im lokeren Boden versunken. Demnach macht die reissende Schnelligkeit, und die mannigfaltige Krümmung des Flusses, daß auch ein stärkerer Widerstand, selbst eines festern Bodens und Damms in die Harre nicht aushält, wenn ihn nicht die Kunst von Zeit zu Zeit unterstüzt; hingegen eine kleine Leitung, ein Pfal, ein Felsenstück den Strohm leicht, wenn sie am bequemen Ort angebracht sind, hinüber, und dem Nachbar zuleitet. Man sieht bey Höngg eine Stelle, wo die in engen Raum gepreßte Limmat auf der tiefern Seite des Betts, bey hohem Wasser, um einen Fuß höher als selbst in der Mitte ihres Strohms, geht, weil dort die Schnelligkeit des zuflieſſenden Wassers es gleichsam auffängt; man sieht angefressene Felsen des Ufers, und abgerundete Felsenstücke im Wasser, die seine stätige Reibkraft verkleinert. Aber auch die in dieser Rücksicht verlassene Lage der ärmern Gemeinden, und die wenige Unterstützung mit Gelde und Hilfe von den löbl. Regierungen der Grafschaft Baden, und den niedern Gerichtsbarkeiten, wann besonders das Uebel irgendwo schon sehr überhandgenommen hat, ist eine Ursache dieses Verfalls. Man achtet die

räuberische Gewalt der Limmat desto weniger, weil grosse Gemeinrieder von Altstetten, Schlieren und Dietikon im Falle des Verlustes sind, um die sich Privaten wenig kümmern, der Gewinn des neuen Lands hingegen zum Vortheil von Klöstern oder Privaten, oder selbst der Regierung ausfällt; indem leztre auf die neuangelegten Grundstücke eine Abgabe zu legen pflegt: die erstern hingegen sich dieselben als Eigenthum, oder als Erblehen der Regierung zuzueignen wissen. Noch kommt auch hier, wiewol in geringerem Masse als bey den Waldströhmen, Thur, Töß u. dgl, hinzu, daß wenn auch die Limmat in eine gerade Linie geleitet, und mit Dämmen vor Ausschweifungen abgehalten werden könnte; nicht leicht die Grösse des Strohms und die Lage der Dämmen zu bestimmen wäre. Näher zusammengedrängt würde die Limmat in langen heissen Sommern und anhaltenden Regen, alle Dämme trozen und übersteigen; und Dämme, mit Rücksicht auf die größte Höhe des Strohms eingerichtet, würden mehr fruchtbares Land in Wasser verwandeln, als die Limmat sonst verderbt; da selbst Ueberschwemmungen, wenn der Strohm von Hize anschwellt, wenig schaden, und Regengüsse nur den Schlamm hineinbringen, der etwa die Ufer entgästet.

Wer bey hohem Wasser mit beobachtendem Sinn die Limmat befahrt, kann leicht mit Augen die Kunstgriffe bemerken, die der Strohm anwendet, wenn er so mit den liegenden Gründen sein gefährliches Spiel treibt — Hier reibt er sich an einer blühenden Matte, auf welcher unter dem Schuz eines fast unmündigen Kindes ein Paar Kühe weiden. Wir streiften am beschädigten Rand vorbey. Der Strohm durch eine neulich genommene Wendung

dung ströhmte schnell und tief längst denselben fort. Nicht ein Fuß tief schwarze Erde lag über einem, viele Fuß bis in den Strohm hinab sich erstreckenden, Bet von Kieß und Sand. Diesen Sand spühlte der Strohm, als ehmals ihm entrissenes Eigenthum, mitten zwischen den kleinen Kieslingen weg; diese fielen zusammen, und der mit Bluhmen bedeckte Rasen stürzte, hie ein Stück, dort eine Streife mit hinunter. Das ist die kurze Geschichte von hundert schönen Grundstücken, die der Fluß allmählig verschlingt, oft ohne eine Spur ihres Daseyns zurück zu lassen. — Dort hatte der Strohm in seiner Mitte, als er einmal trübe, Kieslinge und kleines Gestein rollte, sein Bet selbst gestopft, und eine Kling (so nennen die Anwohner eine vom Strohm angelegte Erhöhung von Steinen) geworfen — Nun seine Hauptroute gesperrt ist, so wendet er sich zu beyden Seiten in zween Armen. Wann er wider einmal groß geworden, so hat er neuen Grund über die Kling geführt, und sie so erhöht, daß sie bey niedrigem Wasser ertrocknet, daß Wasserpflanzen sich emporheben, und sich allmählig ein Boden bildet, auf dem nicht nur Schilf und Lisch, sondern auch Gesträuch und endlich edlere Grasarten wachsen — Es wird ein fruchtbares Inselchen, die Gesträuche befestigen durch ihre Wurzeln den Boden; und der wider wachsende Strohm schlägt sich auf die eine Seite, untergrabt hohe, überschwemmt tiefe, reißt unbefestigte Borde am festen Land ein; und bald fließt er in einem neuen Bete; und der eine Arm des Flusses geht ein. Der Nachbar hilft dem Strohm seinen neuen Lauf behaupten, indem er das Inselchen und das verlassene Bet zu seinem Eigenthum schlägt, und mit einem Damm befestigt —

Widerum hat etwa bey sehr hoher Fluth oder in einer Ueberschwemmung der Strohm oder ein Theil desselben auf einer nahen Weide eine tiefere Gegend gefunden, der Strohm wäscht sie noch mehr aus, hölt den Boden zu einem neuen Bett, und lauft nun auch, wenn die Wasser abgenommen, zum Theil im neuen Canal: es entsteht eine Insel aus dem Stück der Gemeinweide, das mit dem übrigen vor kurzem nach Ein Land war. So und auf andre Weisen nimmt der Fluß Land, und bildet neues, gräbt sich hier ein tieferes Bett, und erhöhet es dort, nimmt einen neuen Lauf, und überläßt das alte Bett dem aufmerksamen Nachbar. Mehrere hundert Morgen Land sind unter dem Kloster Fahr auf diese Weise gebildet, und Schlieren, Schönenwerd und Dietliken entrissen worden. Vielleicht daß vor vielen hundert Jahren das Gegentheil geschah.

Man kann aber selbst den Strohm dazu veranlassen, durch Verbesserung, Erhöhung, oder Befestigung der Dämme auf der einen Seite, indessen der gegenüberliegende Eigenthümer etwas ähnliches zu thun aus Armuth oder Nachläßigkeit versäumt. Dann der brausende Strohm bricht da ein, wo er den wenigern Widerstand findet — oder man kann sein Bett hier füllen, dort hölen, und gewöhnlich folgt es der menschlichen Leitung; die Fälle blinder Wuth in seiner höchsten Grösse ausgenommen, wo er wie ein scheugewordnes Pferd weder Zaum nach Sporn achtet — oder man weist ihn, in scharfen Ecken, schnellen Krümmungen, und wo er heftiger ströhmt, durch hingelegte Schwierigkeiten von Felstrümmern, tief eingeschlagne Pfäle u. dgl. zu rechte, und bricht seine Wuth. Erfahrne Schiffer erzählen, und die Erfahrung scheint es zu bestäti-

gen, daß die sanften Mittel ihm am beßten behagen, wenn seinem Lauf unnöthige Umschweife abgeschnitten, und eine allmählige Vergrösserung seines Betts ihm vergönnt wird. Allein das laßt sich nur bewerkstelligen, wenn die gegenübergelegnen Benachbarten übereinstimmen, was so selten der Fall ist.

Dann aber wird, wo seine Ausschweifungen tief ins Land Verderben verbreiten, hie und da ein Zugang gesperrt, und durch ein dreyfaches Geflecht seine Richtung gerader bestimmt. Und nur gerne treibt sich ein Strohm gerade fort. Da wird allerfoderst beym niedrigsten Wasser, wann der Winter die Arbeit von allen Seiten begünstigt, die Mitte des bestimmten Betts vertieft, indem die Kieslinge, woraus es besteht, an die Borde gezogen, getragen, und dort angehäuft werden. Damit wird dem wachsenden Strohm sein Lauf angewiesen. Für die gewöhnliche Breite des Strohms wird von eingeschlagnen Pfählen und dazwischen geflochtnen Weiden ein einfaches Gehäge gebildet, so niedrig und loker, daß der hohe Strohm leicht darüber sich verbreitet, und ohne Widerstand auch durch dasselbe dringen mag. In der Entfernung von drey Fuß oder mehr wird ein ähnliches aber höheres Gehäge längst dem erstern gezogen, und der Zwischenraum mit grossen Steinen zur Befestigung des Gehägs, und zur Dämmung des stärkerwerdenden Zugs angefüllt; und zur Vollendung in ähnlicher Entfernung vom zweyten ein drittes Gehäge gemacht, und auf ähnliche Art gesichert. So bleibt im Winter der Fluß im tiefsten Theil seines Bettes; steigt er im Frühling, so verbreitet er sich unschädlich über das erste Gehäge, erweitert sein Bett, indessen der Hauptstrohm immer die Mitte behält. In

höchster Noth und beym überströhmenden Wasser erreicht er das dritte Gehäg, und versenkt auch das zweyte: allein das hinter jenem liegende Land ist sicher. Wird erst noch alle Jahre die Säuberung und Vertiefung des mittelsten Bettes mit wenigen Kosten fortgesezt; pflanzt sich zwischen den Gehägen, Gesträuch, und weniger fester Boden an, so ist für immer das nahe Land gerettet: und selbst die kurzen Ueberschwemmungen schaden weniger. Die Fischerey verliehrt nichts dabey, und die Schiffart den Strohm abwerts gewinnt offenbar, wenn sich das Schiff in der mittlern und eigentlichen Wasserstrasse hält. Hie und da sahen wir solche Dämme angefangen; wodurch viele Morgen Lands gerettet, und selbst neue beym Kloster Fahr angelegt werden. — Uns Unkundigen leuchtete der Versuch, und die Erzählung des erfahrnen Schiffers ein. Allein da mögen die nahe liegenden Gemeinden vor dem Gemeinwerken, das ihnen dadurch aufgebürdet wurde, und die Privaten vor den ersten Kosten der Gehäge vor ihren Gütern zurückbeben, und so verfolgt der Strohm seinen alten ungewissen Lauf, und tyrannisirt die angränzenden Ländereyen.

Für einen Beobachter ehmaliger Veränderungen ist es indessen ein lehrreiches Schauspiel, nach den wenigen Spuren, welche die Chroniken aufbewahren, von Abänderungen, Ergiessungen, und Verheerungen des Strohms, auch die zu beobachten, welche der Strohm selbst als Kennzeichen seiner ehmaligen Züge hinterlassen hat. — Lagen von Sand und Kiesling, dergleichen die nahen Ufer enthalten, angefreßne Felsen, hohe steile Borde, Vertiefungen, durch welche noch bey hohem Strohm, Arme desselben sich ergiessen, Sümpfe und Wasserpflanzen,

Ruinen eines alten Schlosses von Morästen umringt, oder tief ins Land, aus ihren Stellen versezte, wasserrechte Ebenen, und andre Spuren mehr, lassen es deutlich merken, wo je und je in alten Zeiten der Fluß sich Bahnen geöfnet hat; und veranlassen den Beobachter zu nicht unwahrscheinlichen Spekulationen über die Bildung des schönen Thals, das der Strohm durchläuft.

II.

Die öffentlichen Bäder zu Baden.

Das schmale Ufer war ganz mit Volk besetzt. Frauen und harrende Kinder erwarteten den Gatten oder Vater. Badwärter, Mägde waren im Begrif die Mobilien, Badkräme, Bestellungen in Empfang zu nehmen. Und Neugierige hatten sich hingepflanzt, die Ankömmlinge frühe genug zu begaffen. Kaum war einer aus uns, der nicht einem Camerad oder einer Base ein Händchen im Vorbeygehn zu drücken hatte, denn in guten Jahren, wie die Einwohner reden, wimmelts hier, besonders von Zürcher Familien.

Nach wenigen Schritten traten wir mitten zwischen die Gasthöfe, die um den ofnen viereckten Plaz der allgemeinen Bäder gebaut sind. Diese fielen zuerst in die Augen, besezt mit Menschen, die sich von allen Zierarten oder Lumpen, ihrer verschiedenen Kleidertrachten und jedem unterscheidenden Merkmal des Vaterlands und des Standes entladen hatten, und in ihren einfachen Badhemdern da sassen. Männer und Weiber unterschieden sich meistens nur durch ihre verschiedene Müze. Ringsumher zeigte sich eine allgemeine, ununterbrochen sich täglich widerho-

lende Wasch von Lachen, Hemdern und Tüchern, die an Luft und Sonne vor den Fenstern, und auf der Gasse getrocknet wurden. Laue und unangenehme Dünste waren rings um uns her verbreitet. Einige von uns staunten die neue Szene an. Und jedem fiel irgend ein neuer Umstand in die Augen. —

Rechts lag uns das Frey- links das Verenabad, wo sie selbst, die Heilige und Patrönin der Bäder, im kleinen Bildniß auf einer Säule mitten aus dem Bad heraus-ragte. Wir erinnerten uns, daß ein schlechter Beobachter sie mit der Isis verwechselte, die man sonst bey den Bädern in alten Zeiten verehrt haben soll. Allein nicht nur die neue Kunst, sondern der Kamm und der Wasser-krug, die geweihten Attribute der heiligen Verena, liessen uns nicht lange im Zweifel. Sie soll etwa im 300. Jahr hier gelebt, und sich um Arme und Kranke verdient ge-macht haben. Noch mehr ladte eine Marmorne Tafel ein, eine weitläufige Aufschrift zu lesen, die einem Bauer der umliegenden Gegend errichtet worden. Georg Löscher von Mörikeu (nahe bey Lenzburg) heißt der Ehrenmann, der sich oft des Bads mit guter Würkung bedient, und gerührt vom Anblick des manigfaltigen Elends, das bey dem Bad sich in hundert Gestalten zeiget, vor seinem Tod den Zinß von 6000. fl. seines Vermögens den Armen in diesen 2. Bädern, und von 2000. fl. den Armen des Schinznacher-Bads wöchentlich auszutheilen verordnet hatte. Auf höhere Verordnung werden zween Drittheile zur Vermehrung des allgemeinen Allmosens gebraucht, wodurch jeder Arme wöchentlich 5. ß. mehr als sonst, erhält; das übrige wird zur Unterstützung besonders armer, elender, vornehmlich landsfremder Menschen verwendet.

Ohne sein Zuthun wird sein Andenken in dieser Marmortafel rühmlich erhalten, und nahe dabey wöchentlich die Gutthat ausgetheilt. Tausend reichere Städter holten Gesundheit und Kräfte, ohne eine Spur ihres Daseyns zurück zu lassen.

Das Bad selbst ist viereckt, 20. bis 30. Fuß breit und lang mit kleinen Mauren eingefaßt, und mit steinernen Bänken zum Sizen eingerichtet. Ein Mäurchen trennt die Badenden in zwo Gesellschaften. Im einten Viereck, davon ein Theil von der Hütte des Wächters am Bade beschattet ist, wallt die warme, reiche Quelle mitten aus dem Boden durch eine runde Oefnung auf. Einige Elende steckten ihre Füsse in die Quelle, die von allem die fruchtbarste und kräftigste seyn soll. Um sie her versammelt sich vorzüglich ein Volk von Presthaften, und Elenden, oft ein kläglicher Anblick! und drängt sich so nahe als möglich zur Gesundheitsquelle hin; die sich den Tag über mit freundlichen Gesprächen über ihre Schmerzen trösten, und ermuntern. Und noch jezt besuchen nicht selten zärtliche und vornehme Damen zur Nachtzeit den Ort, nachdem das Bad zuvor gereiniget worden. Die guten Alten! welche die geglaubte Wunderquelle lieber einem Heer von den unglücklichsten Menschen weihten, welche die gedoppelte Last der Armuth und der Krankheit drückt, als für ein Paar reiche Familien einmaurten.

Nur wenige Schritte davon sahn wir gegenüber das Freybad, ebenfalls viereckt, von ungefehr gleicher Grösse, nur daß eine Bedachung fast die Helfte des Bads gegen Regen schüzt, und daß ohne Absönderung hölzerne Sitze die Badenden tragen. Aus zween Kännlen fließt das heisse Wasser aus einer nahen gedeckten Quelle dahin. Es

dient der Armuth, Bauren, fremden reisenden Handwerkern, zu, und jedem, der Lust, Gebrauch davon zu machen, und in einem der herumstehenden Gasthöfe sein Logis hat. Wir sahen, daß einige sich den heissen Wasserstral über den Rücken fliessen liessen: andre, die aus einem Trinkglas, aus einem hölzernen Schüfgen oder der Hand, von der Quelle tranken. Das Bad war ziemlich voll gepfropft: es war Samstag Abend, dann zu dieser Zeit ströhmen nach vollendeter Feldarbeit, vom benachbarten Zürich und Aergäu, vom Schwarzwald und Badergebiet, nicht so fast Elende, als des Erwärmens, der Nervenstärkung, des Aderlassens bedürftige Bauren zu. Sie gesellen sich zu ganzen Banden zusammen, und von ihrem Blut wird das Bad gräßlich roth. Das Schröpfen ist nämlich seit Jahrhunderten ein allgemeines Arzneymittel, das einer Menge gefürchteter Krankheiten vorbeugt. Der Magistrat zu Baden bestellt eigne Schröpfer, denen die Bauren etwas weniges zahlen. Von der Last ihres überflüssigen Geblüts, und der geringeren ihres kleinen Beutels erleichtert, zerstreuen sie sich schon des Sonntags wider in ihre Dörfer. Im Verenabad wird nie geschröpft.

Die beyden Bäder stehen nächstens unter der Aufsicht eines Wächters, und der Bader oder Schröpfer, welche die Pflicht haben, anstekende Kranke abzusöndern, und unter den Badenden Zucht, Ordnung und Ruhe zu erhalten. Gewöhnlich herrscht Ordnung und Sittsamkeit. Ein unzüchtiger Schwäzer, eine unverschämte Dirne würde mit dem aufgestekten Besem gezüchtiget, und was schon oft geschah, entweder weggejagt oder in das Hundeloch gesperrt werden *). Kühnere Böswichter fallen in die

*) Namen einer Gefangenschaft in der Nähe der Bäder.

Hände des Magistrats der Stadt Baden. So sitzen Bauren und Bettler, Männer, Weiber und Kinder, Catholicken, Reformirte und Fremde ohne Unterschied freundlich beysammen. Oft füllen ein Paar hundert Menschen oder noch mehrere diese zwey Bäder. Ihr emsiges Geplauder ist spät und früh und den langen Tag über zu hören. Bisweilen unterhält mit rauher Baßstimm ein alter Soldat die Gesellschaft mit seinen Schicksalen und der Geschichte seiner Heldenthaten; meistens aber hört man, wie jetzt, hundert verschiedne Stimmen zugleich. Nur in der Stunde, wann die Bäder rein gewaschen werden, und bis sie sich wider einigermassen mit Wasser gefüllt haben, sind sie ganz leer.

Seltsam schien es uns, als wir Männer und Weiber in blossen Hemdern über die Strasse von den Gasthäusern in die Bäder, und wider zurück gehen sahen: und wenn andre, jung und alt sich unter freyem Himmel aus und anzogen: und die einten den andern nachhalfen. Das ist indessen unschuldige Badfreyheit, die niemanden ärgert! Sitte und Gewohnheit macht, daß man sich bald gewöhnt, und die Sache für so natürlich hält, als sie ist. Diese Leuthe, besonders die, welche nur fürs Schröpfen und wenige Stunden hieher kommen, besorgen ihre kleinen Bedürfnisse selbst, tragen ihr Brod fern herbey, lassen sich in den Gasthöfen in enge Behälter zusammensperren, auf harten Betten zu schlafen, die für sie oft noch Weichlichkeit sind, zahlen ihr Wasser und den theuren Wein, und lassen sich die wenige Zeit über wol seyn. Es sind Lustpartheyen, wo der arbeitselige Anbauer unsers harten Bodens sich fern von Mühe und Sorgen einige Stunden ausruhet!

12.

Der heisse Stein.

Indem wir zu kleinen Schritten herumgaffend vorrückten, trafen wir auf die grosse Masse von Stein, wo sich einige Obst einkauften; deren Absicht aber ist, die Hauptquelle zu decken, aus welcher das Freybad und viele Privatbäder ihre Wasser empfangen. Hier geht jeden Montag vor Ostern eine Feyrlichkeit vor, welche die Badöfnung genennt wird. Schon vor sieben Uhr versammlen sich alle Glieder des kleinen Raths der Stadt Baden samt dem Stadtphisicus und allen Stadtbedienten beym Stein. In ihrer Gegenwart wird ein Stuck von demselben, da, wo das Wasser hervorquillt weggehoben. Der zur Vertheilung des Wassers in die benachbarten Höfe, den Stadthof, Raaben und Bluhmen und in das Freybad dienliche Theiler von Bley wird von neuem gelegt, die Dünkel werden gereiniget, und die Wasserleitungen untersucht. Solche Feyerlichkeiten, wo die Regierung selbst gegenwärtig erscheint, sind bey solchen Umständen eben so natürlich, als wichtig, Streitigkeiten vorzubiegen, die Badgäste der unverfälschten Aechtheit des Wassers zu versichern, und des reichsten Nahrungszweigs der Bürger von Baden würdig. Allein diese reichste Quelle ist nicht die einzige. Man zählt ihrer wenigstens neune. Von der zwoten Quelle im ofnen Verenabad ist schon geredet. Kaum 30. oder 40. Schritte davon entfernt, versieht eine dritte Quelle, ebenfalls von einer unbeweglichen Steinmasse bewacht, etwa 30. Badgewölber mit Wasser; sie liegt in einem engen Gäßgen zwischen Sonn und Hinterhof. Mehrere Gasthöfe rühmen sich eigner Quellen die in

Privatbädern zu Tag ausgehen, der Stadthof, der Ochsen, der Bären. In der Limmat selbst sieht man, besonders bey niedrigem Wasser, warmes Mineralwasser aufquillen. Unbegreiflich ist die Menge heilsamen Wassers, das täglich, in allen Jahrszeiten, im Umfang von wenig hundert Schritten zu Tag hervorgeht.

Erstaunen ergreift den Zuschauer, wenn er nachdenkt, daß alle diese Quellen mit der Wärme, welche kaum das menschliche Gefühl ertragen mag, den Boden durchirren, auf welchem alle diese Häuser gebaut sind, und täglich einige hundert Menschen herumgehen. Denn das Badwasser wird nicht von Ferne hergeleitet, es rinnt unter den Füssen der Besucher, unter dem Limmatstrohm selbst, und am jenseitigen Ufer, und drängt sich mit Gewalt hervor. Kein Naturforscher hat den Ursprung in der Tiefe des Bodens entdeckt, oder mehr gethan, als Muthmassungen über das Entstehen desselben gewaget, welche blinder Glaube als Wahrheiten nachspricht, daß z. E. unter der Limmat selbst der ungeheure Kessel der Natur sey, wo sie das Wasser wärmt, oder daß der angränzende Läger-Berg die sonderbare Werkstädte des Mineralwassers decke. Wenige dürften indessen der Meynung jener einfaltigen Magd seyn, die sich nicht ausreden ließ, daß die Bader an verborgenen Orten das Wasser wärmen, und aus Neid und Eigennutz dieselben verheelen, damit sie ihren grossen Gewinn nicht verlieren.

13.
Die Privat = Bäder.

Vom heissen Stein tritt man mit ein Paar Schritten in einen der beßten Höfe, den Stadthof; und was zuerst in dem regellosen und zufälligen Zusammenhang so vieler Gebäude des weitläufigen Hofes in die Augen fällt, sind die Reyhen von Privat = Bädern, die auf dem Plainpied angebracht, und an der Zahl 19. sind. Städter beziehen solche eingemachte Bäder, wie man sie hier nennt, und die feinere Classe von Landbewohnern, reiche Güterbesitzer, Fabrickleuthe, Krämer, Beamtete, die mit den Bedürfnissen und Bequemlichkeiten des städtischen Lebens bekannt sind, doch auch sie mit Unterschied. Die beyden Höfe, der Hinter = und Stadthof beherbergen selten Gäste von dieser letztern Classe, mehr aber die übrigen Höfe, die ringsum den grossen Platz, oder auch entfernter gebaut sind.

Reinlich, simpel und zweckmäßig sind die meisten dieser Badgewölber, obgleich manche Bequemlichkeit, manche Verbesserung bey den meisten möglich wäre. Sie liegen in der Nähe der Wohngemächer, einige machen sogar hie und da ein Neben = oder Vorzimmer derselben aus. Stühnde uns die Badtheilung zu, wir würden diese letztern dem Schmerzenleidenden, dem schüchternen Frauenzimmer, den Gelähmten, aus Menschlichkeit überlassen, die ihre traurigen Tage zwischen Bad und Bett theilen: so aber nimmt der Erstangekommne, der Reiche, den Vorzug der Bequemlichkeit weg, und laßt den gichterischen Kranken etwa eine lange Treppe in sein Wohngemach aus dem Bade hinanhinken, und schüchterne Mädchen die Gasse paßieren. Das ist Badfreyheit!

Eben so simpel, als das Badgewölb selbst, ist die Wasserleitung. Die Kunst kann nicht groß seyn, wo die Quellen so nahe liegen, so reich sind, und keines wärmens bedörfen. Kännel leiten das Wasser in Sammler von Baksteinen, die in jedem Badgewölb einen Vorrath fest verschloßnen Mineralwassers in Bereitschaft halten, und durch hölzerne Röhren den Bädern mittheilen.

Jedes Bad ist ein nur von einer Seite erheitertes Gewölb, gegen Witterung und freye Luft wol verwahrt. Mitten im Boden ist eine Vertiefung von 2 1/2. bis 3. Fuß, 5. lang und eben so breit, mit Brettern ausgeschlagen, mit bequemen hölzernen Bänken versehen. Hier baden ganze Familien, Gespielschaften oder Freunde gesellschaftlich beysammen. Die Sittsamkeit badet bey hölzernen Rigeln ungestöhrt, und das Waßer kann nach Belieben oder Bedürfniß durch einen Druck höher, tiefer oder wärmer gemacht werden. Einigen Gewölbern sieht man es an, daß ehedem mehrere Bäder in eines vereiniget gewesen waren. Sonst ist von allen, die wir sahen, Grösse, Heiterkeit und Lage ausgenommen, die Einrichtung die nämliche.

Von solchen verschloßnen Bädern hat der größte aller Höfe, der Hinterhof 28. der Stadthof 19. die Sonne 14. der Rabe 13. der Bären 11. der Ochse 11. die Bluhme 8. und jenseits der Limmat haben die sogenannten kleinen Bäder 3. Gewölber, nebst einem Judenbad. Jeder Hof hat seinen beeidigten Bader, der sie den Gästen zur beliebigen Stunde bereitet.

Da, wo ein Bad einige Stunden lang ungebraucht gestanden hat, lassen sich auch von Unkundigen seine vornehmsten Vorzüge bemerken. Man sieht den Dampf,

man fühlt die Wärme des Wassers. Wegen der sich ansezenden unreinen Dünste müssen die Gewölber alle Jahre geweisset werden. Das Auge sieht im Wasser etwas trübes, der Geruch unterscheidet etwas schweflichtes: Schwefelbluhmen deken das frische Bad gleich einem schmuzigen Schaum; feste Theile, welche die Bader mit dem einfachen Namen Alet (Alaun) benennen, die aber von blossem Auge ungleichartig, kalchicht und mit andern kleinen Theilen gemischt sind, hängen sich an die Badgewölber an, füllen allmählich Kännel und Dünkel, überziehen die Wände, und gerinnen endlich, wo das Wasser sich in den Limmatfluß ausleert, in harte Felsen, die man von Seite des Strohms siehet, und die, zersprengt, gleich andern kalchartigen Steinen zum Bauen verwendet werden. Dem Geschmack ist das Mineralwasser unangenehm, wir erstaunten über die grossen Massen, welche der Abfluß des Wassers hinter einigen Höfen durch Länge der Zeit aus so kleinen Theilen hervorgebracht hat.

So schädlich das Baden in der natürlichen Wärme des Wassers ist; und so oft auch Badgäste halb todt aus der erstickenden Brühe weggetragen werden; so herrscht dennoch die üble Sitte unter vielen Landleuthen, die den ganzen Seegen der Cur zu verlieren glauben, wenn sie von der natürlichen Wärme etwas ungenutzt verrauchen lassen. Die Badmeister hingegen lassen die Bäder einige Stunden vor dem Gebrauch *lau* werden.

Allein immer setzen sich auch Städter zu ganzen Familien in Bäder, gesetzt auch, daß nur ein Glied des Hauses die Badcur bedürfe. Nicht nur das, sondern sie versäumen nicht gern die frohen Stunden geselliger Freude, und setzen sich zu späth des Morgens, zu früh Nachmit-

tags hinein. Indessen die feinere Classe der Curmacher in mäßiger Vertieffung und lauem Wasser, die Regeln der Cur befolgt: sitzt das grosse Volk der Badenden tief bis an den Hals im rauchenden Bad, den ganzen Leib den Seegen desselben geniessen zu lassen, und übergießt mit dem siedendem Element, was von der Person nicht schon unter Wasser sitzt.

Nicht lange, so erscheint im Bad der Caffe, der Thee oder die Chocolade, der Morgentrank bleibt nicht ohne spanische Brode, für schwächere Magen vergütet ein Trä-send die Morgensuppe.

Nach drey Stunden höchstens verlassen die Badenden die Halle, um ein Viertelstündchen der Ruhe im Bett zu pflegen, und den Leib zu trocknen. Dann folgt ein Stündchen freyer Bewegung, oder freundschaftlichen Geplauders auf den Bänken, im Gesellschaftszimmer, auf dem kurzen Spaziergang: das vom angenehmen Klang der Glocke unterbrochen wird, die zum Mittagmal ruft.

Um 3. und 4. Nachmittags setzt man sich wider ins Bad, wer mehr für Gesundheit als für Vergnügen besorgt ist. Nach einigen Tagen kündigt eine brennende beschwehrliche Röthe der Haut die gewünschte Würkung einer gesegneten Cur zum voraus an, die ihre Grade, ihre Regeln hat, und einer sorgfältigen Pflege bedarf. Das eckelhafte des Ausschlags wird hier gänzlich übersehen, weil er ein wesentlicher Theil der Cur ist. Man spricht davon, wie von andren Symptomen der allmählichen Gesundheit, und streift ungescheut den Hemdermel zurück, öffentlich Proben des guten Erfolgs vorzuweisen.

Allein so badet nur wer eine ganze und glückliche Cur zu machen gedenkt. Dieß aber ist die kleinste Zahl der

Gäste. Denn mehrere erscheinen, mit wenigen Bädren die schwachen Nerven zu stärken, oder sorgenlos in Zerstreuung und Gesellschaft, den Brunnen von Spaa oder Pfeffers zu trinken; viele sogar sich einige selige Tage in Entfernung von Berufsgeschäften, im Taumel lebhafter Freude, und beym Anblick fremder Gesichter zu verschaffen.

14.

Die Gasthöfe.

Die mehreren und besseren Gasthöfe sind darauf eingerichtet, daß man Familien-Weise und in kleinen Gesellschaften leben kann. Daher heißt auch gewöhnlich, eine Reyhe von mehrern Zimmern, in denen eine kleinere oder grössere Haushaltung sich pflegen, und wie bey Hause wirthschaften kann, ein Gemach. Jedes Gemach tragt seinen Namen, das Paradies, der Hirsch u. s. w. Die Wirthsstube, Löw und Bär, der Paradiessal im Stadthof zeichnen sich durch Artigkeit oder Bequemlichkeit aus. Im Hinterhof enthält das neue Gebäude anständige Zimmer. Auch beym Ochsen, Bären, Raaben, und in jedem Hof sind einige Zimmer bequemer, als die anderen. Nebst den Schlafzimmern befindet sich bey jedem Gemach auch eine Küche, ein Keller, und die Hauptsache ein eingemachtes oder Privatbad. Die Küchen werden auf Gefallen, mit einigem Geräthe garnirt. Die Gastwirthe liefern ferner Holz und von Lebensmitteln, was man verlangt. Die Stadt Baden bietet allerley Küchengeräthe von Ton und Holz, ferner Fleisch, Brod u. s. w. feil. Einige Bürger zu Baden verstehen sich vorzüglich gut auf

aller-

allerley Gebäckwerk: und selten mangelts an treflichen Fischen. Die Preise der Zimmer, die freylich meistens fürs blosse Bedürfniß meublirt sind, sind nach der Zahl der Betten, dem Grad der Bequemlichkeit, und der Angelegenheit, mit der sie gesucht werden, geschätzt, von 2—6. Rthlr. wöchentlich. Die Lebensmittel sind, wie durch die ganze Schweiz. Arme und Reiche müßen das Wasser bezahlen, welches sie trinken, wenn sie es nicht selbst von Ferne herholen wollen. Diese Kargheit in einer Gegend, wo ein Strohm nahe ist, wo reinere Quellen leicht herzuleiten sind, sezt in Erstaunen. Aus Mangel eines öffentlichen Brunnen, machen sich Schiffer, Kinder ein Verdienst daraus, das Wasser um kleine Bezahlung herbeyzuschaffen. Selbst der Stadtsekel soll davon einigen Vortheil ziehen, und nicht nur keinen Aufwand für Brunnen zu bestreiten, sonder den Lehenzinß der Schiffer, die das Wasser herbeyführen von jenseits der Limmat, darum erhöhet haben. Die Gastwirthe sollen desto mehr Wein verkaufen, und die Badgäste sich desto weniger die Cur mit Trinken kalten Wassers verderben. So treflich ist man für das Wol der leztern besorgt! doch vernehmen wir, daß man wirklich auf Errichtung eines Springbrunns mitten in den Höfen bedacht ist! Es wird desto eher geschehen, da jene sparsamere künstliche Wirthschaft, für welche im verfloßnen Jahrhundert so viele Küchen und Keller errichtet worden, ganz in Verachtung zu fallen scheint, und man sich meistentheils aus der Wirthsküche bedienen läßt, die nun das Wasser bezahlt, das ehedem die Familien selbst unter eignem Titel bezahlten. Der Segen und die Würksamkeit der Cur fängt damit an, daß sie treflichen Appetit erweckt, den man im Speisesal,

oder in einem andern Zimmer nach Belieben befriedigen kann.

Von den sieben Grossen mit Privat-Bädern versehenen Gasthöfen, kann der Hinterhof allein gegen 30. kleinere und grössere Familien beherbergen — Der Stadthof hat 20. Gemächer, die Sonne 14. der Nagbe 13. der Bären 11. der Ochse 11. die Bluhme 8. Alle Gasthöfe sind irregulare Gebäude; ein Zusammenhang alter und neuer Gemächer, wie Bedürfniß, jeweiliger Geschmack und Gelegenheit sie seit ein Paar Jahrhunderten zusammenfügte. Leicht wär es, durch Tapeten, durch einige Mobilien nach der Mode, neue Fenster, bessere Betten u. dgl. die Zimmer glänzender oder bequemer zu machen, und mit dem Zeitalter gleicheren Schritt zu halten. Allein alles ist beynahe auf den Ton bürgerlicher Mittelmäßigkeit eingerichtet, oder darunter.

Jene Bauren, Arme, Bettler, die in den öffentlichen Bädern sich baden, haben indessen 6. öffentliche Wirthshäuser zu ihrem Behuf — Fast überall giebts mehr und minder kostbar besezter Wirthstafeln. Die besten werden mit 1. Gulden bezahlt, und gilt in Baden vorzüglich Zürichmünze.

Die Höfe und Wirthshäuser alle gehören nicht nur Bürgern von Baden zu, sondern einige Gastwirthe machen einen Theil der Regierung aus, unter derer Gerichtsbarkeit die Bäder stehen. Das Ganze ist theils von einer Ringmauer mit Thoren, theils von der Limmat eingeschlossen.

15.

Das gesellschaftliche Leben.

Wir traten endlich ins mäßig grosse Zimmer, wo Fremde absteigen, die Badgäste sich gesellschaftlich zusammenthun, und kleine Spiele gemacht zu werden pflegen. Mehrere Höfe haben solche Gesellschaftszimmer, so wie der eint und andre ofne Hofplätze, oder geräumige Sommerlauben hat. Dieses Zimmer, wo wir jetzt ausruhten, hat den Vorzug einer in ihrer Art erhabenen Aussicht, dicht an der Limmat, wo sie mit grossen Felsenmassen kämpft, die ihren reissenden Strohm aufhalten wollen, und sich die Wellen brülend fortwälzen, und zerschellen; wo sie zugleich einen Winkel formirt, und mit ungläublicher Schnelligkeit fortströhmt, liegt es kaum wenige Fuß darüber erhaben. Der Strohm gieng gerade vor wenigen Tagen gewaltig hoch; die Schiffart war gehemmt, das Wasser wälzte sich in trüben Fluthen, die Fußwege waren überschwemmt, und alles drohte schreckenvolle Nachrichten, auf die der blosse Anblick des übergebliebnen Schlamms des Strohms die Gemüther auch hier vorbereitete. Gerade gegenüber erhebt sich steil der Hartenstein, mit Weinbergen und Waldung, dessen Mitte die Landstrasse nach Zurzach durchschneidet. Nirgends so wie hier fühlten wir uns im Bader-Loch. Ueber dem Zimmer ist der gemeine Speisesal, wo man an des Wirths Tafel ißt. Vor demselben sehen wir die Dienerschaft Kegelschieben. Eine Tafel im Zimmer, zeigt die schon in Besitz genohmenen, oder engagirten Gemächer des Hofes an.

Hier erscheinen gewöhnlich im leichten Hauskleid oder Schlafrok die Enrmacher, zum geselligen Kartenspiel,

zum lauten Würfel-Bret. Man sieht die Damen mit dem Strickkörbchen am Arme, oder mit der Nadel. Oft veranlaßen neuangekommne Briefe aus der geliebten Heimath, oder neue Ankömmlinge, eine allgemeine Aufmerksamkeit, und die Unterhaltung wird lebhaft und allgemein. Ein munteres Gespräch, ein wohlthätiges Gelächter unterstützt nicht wenig den Segen der Cur, denn Fröhlichkeit ist die Würze des Bades, und das vortreflichste aller seiner Ingredienzen. Da ists, wo man neue B.kanntschaften stiftet, lustige Partheyen verabredet, oder die Schauspiele bekrittelt, mit unter politisirt, und Prozesse entscheidet, die vor dem hohen Syndikat schweben. Anmuthig war der Anblick so vieler Kinder, die vor dem Zimmer ihre unschuldige Spiele treiben; oder der presthaften, um die sich, können sie sich nur bis zum Gesellschafts-Zimmer schleppen, gerne die übrigen Gäste vereinigen, sie durch Kurzweil die Schmerzen der Gicht, oder die Beschwehrden der Lähmung für ein Stündchen vergessen zu machen. — Auch diese Zimmer füllen sich am Samstag Abend, bey schöner Witterung vorzüglich an. Wann Raum gebricht, sind kunstlos Bänke und Sitze unter freyem Himmel für die Spättlinge hingepflanzt.

Fort waren wir jetzt hinter den einten Gasthöfen, und vor den anderen und durch einen dritten, nach einem kurzen Seitenblick auf die einfache und ungeschmückte Kirche der H. drey Könige, die den Bädern ehmals den Namen gab, auf die Matte, längst der Limmat, den einzigen ofnen Spaziergang bey den Bädern. Ein reicher Fremdling hatte neulichst den Rasengang in eine schnurgerade Strasse verebnen, und reinigen, und weiterhin längst dem Strohm einen einsidlerischen Pfad anlegen

lassen. Freylich nicht ganz nach unserm Geschmack, da uns die rohe Natur, die nicht nach Lineal und Faden, sondern oft auf ungehobelten Pfaden den Spaziergänger bald krumm, bald gerade, bald hoch bald tief führt, eben darum weil sie so abwechselnd auch desto reizender ist. Sonst hat auch hier die Natur alles, freylich wenig genug, die Kunst nichts gethan. Nur gesellige Vergnügen können dieser Einsamkeit Reiz und Anmuth geben. Sie ist auch oft zahlreich und bunt genug gemischt von Gästen verschiedener Höfe: und Fremdlinge gehen nicht aus den Bädern weg, ohne die Matte besucht zu haben.

Wir bemerkten eine kleine Steige, die Berg an gegen die Landstrasse nach Brugg und Basel durch ein Gehölz junger Buchen und Tannen führte, und mitunter manche romantische Aussicht anbot. Denn bisweilen fiel der Blick beynahe senkrecht durch die Aeste der Bäume ein Paar hundert Fuß hinab in das Bett des lebhaften Strohmes. So steil ist hier die mit Holz bewachsne Wand, das hohe Ufer des Flusses! Bisweilen führt der Pfad in düstre laubenförmige Gänge, wo uns die Abendsonne, mit wunderbar gebrochnen Strahlen beleuchtete, und dichtes Laub anmuthig beschattete. Bemooste Felsen, grauer Marmor, lagen verwitternd an der Seite, oder es öfnete sich mit einmal eine romantische Aussicht über den Strohm, an das jenseitige hohe, rebenreiche Ufer, und über bemooste Strohhütten. Plötzlich führte uns der Pfad zu Tage aus in die Landstrasse zur kleinen Capelle des heiligen Crispins, von wo wir gegen den steilen Hügel, der die Ebne von Baden umgiebt, hinanstiegen.

Ein begüterter Bürger von Baden hat in seinen Gütern eine Allee von etlich hundert Schritten längst dem

Berg, und darin einen Pavillon gebaut und Ruhplätze angelegt, wohin man sich bey unvermuthetem Regen flüchten oder ermüdet setzen kann; sonst ist sie kunstlos: edelmüthig wird sie jedem Spaziergänger geöfnet. Sie bietet des Abends einen anmuthigen Prospeckt an; den wir aber auf der Spitze des Hügels nach schöner zu geniessen hoften.

Hier war neben dem Gehölz ein kleiner Versuch von Weinreben, so steil angelegt, daß wir so etwas nirgends gesehen; daß kaum der Fuß des Winzers halten kann. Auch liegt das Gelände zwar der Morgen und Mittagsonne offen, aber am frühen Abend schon im Schatten, da sonst die schweizerischen Weine von der Abendsonne gekocht zu werden pflegen. Kleines Gehölz und magere Weiden sind über den Reben: der Boden ist dicht mit Steinen besäet, die vom zu Tag ausgehenden Felß verwitternd, herunterfallen. Wir bestiegen leicht die steile Bergwand die uns auf einen Grat führte, der eigens der Schäfli- oder Martinsberg heißt, und der Pendant zum Schloßberg ist; wo die Trümmer des alten östreichischen Schlosses, des Steins zu Baden seit 1415. modern, so schmal, daß unsre kleine Zahl seine ganze Oberfläche füllte. Er senkte sich von 3. Seiten gäh hinab. Dieser nackte Felß, von marmorartigem grauem Gestein, der die unten liegende Landstrasse beherrscht, ist von eben der Natur, als der Schloßberg, der Lägerberg, der Hartenstein, die ringsum die Fläche von Baden einschliessen; eben die Steinart, aus der die Stadt Baden, die Mauer, welche von den Bädern dahin führt, gebaut ist; die leicht an Sonn und Regen verwittert, und gerne Schichtenweise sich ablößt. Unter den Füssen sprangen

moosichte Stücke ab. Die romantische Aussicht ists, welche allein die Mühe des Kletterens belohnt. Man übersieht die seltsame Verknüpfung der Berge, verfolgt das tiefe Bett der Limmat, und ihren silberfarbigen Strohm, und das Auge beherrscht die kleine Fläche von der Stadt bis zu den Bädern, und die grössere des Siggenthals.

Wer die ganz besondere Verbindung der Berge umher, die Tiefe des Strohms, die hohe Fläche der Thäler mit nachdenklichem Blick beschaut, und die Richtung der Felßschichten, die häufig am Tag liegen: kann sich nicht erwehren, einige Vermuthungen über Veränderungen der Natur zu wagen, von denen die Chronicken nichts wissen, weil sie älter als alle Geschichtbücher sind.

Es war also eine Zeit, wo die Fläche des Thals unter unsern Füssen, die so eben ist, als wäre sie, die Wasserwage in der Hand, verebnet worden, mit dem Wehnthal zusammenhieng; wo der Läger und Schloßberg nur ein Berg, der Hartenstein mit der Höhe, wo wir standen, nur eins war, keine Limmat im tieffen Bett durch das Siggithal floß u. s. w. Damals deckte ein gewaltiger See die weite Fläche zwischen dem Lägerberg und Heitersberg, der keinen Ausgang durch die Limmat, oder vielleicht da einen Ausfluß hatte, wo jeßt die Mellinger Strasse ist: aber von dem Zürichsee und der Sil einen mächtigen Zufluß bekam. Ein See, der mit dem Züricher und Wallenstatter See zusammenhieng, vielleicht ein einziger See war, aus dem der Weininger Berg, die Haßlern, und andre Hügel längst der Limmat als Inseln mit ihren breiten Oberflächen hervorragten. Damals legten sich die Muschelthiere Nester am Lägern und aller Orten im Badergebiet an, und ward der Teufelskeller im Heiter=

sperg gehölt. Das Silfeld, Wettinger-Dietikerfeld, alle jene Rieder und Moore waren der Grund der mit Wasser bedeckten Tiefe, daher ihre wasserrechte Ebene. — Aber da, wo sich jene Schichten des Läger- und Schloßbergs gegen einander senken, brach endlich das Wasser durch, die Berge wurden von einander gerissen, noch sieht man die gewaltige Wunde, die kahlen, gewaltig zerstörten Schichten — die Limmat höhlte sich von Würenlos an, drey Stunden lang ein tiefes Bett, der See verschwand, die Seethiere wurden versteinert, der Teufelskeller stürzte ein, es entstanden Ebenen, und wurden in Moore, in Felder, in Städte, Dörfer, Höfe verwandelt, die heissen Quellen kamen hervor, und es ward allmählich die Gestalt der Dinge, die jetzt so anmuthig unser Aug entzückt. — So würden wir vielleicht Behauptungen wagen, wenn wir Gelehrt wären, jetzt geben wir es nur für Träume der Einbildung aus, die durch den Anblick des Orts und der seltsamen Naturerscheinungen veranlaßt worden.

Wir übersahen wie im Profil das gegen Abend liegende Siggenthal, eins der schönsten Thäler in ganz Helvetien; zwey Stunden lang, und kaum eine halbe breit. Wir verfolgten den krummen Lauf der Limmat bis zur Ergiessung in die Aare, allein nicht ununterbrochen, denn sie ströhmt im tiefen Bett; sondern Stellenweise wol sechs mal. Die Sonne färbte ihre Krümmungen mit Silberglanz, der sich herrlich im grünen Thal ausnahm. An ihrem rechten Ufer zieht sich stundenlang ein seltsamer Rebberg fort, der von der Oberfläche des Siggenthals sich am Bord des Strohms bis zum Fluß hinab senkt, und also tiefer als das ganze Thal liegt, und einen

brauchbaren Wein giebt, das gerade Gegentheil von den hohen Weinhügeln unsers Vaterlands, die sich weit und breit zur Schau ausstellen, indessen die Siggithaler ihre Trauben gleichsam unter dem Boden wimmlen. Die Ebne trägt unabsehliche Kornzelgen, Baum- und Gartenfrüchte aller Art, ein Paar in Wälder von Obstbäumen versteckte Dörfer und Höfe, worunter einige schöne Gebäude entgegen glänzten. Sanft erhebt sich ein Berg längst dem Siggithal gegen Norden, der es vom andern Thal bey Lengnau trennt, und diesseits der Limmat, ein niedrigerer Hügel gegen Süden, und schliessen es ein. Ihre Oberfläche ist reichlich mit Holz und Weiden bekleidet, und in ihrem innern sind wichtige Schätze, Mineralien von Eisenerz, und Versteinerungen, Steinbrüchen, Gypsgruben u. s. w.

In der Ferne von anderthalb Stunden bieten andre Berge des Frikthals und Schwarzwalds ihre Spitzen an. Am Bruggerberg floß hell schimmernd das breite Wasser der Aar, die schon die Reuß empfangen hatte, und nun die Limmat aufnahm. Allernächst lag der Kappelerhof mit der neuen Kirche. Die neuen Strassen zogen sich vor unsern Augen an beyden Ufern der Limmat fort, nur in geraderer Richtung.

Gegen Mitternacht öfnete sich das Wehnthal mit seinen reichen Viehweiden. Gegen Morgen lag die kleine, wasserrechte Fläche vor uns, aus der sich die Limmat reissend loswand unter den Bädern. Mitten drauf die neue Kirche der Reformirten, am End das antike Schloß, und die alten Thürme und Ringmauren der Stadt. Die Strasse theilt die Fläche in zwo Helften. Wir wünschen uns Reichthum und Muße, um die anmuthige Fläche mit

unzähligen Fruchtbäumen zu bepflanzen, wenn der Boden sie trüge, oder mit allen Arten von Feldfrüchten, Gemüßen, mit Höfen und Wohnungen zu beleben und anzubauen, denn so schien sie uns allzu kahl und leblos. — Die glänzenden Farben verliessen den Kreiß von Schneebergen am östlichen Horizont, der die Aussicht schloß, als wir unserm Gasthof zueilten.

16.

Der Sonntag. Die reformirte Kirche. Die Allmosenpflege. Die Comödie.

Obgleich wir nur wenige Stunden lang uns entfernt hatten; trafen wir dennoch bey einbrechender Nacht den Hof, wo wir zu übernachten gedachten, voll lermender Gesellschaft an. Die Comödie, die eben geendigt war, hatte eine Menge Gäste entlassen; Gesellschaften waren zu Pferd angelangt: zwey und dreymal hatten sich nach uns Schiffe ihrer bunten Lasten entladen, und unser Gastwirth war im Fall mehrere Personen wegzuschicken. Es ist vorzüglich mitten in den Sommermonathen gewöhnlich, daß nebst grossen Schaaren von Schröpfenden, lustige Banden von Besuchern, fröhliche Gespielschaften an Samstags Abenden und hellen Sonntagen sich zahlreich in den Gasthöfen einfinden; wo denn die fröhlichen Stunden ganz den alten freundlichen Gottheiten, dem jugendlichen Bacchus und allen Grazien gewiedmet sind. Das bunte Gemisch der Gesellschafter, die Freyheit der Lebensweise, der nächtliche Ball, das Schauspiel, und die Gelegenheit mit Kleiderstaat zu prunken, und liebliche Bekanntschaften zu machen ziehen mit unwiederstehlichem Reiz von etlichen Stunden

her, vornemlich die lebhafte Jugend in einen Abgrund herab, dem die Natur selbst jeden Reiz versagt hat. Und die geringern Gasthöfe wimmeln nicht minder von Landleuthen, als die bessern von städtischen Besuchern.

Unter den Landleuthen herrscht nun im innern der Zimmer lautes Gelächter, und launichte Schwänke beleben den gläservollen Tisch, und machen im dampfenden Bad die dichte Gesellschaft die Stunden vergessen, mitlerweile sie sich unaufhörlich den Schweiß vom Angesicht wischt.

Laut prunken am Sonntag Morgen zahlreiche Kutschen daher: die Zimmer dämpfen vom üppigen Dejeuner. Dann flattert man umher; man macht Besuche, oder nimmt ein kurzes Bad, oder zerstreut sich auf kleine Spaziergänge. Einiche besuchen die Predigten.

Wir stiegen mit den leztern die Halden hinan (so heißt eine steile Strasse die zur Ebne der Stadt hinanführt.) Romantisch stellt sich die Tiefe des Strohms und der düstre Winkel der Bäder dem Auge von diesem Standpunkt dar. Mitten auf einer geräumigen Ebne, ausser der Stadt Baden stehet die Kirche der Reformirten. Ein anmuthiges, simples Gebäude mit einer Kuppel, das mit seinem ringsumgehenden Kirchhof in eine hohe Mauer eingeschlossen ist. Hier wird im Frühling, Sommer und Herbst wöchentlich einmal geprediget, und an dreyen Festtagen Abendmal gehalten. Im Winter wird in einem Zimmer des Schlosses oder des Pfarrhauses Gottesdienst gehalten, den keine Badgäste besuchen. Die Gelegenheit für den Prediger, die ihm seine Lage verschaft, auserlesene Gesellschaft zu geniessen, und die gewohnte reiche Beförderung nach zehen Jahren treuer Dienste, hat seit Errichtung der Pfarr Männer von Kenntnissen hieher geführt.

Nur seit 1714. steht eine reformirte Kirche in Baden. Sie war eine Folge der Eroberung der Grafschaft, durch die beyden reformirten Cantons Zürich und Bern 1712. Beyde setzen wechselweise den Prediger, der, wenn er Zürcher ist, der Zürcher Synode angehört, und die zürcherischen Catechismus, und Liturgie braucht, als Berner einer benachbarten bernerischen Classe beygezählt wird, und Bernersche Gebete liest, und den Heidelbergischen Catechismus hat. Jeder Stand hat seinen eignen Meßmer. So pünktlich hielten nach vor 80. Jahren die theologischen Väter bis auf den kleinsten Detail auf ihrer Bekenntnisse Eigenheiten! die Kirche ward anfangs, 1714. für Badgäste, und die Ehrengesandte gebaut. Seit 1741. kam eine kleine Gemeinde hinzu, und die in den neuesten Zeiten auf einen guten Fuß eingerichtete Armenpflege. Von drey Hausvätern, die sich auf benachbarten Höfen Güter gekauft hatten, entstand in kurzer Zeit eine Gemeinde von mehr als 100. Köpfen, die nun auf den Fuß andrer reformirter Gemeinden eingerichtet wurde.

Zahlreich finden sich überall Bettler und dürftige in Klöstern und Bädern ein, und so auch hier. Vor 200. und mehr Jahren waren sie noch zahlreicher, und es gab eine Classe, die man die starken Bettler nannte; gesunde, arbeitlose Müssiggänger, Pilgrimme, Mönchen, mit unter Räuber und Diebsgesindel, das sich eine Zeit lang im Bad gütlich that, und endlich mit Geld im Beutel es verließ. Diese gefährliche Menschenclasse hält sich jetzt fern; die Summe der Armen ist kleiner, steigt aber dennoch vom Maymonat an über 100.; die Armen sind die ersten und letzten Gäste, und verlieren sich nur im Winter vollends.

Für diese Menge von Badbedürftigen Kranken, wird eine Armencasse gesammelt von Privatsteuren, Allmosen und Vermächtnissen, aus welcher jedem Bedürftigen wöchentlich 15. ß. mitgetheilt wird. Allein das ist nicht alles, denn alle Siechen und Badbedürftigen, die Elenden aller Religionen, wenn sie auch keine andere Empfehlung mitbringen, als daß sie krank und dürftig sind, finden hier die nothdürftige Unterhaltung. Nicht nur bekommen sie Theil an dem öffentlichen Allmosen, sondern das Hospital zu Baden giebt ihnen wöchentlich einmal Brod, zweymal geben die Capuciner, und zweymal die Klosterfrauen denen Suppe, die es verlangen. Ganz Arme unterstützt der Prediger nach Vermögen. Er ist's, der den Arzneybedürftigen die Arzney verschaft, die Kranken besucht, und die Verstorbnen begraben läßt. Oft wird von den Tafeln reicher Badgäste mancher Dürftige erquickt, und oft lassen Abreisende, die im Bad ihre eigne Wirthschaft trieben, den Armen etwas Lebensmittel zurück. Arme Kranke, die von der Wundgschau-Commission zu Zürich *), und dem Inselcollegium zu Bern **), mit Badsteuren herkommen, hundert andre, die mit Reisegeldern von ihren Gemeinden unterstützt, anlangen, sind noch besser besorgt, wenn sie an den Prediger empfohlen werden.

Alle andern, die am Bad und Allmosen Theil nehmen, müssen vom Badcommissarius einen gedruckten Freybrief, indem sie ihre Atteſtate vorweisen, haben, worinn die

---

*) Ein Collegium, das eigens Arme Kranke untersucht, und nach Bedürfniß berathet.

**) Ein ähnliches Collegium in Bern.

Zeit und das Bedürfniß ungefähr bestimmt ist. Ueberall ein weites Feld, besonders für den Prediger, sich um die Welt der Armen verdient zu machen! denn die Armuth ist nicht selten unberathen, zumalen, wenn sie zum ersten mal das Bad genießt, häufig unbesonnen, und mit baarem Gelde übel besorgt. Für ein Paar wollüstige Tage würde mancher Elende mit noch schlechterm Cörper heimkehren, als er angelangt war; und Mühe, Kosten und Zeit würden verlohren seyn. So nun werden nicht selten Kranke, wieder ihren Willen, in Zucht und Ordnung gehalten; und der Prediger ist ihr Oeconom, er weißt jedem seine Herberge, besorgt die Ausgaben, ist Aufseher des Betragens, trägt für den ordentlichen Gebrauch des Bads Sorge, tröstet, wenn er ein fühlendes Herz hat, Kranke, und steht mit Rath und Gebet den Sterbenden bey, und legt alljährlich den Ehrengesandten der Regierungen Rechnung von seiner lästigen Pflege ab. —

Kaum waren wir von der Kirche zum Bad zurückgekehrt, so gabs Gelegenheit, neue Bekanntschaften zu machen, und alte zu erfrischen. Bey der nun am reichsten garnirten Wirthstafel war kaum der größte Appetit befriedigt, so nahmen muntere Laune und gesellige Scherze die zwote Stelle ein. Die Musikantenbande hielt nur kurze Zeit das Uebermaaß der Fröhlichkeit in Schranken, die sich endlich in lauten Tumult und Gesang verlor. Nach der Mahlzeit mischte man sich auf ofnen Plätzen, und auf der Matte mit den Gästen andrer Höfe. Alles erschien im grossen Galla. Endlich war die Zeit der Comödie da. Herumziehende Banden passieren etwa hier den Sommer, und geben meistens sehr mittelmässige Vorstellungen, die indessen durch die vieljährige Entfer-

nung der Schauspiele von Zürich, und für müssige Badgäste einen mächtigen Reiz gewinnen. In langer Procession drängt sich das Volk zum Schauspiel. Die Bande pflegt die intressantesten Stücke auf den Sonntag zu verlegen. Die Städter nehmen das Parterre ein; und die gemeinere Classe der Gäste besezte die Gallerie; den Ehrengesandten der regierenden Cantons hat die Ehrfurcht die besten Plätze vorbehalten. Gewöhnlich ist die Musick schlecht, und kaum eint und andre Rolle besser besetzt. Dasselbe Gebäude ist Schützenhaus: daher oft die Schüzen durch den unfreundlichen Knall der Büchsen den Frieden der Zuschauer unterbrachen. In kleinen Städten dient oft dasselbe Gebäude zu verschiednen Zwecken; und gerade dieses hatte abwechselnd die Ehre gehabt: zu öffentlichen Schmäusen, zum Gottesdienst, so wie jetzt zum Schiessen, und zum Schauspiel gebraucht zu werden. In den Zwischenackten hörte man alle Dialekte der verschiedenen Cantons. — Jetzt strömte wieder alles Volk zu den Bädern herab, unter lebhaftem Geplauder. Bey der Nachtmalzeit tablierte man nicht lange, sondern eilte zum muntern Ball. Nun mochte der Nachtwächter ruhig die Stunden durchrufen, und der Curmacher in entferntern Zimmern den balsamischen Schlaf geniessen; im lebhaften Tumult des bezaubernden Tanzes fühlte man das Fliehen der Stunden nicht, noch das Bedürfniß des Schlafs. Ist man indessen so unglücklich, in der Nähe eines oder mehrerer Baurenballets zu wohnen; wo die eisernen Nägel der bewaften Schuhe den Schall der stampfenden Füsse in die Ferne verbreiten: dann gute Nacht Ruhe und Schlaf. Da kann sich nicht leicht ein menschliches Auge schliessen. Indessen ists Freyheit des Bads, gehört

zum Glück des geselligen Lebens, und ist für Städte- und Landnymphen ein mächtiger Reitz die Kluft der warmen Quellen zu besuchen.

Schon Sonntag Abends hatten viele Städter und Bauern das Vergnügen des Schauspiels und Tanzes für den Heimweg eingebüßt — doch nicht beyde! den Tanz hatten sie in der Samstagsnacht gehalten. Bey der Abreise lag die ganze Hofhaltung der Gäste unter den Fenstern, und die neuen näheren Bekanntschaften sammelten sich am Kutschenschlag, ihre Adieux zu machen. Auch der Bauer, der zu Fuß die Heimreise antrat, dankte mit kräftigem Händedruck dem freundlichen Wirth. Was am Sonntag zurückgeblieben war, erholte sich am Vormittag des Montags wieder, um Nachmittags die geliebten Seinigen, die Berufsgeschäfte wieder zu sehen; oder — was auch wir thaten — auf fernere Reise bereit zu seyn.

17.

Fragmente zur Geschichte der Bäder zu Baden.

Die einte Helfte dieser Geschichte ist so viel als gänzlich unbekannt: die andre liefert intressante Gemählde der Sitten der Väter.

Schon die Römer, diese Freunde der warmen und kalten Bäder schmükten sehr vermuthlich diese Quellen mit allen Anstalten zum Vergnügen. Baden war nach Tacitus Hist. I. 67. ein Castell, die Bäder Locus in municipii modum longa pace exstructus, amœno salubrium aquarum usu frequens. Man verehrte bey den Bädern die Isis, eine ursprünglich egyptische, damals,

laut

laut alten Inscriptionen, in der Schweiz weit und breit verehrte Göttin. Eine Aufschrift an der Kirch der H. drey Könige, die ihr zu Ehren gemacht worden, ist verwischt. 1420. entdeckte man mitten zwischen den Höfen Fundamente eines grossen Gebäudes, Bilder, Münzen, unfern davon auf der Fläche der Vorstadt von Zeit zu Zeit Hausgeräthe, Mauren, und im Anfang des Sekulum, in dem wir leben, eine grosse Menge Spielwürfel, welche die Gelehrten zuerst für Spiele der Natur, demnach für Resten römischer Vergnügen, endlich für betrügliche Künste einicher Handwerker erklärten. Cæcinna hieß der Held, der mitten im langen Frieden über den Köpfen der Einwohner die Festung niederbrandte, und die Bäder plünderte. — Diß sind die bekanntgewordenen Anzeigen der römischen Bäder zu Baden.

Unter den Franken wurde die Heil. Verena Patrónin dieser Bäder. Ihrer Legende sind indessen nur wenige Spuren zu danken. Ihre Gebeine ruhen im nahen Zurzach, und ihr Andenken ist durch eine Chorherrenstift bey ihrem Tempel daselbst, und die berühmteste Messe in der Schweiz, die auf ihren Tag gehalten wird; und zu Baden durch einen reichen Spital, und eine Capelle ihres Namens, zu Solothurn durch eine merkwürdige Einsidelei verewiget. Ihr Bild steht auf einer Säule in dem nach ihrem Namen genannten Verenabad. Nach ihr deckt tiefe Finsterniß wieder jede Spur der Geschichte der Bäder.

Kaum werfen, unter der Oberlehnherrschaft deutscher Könige, die Regierungen der Grafen von Lenzburg und

Baden, von Kyburg und Habspurg: die östreichischen Herzoge und Kaiser einiges Licht auf die Bäder. Nur erst unter den Kaisern Rudolf und Albrecht wird der Bäder erwähnt, und umständlicher erzählen die Chronicken, wie zweymal die Zürcher, die von 1350. an mit diesem erlauchten Hause in Fehde lebten, 1351. die Bäder verbrannten, und 1388. noch einmal einäscherten. Indessen setzen die Namen Herzogenbad u. s. w. und der Zustand der Bäder, in welchem sie 1415. in die Hände der Eidgenossen fielen, voraus, daß sie nicht erst seit wenigen Jahren bevölkert und berühmt geworden.

Schon 1415. waren diese Bäder, laut Poggi's berühmter Epistel, ein Taumelplatz der ausgesuchtesten Vergnügen. Sie waren seit kurzem, zwar schön, aber simpel aufgebaut worden. Um den öffentlichen Platz, wo damals schon die zwey grossen Bäder von Bauern, Bettlern und schlechtem Gesindel wimmelten, standen die Gasthöfe, von denen ein jeder Bäder für seine Gäste hatte, allein von diesen waren die einten für allerley Leuthe gemein; andre besondern Personen verliehen, sämtlich mehr nicht als dreyssig, aber groß genug, tausend Menschen zu fassen. Eine hölzerne Tafelwand trennte die Männer von den Weiberbädern, die mit bemahlten Fenstern geschmückt waren. Schupffenster in den Wänden liessen nicht nur beyde Geschlechter einander sehen, sondern auch mit einander sprechen und zechen. Drey und viermal täglich besuchte man damals das Bad, und unter Zechen, Gesang und selbst Ringtänzen floß die Zeit unvermerkt hin. Um die Bäder einicher Höfe waren hohe Lauben gebaut, von denen man die Badenden sehen und mit

ihnen sprechen konnte u. s. w. Ein unzählbares Volk von Edlen und Unedlen ströhmte von 30. Meilen in die Runde zu, besonders fanden sich von der Kirchenversammlung zu Constanz eine Menge Prälaten, und Leuthe von ihrer Bedienung ein. Nicht nur Kranke, sondern auch Verliebte, Freunde der Freyheit, und des lustigen Lebens erschienen. Alles schmückte sich mit hochzeitlichem Kleiderstaat, und Schüchternheit ward auch an Mädchen für bäurisch geachtet. Schon damals galt die Matte. Man tanzte, man spielte Ball daselbst, man sang, und vermengte sich in verdachtloser Fröhlichkeit zu manigfaltigen Spielen.

Unter den Eidgenossen wurden die Bäder durch die häufigen Landtage, die zu Baden gehalten wurden, in den gepriesensten Zeiten der Nation zum höchsten Glanz erhoben. Selbst die bürgerlichen Kriege von 1437. — 1447. und 1526 — 1531. unterbrachen nur für kurze Zeiten die allgemeine Fröhlichkeit der Bäder zu Baden: und selbst die strengen Sittengesetze der Reformatoren beförderten sie. Denn ihrem unausstehlichen Szepter zu entfliehen, eilte man fort aus ihrer Gerichtsbarkeit unter die mildere Regierung, der meistentheils catholischen Landvögte nach Baden, um da den bey Hause verbotnen Kleiderstaat, Tanz und Muthwill zu treiben. Es blieb ohne lange Folgen, daß 1443. die kleinen Bäder verbrannt wurden, und 1483. Zürich allen seinen Unterthanen den Gebrauch der Bäder verbot, die Stadt Baden zu züchtigen, daß sie eigenmächtig eine Zürchermünze herabgewürdigt hatte, und 1528. weil sie sterbende Protestanten zum Abfall verleitete, und Todten das Begräbniß versagte.

Weit mehr schadeten der traulichen Geselligkeit die burgundischen und italiänischen Kriege der Schweizer. Denn die unermeßliche Beute, welche die Nation reich gemacht, die Bestechungen fremder Gesandten, die Zügellosigkeit verwöhnter Krieger unterdrückten die Unschuld der Sitten, als Baden nebst Zürich, und Luzern zu glänzenden Höfen geworden. Die Gastwirthe der Bäder begnügten sich die Zimmer um grosse Zinse zu vermiethen, und oft mußten Fremde lange auf ein lediges Gemach harren. Fremde aller Nationen, alle Arten des Luxus und der Ueppigkeit ströhmten in diese Erdkluft zusammen, das benachbarte Zürich ergoß sich eben dahin, um selige Tage in wonnetrunkener Freyheit der Sitten zu geniessen, und der Last der häuslichen Ordnung, Zucht und Arbeit den Nacken zu entziehen. Eine Art von Schwindel der Ueppigkeit ergreift von den Thronen der Consuln, und den Canzeln der Reformatoren alle Stände der Bürger und alle Classen des Landmanns, bis durch langen Frieden die Sitten milder wurden, und gegen dem Ende des XVI. Sekulum die Vergnügen selbst in Formen und stehende Sitten sich einschränken liessen.

Als 1570. der Stadt- und Hinterhof jeder noch nicht mehr als 8. Badhallen hatte, wovon 4. bis 5. Gemeine waren, die übrigen nur von Fürsten, Prälaten und Kranken gebraucht wurden, als jeder Hof nur zwey Küchen hatte, und aus der einten der Gastwirth seine Gäste speißte, in der andern ein gemietheter Koch denen, die sich selbst Nahrungsmittel anschaften, nach ihrem Belieben die Speisen bereitete; so dienten die einen Badhallen unter dem Namen Herrenbad, Frauenbad,

Kessel, Edeln und Unedlen, Geistlichen und Weltlichen, Jungen und Alten zugleich. Man speiste gewöhnlich an gemeinschaftlichen Tafeln, und lebte in fröhlicher Gemeinschaft, die eine Menge Bekanntschaften, Freundschaften, und manigfaltige Bande knüpfte. Ein Geist der Freyheit und Traulichkeit würzte die Curen. Die Morgensuppe ward nicht karg im Bad selbst genossen, und gewöhnlich hatten neue Ankömmlinge das Vergnügen, die 20—30. Personen starke Badgesellschaft zu bewirthen, und empfiengen dafür in Reimen Lobsprüche und Dank. Indessen ward auch diese sogenannte Schlemmersuppe mit Gebet geweiht, so wenig, dachte man damals, störe die Religion die Freuden der Badcur. Im Frauenbad wählten nicht weniger etwa 30. Ehrendamen täglich ihre Wirthinnen, die sie mit Gesang und Cränzen einweihten.

Eine sonderbare republikanische Sitte herrschte manche Jahre. Man hielt in mehrern angesehenen Badhallen Gericht, und ganz nach dem Muster der vaterländischen Polizey wurden mit dem Ernst der wichtigsten Angelegenheiten kleine Unfugen, die die Ahndung des Magistrats nicht verdienten, vor das während dem Baden gehaltene Gericht gezogen. Die Badgesellen wählten sich den Schultheiß, den Statthalter, den Sekelmeister, Caplan; Schreiber und Großweibel durften nicht manglen, und zur Vollständigkeit wurde auch ein Kalthanß, Scherg und Scharfrichter beygefügt. Kein Unfug in allen Badhallen der Höfe blieb ungestraft; unsittliche Reden, unanständige Badhemder fanden hier ihre Strafe. Die Frauen vergassen nicht, jede kleinste Kränkung aus Gericht der Männer zu bringen, unter dem sie standen. Und so erhielten unsere Väter spielend strenge Zucht in einem lokeren Zeit-

alter, und an einem Ort der Freyheit und des Vergnügens. Die Badgesellen gelobten dem Schultheiß mit einem Schlag mit der Linken Gehorsam, und Ungehorsame wurden dem Magistrat zu Baden übergeben. Die Zahl dieser Unterthanen stieg etwa auf 4—500. Köpfe in mehr als 40. Badgewölbern. Wem die Regierung nicht gefiel, und wer Ruhe suchte, wählte sich damals die kleinen Bäder am rechten Ufer der Limmat.

Die lokern Sitten waren dabey von einer Großmuth begleitet, die in gefährliche Verschwendung und Tyranney ausartete. Die Armen zum Beyspiel, welche in den offenen Bädern die Cur machten, sezten ihre Schüsseln auf das kleine Máurgen, das sie ringsum einfaßt. Keiner durfte seine Schüssel anzeigen. Dann legten die reichern Gäste Geld, Brod, Wein, Fleisch und anders nach Belieben hinein. Ward etwa ein grosser Haufe Lebensmittel herbey getragen, so theilte der Wächter des Bads den Vorrath aus. Dann trat der Dürftige aus dem Bad, und nahm, was seiner Schüssel Glück und Zufall beschert hatte.

Nichts aber übertraf den Luxus der Badschenken. Anfangs schenkten nach der alten Sitte, eigne Wirthschaft in den Bädern zu treiben, Eltern, Freunde, Nahrungsmittel; allein Ehrsucht und Schmeicheley bemächtigten sich bald des Badergeschenks. Und da 1474. sich die noch arme Eidgenoßschaft angriff, um die Gemahlin Erzherzog Sigmunds von Oesterreich, eine Schottische Prinzessin, mit Geschenken von Ochsen, Schaafen, Butter, Wein bey 70. fl. an Werth zu ehren: so presentirten 60. Jahre später 200. Bürger und Landleuthe von Zürich in Sammt und Seide, oder militarische Uniform gekleidet dem Bür-

germeister Roust einen Ochsen mit vergoldeten Hörnern und 20. Rheingulden, und verzehrten erstern selbst unter tausend Lustbarkeiten auf der Stelle. 1575. schickte Zürich dem Marggraf von Brandenburg, ein Geschenk von Wein und Haber, 1609. dem Churfürst Ernst von Kölln einen silbernen Globus nebst Fischen und einem Hirsch. Doch bald wurden die Ochsen und Hirschen, in silberne Becher, Schaalen, Uhren, und endlich in baare Dukaten verwandelt. Oft besteurte sich der Senat zu Zürich, oft die Geistlichkeit, um ihren Vorstehern Geschenke zu machen. Die Menge solcher mit Pomp überbrachten Geschenke war Veranlaßung zu immerwährenden Festinen, Spielen und Ausschweifungen. Alle vom Senat angewandte Mittel, alle Ermahnungen und Bestrafungen von ofner Canzel, selbst die Schlüsse der Tagleistungen konnten dem Unwesen nicht steuren. In der ersten Hälfte des XVII. Sekulums hatte der Muthwill die höchste Stuffe erreicht. Es ware nahe daran, daß die Badschenken Empörungen stifteten, die man Bürgern und Landleuthen nicht nur durch Wolredenheit, sondern auch unter Drohungen abpreßte. Eine seltsame Achtung für Würden, Stände, und Schmeichelenen angesehener Männer waren lange ein undurchdringlicher Schild, gegen höhere Verfügungen. Endlich ergriff man das Mittel erst die Formen der Badschenken, und Vergnügen, dann ihre Kostbarkeit zu reglieren, und endlich sie selbst abzuschaffen. Religion und Politick mischte sich darein, und machte nicht nur den Ausschweifungen, sondern auch der Fröhlichkeit selbst und dem Glück der Bürger zu Baden ein Ende. 1656. und 1665. wurde von Zürich mehrere Jahre die Badenfahrt gesperrt, weil in bürgerlichen Kriegen der Cantone, die

Bader die Parthey ihrer Glaubensgenossen genohmen hatten, und intolerant gegen protestantische Gäste waren.

Endlich machte die Entfernung der Landtage von Baden nach Frauenfeld, die Menge der neuen Bäder und Plätze des Vergnügens, in die sich die Freunde des epicurischen Lebens zerstreuten, vorzüglich die Nachsicht, die man in den Hauptstädten der Schweizer selbst dem Luxus erwies, daß bey der unveränderten Heilsamkeit des nie verringerten Strohms von Schwefelwasser dennoch der Ruhm und Glanz dieser Bäder erlosch, die nicht mehr den zehenden Theil ihrer ehmaligen Ehre haben.

18.

Vindonissa.

Von Baden führt die Baslerstrasse bey dem Capellenhof, dem Dörfgen Oberweil, durch Gäbistorf und Königsfelden in das Stättgen Brugg, das nur 2. Stunden entfernt, und das Zihl unserer Tagreise war. Wir verfolgten mehr und minder nahe den krummen Lauf des Limmatstrohms in den wir tief herab schauen mußten, bis an seinen Ausfluß. Am rechten Ufer waren die Rebberge des Siggithals angebracht, und über die weite Pläne breiteten sich herrliche Kornfelder, Obstwäldchen, und Matten aus, in denen zerstreut mehrere Dörfgen und Dörfer lagen, derer Bewohner frühere Erndten als die Zürcher haben. Nicht lange, so hatten wir die drey grössern Ströhme Helvetiens, den Rhein ausgenommen, die Aar, die Reuß, und Limmat zugleich unter unsern Blicken, und damit die Lage einer alten, ehmals berühmten Gränzstadt

der römischen Helvetier, die unsre Aufmerksamkeit verdiente. Denn bey Gäbistorf, am Fahr und im Dorf Windisch, zu Königsfelden, um Brugg und Altenburg wandelt man über unsichtbare Trümmer von Vindonissa, welche die Ufer der beyden Flüsse Reuß und Aar, vielleicht auch der Limmat vereinigte. Der fruchtbare Boden und die anmuthsvolle Lage dieser Ufer würde, nebst der Nähe so vieler Ströhme, die Sache wahrscheinlich machen; wenn auch nicht aufgegrabene Alterthümer und die ausdrücklichen Worte alter Geschichtschreiber die Wahrheit davon versicherten.

Die wahre Lage von alt-Vindonissa übersiehet man an den Ufern der Limmat im Siggithal, oder der Reuß vor Gäbistorf, oder unter Brugg, wann die Anhöhe im ganzen Halbzirkel, und die Ufer alle mit einmal ins Aug fallen. So hatte Vindonissa die Form eines geräumigen Meerports, wohin die Schiffe aus dem Rhein, der Aare, der Reuß, der Limmat unter die Mauern der Stadt sich in Sicherheit legen konnten. Das Lager bey Coblenz (confluentia) wo die Aare sich in den Rhein ergießt, und die Stadt Baden (ad aquas) waren, bey ihrer geringen Entfernung einer Schweizermeile, als Vorwerke anzusehen, welche zugleich mit Vindonissa, mit der sie durch die Limmat und Aar verbunden waren, sämtlich von der Natur und den römischen Imperatoren zur Schutzwehr dieser Gränze gegen die Germanen, und ihre Nachfahren, die Allemannen, hier angebracht waren; als die Helvetier zuerst als Freunde und Bundsgenossen, später als Unterthanen unter Roms Herrschaft lebten. Drey Nationen hatten hier ihre Gränze: die Sequaner, Rauracher und Helvetier in den vier ersten Jahrhunder-

ten; in folgenden die Burgunder und Allemanen — heut zu Tage der Canton Bern und die Grafschaft Baden.

Die Tiefe vor Vindonissa, in welcher sich drey Ströhme vereinigen, macht ein irregulares tiefes Thal aus, das von 20. bis 100. Fuß von der Oberfläche des höhern, durch diese Ströhme unterbrochenen, Thals eingesenkt ist. Das Siggithal, das Thal bey Wyl und Gäbistorf, das Thal der Aare, über welche die Landstrassen führen, und die mit Kornzelgen bedeckt sind, sind alle drey gleich hoch, horizontal, gleich über das Bett der Ströhme, und die von ihnen gebildeten Inseln und Halbinseln erhaben; ausser wo sie in sanften Abhängen, oder mit steilen Ufern sich gegen die Bette der Ströhme senken. Dieses tiefere Thal zwischen Brugg, Windisch, Gäbistorf, Wyl, Siggingen, Rost, Rein, scheint allerdings eine Wirkung der Ströhme und ihres mächtigen oft gegen einander gerichteten Zugs zu seyn. Es gleicht im Kleinen den Inseln und Halbinseln, welche die Provinzen Zeeland und Holland bilden. Jährlich setzen die Ströhme da und dort den Inseln zu, oder stürzen von den hohen Borden ein. Nichts anmuthigers läßt sich denken, als diese meistens wohlgebauten Tiefen und Ebenen, an deren Seiten die Ströhme in bogichtem Lauf schnell vorbeyströhmen, und die seit Jahrhunderten sich immer fester gesetzt, abgerundet und angebauet haben, und auf Unkosten der gegenüberstehenden Ufer zunehmen. Wenn man den Rebbau ausnimmt, so sind sie mit jeder Art von Cultur, Getraide, Gras, Gemüß und Obst bepflanzt. Von der Höhe der Strassen erblickt man sie in allen ihren Abtheilungen, mit ihren Pfaden, Gehägen und Pflanzen, hier vom steilen Ufer,

dort vom reissenden Strohm umschanzt, wie eigne kleine Welten, im Abgrund versenkt; und immer fällt ihr ganzer, bey mehrern eine Viertelstunde weiter Umfang, mit einmal ins Auge, wodurch sie als ein beschränktes Ganzes ergötzen. Kleinere Inseln, ein Spiel der Fluthen, kommen und vergehen wieder. Selbst die größten von diesen, da sie nirgend keine Landfeste haben, leiden unaufhörliche Veränderungen, sind ungebaut und wandelbar. Das waren die anmuthsvollen Anlagen von Vindonissa.

Alle drey Ströhme fliessen in beynahe rechten Winkeln in einander: daher je der, welcher am meisten Wasser führt, und den schnellsten Lauf hat, den andern, dem er in die Seite fällt, anschwellt, im Lauf aufhält, und zum Theil zurücktreibt: immer aber den Sand, den sie führen, und mit dem das Bett bedeckt ist, aufwühlt, herumtreibt, und an den Boden der Schiffe wirft, welche daher in dem kreischenden Geräusch der sandgefüllten Fluthen, wie auf brausendem und siedendem Wasser fahren, und eine ganz ungewohnte Empfindung beym Fahren erregen. Wegen der Ruhe, der beyden, in einander gefloßnen, sonst heftigen Ströhme, Aar und Limmat, heißt der Ort ihrer Vereinigung die Stille. Leicht unterscheidet man, in einer kleinen Länge, die Ströhme auch nach der Vereinigung, an der verschiednen Farbe. Die Limmat, wann sie nicht von dem Sihlstrohm getrübt ist, glänzt mit dunkelblauer Farbe des Wassers; die Aare mit unreinem Hellblau. So ist auch die Reuß blauer, als die Aare.

Durch diese drey Ströhme und den nahen Rhein, war Vindonissa die Niederlage von ganz Helvetien, selbst von Rhätien und den Alpen; und von da aus hatte sie mit

allen Festungen der Römer am ganzen Ober- und Unterrhein Gemeinschaft. Die Limmat führte Soldaten und Bedürfnisse aus Rhätien, Wallenstadt, Gaster, Glarus, von den Ufern des Zürichsee und Baden herbey. Die Heerstrasse selbst, aus Rhätien in Germanien, gieng durch Vindonissa. Die Stadt lag im Mittelpunkt von Vitodurum und Raurakum, laut der alten Reiseroute, (Itinerarium Antonini). Die Reuß eröfnete ihr das innere Helvetien und die Alpen; durch sie hieng die Stadt mit den Gegenden der Freyämter, Luzern, Schweiz, Ury, Unterwalden, Zug, zusammen. Die Aare verbreitet ihren Lauf durch die Ebenen des westlichen Helvetien, und setzte Vindonissa durch den Neuburger- und Bielersee, bis nahe an Genf, und längst dem Lebergebürg, mit dem edelsten und ebenen Theil des Lands in Verbindung.

Unter solchen Umständen ihrer Lage, erwartet man aus Kriegs- und Friedenszeiten grosse und häufige Resten von Vindonissa zu sehen; wirklich sind die Trümmer ihrer Grösse im ganzen Halbzirkel, den wir oben genannt, zerstreut. Man bemerkt indessen, daß diese Resten alle sehr unzusammenhängend, zerstreut, mißhandelt, und in Vergleichung mit den Alterthümern des südwestlichen Helvetiens, gering sind. Viele mögen die abändernden, oft wüthenden Ströhme mit dem Boden selbst fortgerissen; viele, welche die Eroberer und Zerstöhrer dahin stürzten, verdorben haben. Neben dem war die Stadt ein Grenzwinterlager für Soldaten, mehr als eine friedliche Stadt, an den Grenzen der ärgsten Feinde der Römer. Da war es nicht zu vermuthen, daß man prächtige Tempel und grosse Werke der Kunst entdecken würde; aber Soldatenwohnungen, und eine Menge von Gebäuden, die

ihr Unterhalt, ihre Bedürfnisse und Uebungen erforderten. Endlich war kein Ort so öftern und grimmigen Räubern ausgesetzt, die nicht etwa auf Eroberungen, sondern Raub und Beute, auf das, was einem rohen Feind behagen mochte, losgiengen; den Allemanen zuerst, den Hunnen zuletzt, und mitten zwischen ihnen so vielen andern germanischen Völkern. Wer wird sich also wundern, daß alle Werke der Kunst gänzlich zerstört, selbst Gräber aufgewühlt, alle Gebäude zertrümmert, alles Bewegliche vernichtet oder weggeraubt, und Schutt und Graus über den ganzen Boden verbreitet worden, der tiefer überall von manigfaltigen Trümmern besäet ist?

Man findet viele dieser Resten in öffentlichen und Privatkabineten aufbehalten; viele Hofmeister von Königsfelden haben dergleichen zum Andenken ihrer Regierungen mitgenommen. Einzelne Bürger von Bern, Brugg, u. a. besitzen vieles. Und es ist fast niemand in diesen Gegenden, der nicht von neuen Entdeckungen zu reden wisse. Immer findet man von alten Sachen, und der Aberglaube träumt überall von grossen Schätzen im Boden der alten Vindonissa. Wann Strassen gebessert, Gebäude ins Fundament gelegt werden, oder aus Neugierde tiefer gegraben wird, so fehlt es selten an Entdeckungen, die aber gewöhnlich nicht kostbar sind. Neulich fand man bey der Straßverbesserung 24. kupferne Münzen, und eine silberne, in dem Umfang von einem Klafter. Wann die Kornernden reifen, so lehrt die Farbe und der Wuchs der Aehren hie und da den Plan der modernden Gebäude, auf denen untiefer Boden die Aehren nicht voll werden, und schneller reifen läßt. Die vornehmsten Plätze, wo besonders auch Gebäude, Leichensteine und Münzen in

Menge gefunden worden, sind die Anhöhe von Gäbistorf, der Platz am Fahr Windisch; die Höhe im Dorf Windisch. Das Kloster Königsfelden ist, laut der Stiftungsakte, grossentheils aus Steinen von alt-Vindonissa, die man ausgegraben, gebaut worden. Hinter demselben ist die Anhöhe an der Aare voll alten Gemäuers, und tiefer gegen dem Bad Schinznach scheint die Bärlisgrub ein Amphitheater gewesen zu seyn; wo noch Gefängnisse und Elephanten-knochen neulichst gefunden worden. In Brugg sind nicht weniger wichtige und viele Alterthümer entdeckt, und wol mehrere zernichtet, als bemerkt worden. Altenburg selbst steht noch umringt von dicken alten Mauren; deren Resten in weiter eyförmiger Figur, Hütten und Baumgarten einschliessen; sehr wahrscheinlich das Kastrum, oder der wichtigste Theil desselben. Die Namen Windisch und Altenburg selbst sind Resten des Alterthums. Auch verrathen die regularen, in Felsen eingehauenen hohen Ufer der Aare von Altenburg bis Brugg, die künstlichen Hände und die Grösse der Römer. So nahm die Stadt einen Raum einer halben Stunde längst den Wassern ein; ihre Breite ist weniger bestimmbar.

Ueberall zerstreuet fand man Leichensteine von Soldaten. Mehrere Inscriptionen lehrten, daß man Merkur, Kastor, Pollux, Ceres, Venus, Minerva, Mars, Apoll auch die egyptische Isis da verehrt habe. Zu verschiednen malen hat man eherne, silberne, auch goldene Götzenbilder gefunden. Man hat Scherben von Töpferarbeit aufgegraben, Urnen, Lanzen, Hausgeräthe, Thürschlüssel und Schlosse, geschnittne Steine mit und ohne Fassung, Ringe von manigfaltigen Sorten. Am zahlreichsten waren die

Münzen, die meisten von Erz, wenige von Silber und Gold, und von spätern Kaisern kupferne.

Man hat Konsularmünzen, und Münzen der ersten Kaiser aufgefunden; Proben des Alterthums von Vindonissa. Aus solchen Gründen wird die Stadt unter diejenigen zwölf gerechnet, welche von den Helvetiern selbst, vor Christi Geburt, abgebrannt, nach ihrer Rückkehr aus Gallien, wieder auf Cäsars Befehl aufgebauet worden. Daß das Castrum römische Bauart von Ringmauern verräth, scheint die Meynung zu bestärken. Auch seltene Medaillons sind gefunden worden. Die häufigsten Münzen trugen die Köpfe der Kaiser: Cäsar, August, Nero, Vespasian, Domitian, der Antonine, Severus, Constantinus, u. s. w. Doch nur ungefehr läßt sich daraus die Dauer von Vindonissa bestimmen.

Zween Umstände verrathen das Ansehn von Vindonissa, einerseits die Zahl von 6. Curatoren, die der Stadt vorstanden, und einer Legion, die hier einquartirt war: anderseits die aufgefundene Wasserleitung von grossen Megenweilersteinen, die das Wasser aus dem Kernenberg eine ganze Stunde weit über das Birrfeld in die Gegend von Königsfelden leitete. Ein so kostbares Werk von Steinen, mit denen noch im Unterärgäu, was stark und dauerhaft seyn soll, gebaut wird, war nicht für einen unbedeutenden Ort; wo ohnediß Flüsse von süssem Wasser und Brunnquellen nahe waren. Nicht nur findet sich auf Ziegelsteinen und Inscriptionen der Name der XXI. (auf einigen der XI. Legion) öfters, sondern Spruen von Sommerlagern eben dieses Korps, in einigen umligenden Höhen.

Diese Legion nennt Tacitus eigentlich von Vindonissa, ein anderer Beyname war Rapax. Nach ihm, machte sie den Kern der Truppen am Oberrhein aus, und hatte seit langem den Ruhm der Tapferkeit genossen. Sie war unter Galba da, und findet sich unter Severus in Vindonissa wieder. Sie war den Helvetiern vorzüglich bey der Besteigung des Throns von Vitellius schrecklich. Ihr Treffen mit den Helvetiern ist die merkwürdigste Handlung, die das Alterthum aus dem Zeitpunkt der Römer von diesen Gegenden aufbehalten hat.

Nicht vielmehr als 120. Jahre waren seit ihrer Niederlage, durch Cäsar, verflossen. Erst unter Vespasian ward Vindonissa wieder mit Ruhe beglückt. Im Bürgerkrieg Cerealis blieben am ganzen Rhein nur die Winterlager von Vindonissa und Mainz verschont. Und die nun wieder zurückgekehrte XXIte Legion focht nun für Helvetien gegen die Germanen.

Zwey und mehr Jahrhunderte lang war diese Gränze Helvetiens abwechselnd, eine Beute des stärkern, sey es der Römer oder Allemanner, die, von 200. an, sich unter den Germanen furchtbar auszeichneten. Die genannte Legion hielt sich tapfer zu Vindonissa 213. unter Severus, der sich wegen eines Siegs über diese Nation Allemannicus nannte. Maximinus schlug sie, und verheerte weit und breit ihr Land 236. Von da an bis auf Constantius 294, scheint Vindonissa eine immer bereitwillige Beute der rohen Barbaren, oder vielmehr von ihnen ganz zerstört gewesen zu seyn. Endlich schlug sie Constantius Chlorus 294, auf der Ebene des Birrfelds, zwischen der Reuß und Aar. Der Abzug der römischen Armee, scheint das Land, das vorher zerstört worden, als einsame Wüste

ver=

verlassen zu haben. Die helvetische Nation war nicht mehr; obgleich der Name Helvetien dieser Gegend am längsten geblieben. Man verdarb selbst den Namen Vindonissa in Vindinissa, der auf einem Marmorstück Fränkischen Zeitalters zu lesen war.

Wer zuerst wieder diese Einöden besuchte, waren die Allemannen, die nun festen Fuß gewannen, und mit der deutschen Sprache die lateinische, zu welcher sich die Burgundier in Westhelvetien verstanden, verdrängten, und deutsche Sitten, deutsche Gesetze, deutschen Muth, und ihre deutschen Namen, und deutschen Grafschaften, auf den helvetischen Boden verpflanzten. Die Geschichte nennt einen allemannischen König Wadomar, der sich von den übrigen Fürsten des Oberrheins in ihren Kriegen abgesöndert, im Anfang des vierten Jahrhunderts, mit dem Kaiser Constantius, 370. im Frieden lebte, und diese Gegenden beherrschte; hernach von Julian mit List beyseits geschaft worden.

Nie scheinen die Burgunder in diese Gegend gekommen zu seyn. Allemannier, und später, Franken, wohnten da; es ward immer die deutsche Sprache geredet; das von den Franken (welche die Allemannen 496. bezwungen hatten) 510. errichtete Bistum Vindonissa, war ein deutsches Bistum; die Grafschaft gleichen Namens, vermuthlich bald Burgundisch, bald Austrasisch, da die Reiche selbst ungleiche Gränzen bey verschiedenen Theilungen hatten; als in folgenden Zeiten vielleicht Gothen und andere Völker, endlich Hunnen, Windisch von neuem zerstörten. Gegen 600. erst, wurde das Bistum gen Constanz verlegt.

Die Erwähnung zweener Bischöffe von Vindonissa, auf Kirchenversammlungen, in den Jahren des 6ten Sekulum,

lehrt beydes, daß hier herum damals christliche Religion geblühet, und daß Windisch kein unbeträchtlicher Ort gewesen; denn Bischöffe wurden in Hauptstädte gesetzt, und wo keine waren, entstanden bald dergleichen. Allein die Versetzung des Bistums nach Constanz, in den folgenden Jahren, ist eine traurige Anzeige des spätern Verfalls. In den Reiserouten des neunten und zehnden Sekulum, kommt daher Vindonissa nur als Burg vor, welche Grafen abwechselnd unter dem Namen von Vindonissa, von Altenburg und Aergäu, bis zur Erbauung Habspurgs, besessen haben.

Nun ist der Boden von alt-Vindonissa mit einigen Dörfern und Strohhütten, friedlichen Wohnungen der Bauren, die die fruchtbare Gegend mit Ernden füllen, mit einem ehemaligen Kloster, und Kornspeichern für die Zehenden, dem Sitz eines Verwalters, und mit einem artigen Städtgen bebaut. Drey Kirchen sind unter diesen Gebäuden, und statt des bistümlichen Pallasts, haben die Prediger sehr angenehme Wohnungen in Windisch und Gäbistorf. Hier vereinigt ein Fahr, und dort eine steinerne Brücke die Ufer der Reuß und Aare.

19.

Königsfelden.

Zu Gäbistorf, das einen Bernerschen Prediger, und den Hofmeister zu Königsfelden zum Gerichtsherrn hat, obgleich das Dorf unter die Grafschaft Baden gehört, führt eine fliegende Brücke über die Reuß nach Königsfelden. Die Fähre besteht aus einem über den breiten Strohm gestreckten Schifsthau, das an beyden Ufern

befestiget, und 3. bis 4. Fuß über den Strohm schwebend erhalten, sehr leicht abgeschnitten wird, und so den Paß führet. Durch eine sehr einfache mechanische Bewegung, und mit Sicherheit wird in einem grossen sonst auf solchen Wassern ungewohnten, von Balken verfertigten Schiff, Wagen und Pferd sehr schnell vom Strohm selbst, indem das Schiff etwas schief gestellt wird, hinübergestossen. Einzelne Persónen werden in einem kleinen Kahn vermittelst eines Hakens, den der Schiffer in der Hand hält, hinübergeleitet. Der Lohn ist für das Pferd vor dem Wageñ 2. ggr. für ein unbeladnes 4. Kr. für die Person 1. Kr.

Mitten aus den Kornfeldern der weiten Ebene zwischen Brugg und Windisch, der Reuß und Aare, erhebt sich die hohe Kirche, der gekrónte Thurm, und je näher man kommt, die hohe weite Ringmauer des Klosters Königsfelden, mit der umligenden Gruppe von ländlichen Wohnungen. Der Name macht den Fremdling neugierig. In der Gegend selbst wird der Reichthum der Kornmagazine, und die Ausspendung von Wohlthaten an Arme, als merkwürdig angepriesen. Die reichen Einkünfte des Staats und der Verwaltungen, seitdem das Kloster sekularisirt ist, besonders das eben so ehrenvolle als gewinnreiche Amt des Verwalters aus einer vornehmen Familie, machen es zur politischen Merkwürdigkeit des Cantons Bern. Und für den Liebhaber liegen im Chor der Kirche, im Boden des Schiffs derselben, im alten Frauenkloster, rührende Denkmale alter Geschichten. Die Hoheit von Bern setzt je zu 6. Jahren einen Mann dahin, der unter dem alten Titel Hofmeister nebst den Staatseinkünften die landvögtliche Gerichtsbarkeit über

die Gegenden umher, die das Hofmeisteramt heißt, und auch das Bad Schinznach begreift, verwaltet, und noch die hofmeisterische Pflicht hat, die Ehrengesandte seiner Obern, wann sie in der Nähe sich an der Diète zu Baden aufhalten, zu speisen: und innert seinen Mauern etwa 40. Pfründer, worunter nicht selten Unglückliche der Hauptstadt — an Kopf, Herz oder Beutel — sind, in den Zellen des ehmaligen Mannsklosters zu erhalten; etwa 20. Pfarrern die Besoldungen auszuzahlen, und auch fremde Vorbeyreisende, und schwangere Weiber mit Brod zu erquicken. Er hat einen Hofschreiber und mindere Bediente. Mächtige Kornspeicher umringen seine Wohnung, selbst die Kirche der H. Agnes ist in lauter Kornböden verwandelt, und das Kloster der ehmaligen Clarissen. Dies Vermögen hat das Kloster in dem kleinen Zeitraum von 216. Jahren gesammelt, in denen es von 1312. bis 1528. blühte.

Die alten Denkmale des vierzehnden Sekulum sind es indessen allein, was einen neugierigen Reisenden dahin verleiten könnte, um einen Abend unter sprechenden Zeugnissen der Geschichte im Helldunkel der Kirche zuzubringen. Vor allem frappirten uns das Wohnzimmer der Königin Agnes, und die daran ligende Schlafkammer; die sehr dicken Mauern rings um ihre Schlafstätte; das steinerne Gewölb, die starke Thüre, die mächtigen Riegel, der leere eichene Trog, ihr Geldkoffer, unter eigenem Gewölb; das Wohnzimmer mit den Resten uralter Verkleidung; selbst das Bild Heini, des Hofnarren, im alten Frauenkloster, dies alles erinnerte lebhaft an die seltene Frau, die 50. Jahre hier klösterlich wohnte. Uns schien es, wir sähen die furchtbare Heilige, ein Gemisch der

edelsten, erhabensten und der schrecklichsten Eigenschaften, innert diesen Mauern Frieden unter kriegenden Nachbarn schliessen, Kontrakte errichten, und ihre Stunden zwischen Werke des Wohlthuns, strenge Uebungen der Andacht, und männliche Thaten frommer Tugend theilen. Aber selbst diese klösterlichen Mauern erinnerten auch nicht weniger lebhaft an die unzähligen Opfer, die sie ihrer Rache, und der unbezwinglichen Anhänglichkeit an das Haus ihres ermordeten Vaters, Albrechts, brachte, aus derer blutbefleckten Beute sie Tempel, Kloster und Kapellen erbaute, oder bereicherte, und Pfründen stiftete.

Ihr Vater, Kaiser Albrecht der I. Rudolphs von Habspurg Sohn, war in Baden, im Begriff, seine Gemahlin zu Rheinfelden zu besuchen, wohin die Strasse hier durchführte. Damals waren die Kaiser überall von den Grafen und Edelleuten der Länder, durch die sie reisten, vergesellschaftet. Es war am Ende Aprils 1308. Sein Sohn Leopold, sein Neffe Johann, Herzog von Schwaben, mit seinen Hofmeistern, Edeln dieser Gegenden, Herzog Ludwig von Bayern, der in wenigen Monaten sein Nachfolger auf dem Kaiserthron wurde; der Abt von St. Gallen, und ein grosses Gefolge hielten sich bey ihm zu Baden auf. Am Maytag selbst gieng die Reise von statten. Der Neffe Johann, dessen Herzogthum der Kaiser als Oheim bevogtete, hatte schon oft, und auch hier in Baden, den Kaiser umsonst gebeten, ihm die Regierung seines väterlichen Herzogthums Schwaben anzuvertrauen. Endlich faßt der ehrgeizige brausende Jüngling von 20. Jahren, aufgebracht über den Abschlag, den Entschluß einer blutigen Rache, und gewinnt seine alten Räthe, derer Herrschaften ringsherum lagen; Wal-

therrn von Eschenbach, dem beyde Seiten des Albis bis an Zug und Baden angehörten; Rudolf von Palm, Besitzern eines Theils des Aergäus; Konrad von Degerfeld, und einen Edeln von Finstingen: daß sie ihm als beeydigte Vertheidiger seiner Rechte in die Hand schwuren, an seiner Rache Theil zu nehmen; da vom geizigen und unerbittlichen Kaiser ihm das Seinige nicht zu lieb werden möge.

Albrecht kommt mit seinem Gefolge aus Fahr Windisch geritten; ungefehr in die Gegend, wo heutzutage noch kleine Partheyen zu Schiff über die Reuß gesetzt zu werden pflegen. Er wird zuerst mit den Verschwornen hinübergefahren. Sein Sohn und das grosse Gefolg harret am Ufer auf die Rückkehr des Schiffs. Jenseits des breiten, reissenden Strohms, anstatt daß jetzt sanft und bequem die Landstrasse gegen Königsfelden sich hinanzieht, herrschte damals der mit Gebüsch bewachsne gähe Hügel des Dorfs Windisch über die Farth, und entriß nach wenigen Minuten den Anblick des Königs seinen Freunden, und seinem Gefolge. Verdachtlos ritt Albrecht hinan, und unterhielt sich in Gesprächen mit dem Ritter von Castelen, der allein nichts vom Mordanschlag wußte. Sie ritten jetzt sämtlich auf der Anhöhe im ofnen Feld, und grünen Saamen, als der Neffe Johann den König unter schrecklichen Flüchen durchborrte, und von seinen Freunden unterstützt, tödtlich verwundete. Der Ritter floh schreckenvoll gen Brugg, und war nachher der einzige Zeuge der That, von dessen Aussage Leben und Tod vieler Hunderten abhieng. Der Kaiser aber sank in die Arme einer gemeinen Hure, die eben da war, und starb mitten in seinem Eigenthum, im Angesicht von Habspurg,

von den Seinigen erwordet. Man errichtete nachher die hochgewölbte Kirche über den blutbefleckten Platz, und setzte den Frohnalter auf die Stelle hin, wo der unglückliche König sein Leben verloren. Und der Dirne zum rühmlichen Andenken, ward die Sitte mehr als zwey Jahrhunderte beybehalten, daß allen thörichten Frauen der Gegend, jetzt allen Schwangern, Allmosen, und an den Tänzen in den Jahrmärkten zu Zurzach, derjenigen Dirne, die den Vortanz that, ein Gulden, vermög der ersten Stiftung, ausgetheilt wurden.

Die Mörder zerstäubten auf alle Seiten: Klöster empfiengen und verbargen die einen; Herzog Johann starb in Pisa als Augustinermönch. Der Freyherr von Palm in einem Schwesterkloster in Basel. Einer verschwand mit einmal gänzlich aus dem Andenken der Menschen. Von Eschenbach lebte etlich und dreyssig Jahre im Schwarzwald in einen Schweinhirt verkleidet. Nur der Freyherr von Wart ward der Gerechtigkeit und Rache ausgeliefert. Seine Hinrichtung selbst ist mit solchen Spuren von Seelengrosse dieser Familie bezeichnet, daß die traurige Stelle des Kaisermords dadurch so viel merkwürdiger wird.

Der Anblick des Leichnams des Kaisers verbreitete eine solche Bestürzung unter dem anrückenden Gefolge, daß die Hofmeister des jungen Leopolds mit ihm in die Festung Baden zurückeilten. Die traurige Geschichte ward sogleich der königlichen Gemahlin nach Rheinfelden berichtet, welche die ganze Landschaft in Pflicht nahm, ihr die Mörder entdecken zu helfen; der Leichnam aber ins Kloster Wettingen, und nach fünfviertel Jahren in die königliche Gruft zu Speyer begraben. Alle politischen Fehden ruhe-

ten mit einmal in Helvetien. Die unglückliche Stelle ward zuerst mit einer Kap:lle überbauen, und zween Grauköpfe, ehemalige Reisige Kaiser Rudolfs, beteten dabey für das Heil der abgeschiedenen Seele des Königs. Nur die ungewisse Hoffnung, daß ein Prinz des Hauses den Königsthron des Vaters besteigen möchte, die in fürstlichen Herzen auch die dringendsten Leidenschaften, und die natürlichsten Em:pfindungen mäßigt und hinhält, zögerte die Strafen, welche die zehen hinterlassenen Kinder des Kaisers, an den Thätern zu vollstrecken gedachten.

Dißmal ward keiner der Prinzen Kaiser. Aber der neue Kaiser und die versammelten deutschen Fürsten in Speyer würdigten den Kaisermord so hoch, daß die Mörder, und alle ihre Freunde und Helfer zum Tod verdammt wurden. Die Furie der Rache ward vom Reichsgericht selbst mit Feuer und Schwerdt bewafnet, und rasete nun unaufhaltsam in den Thälern und auf den Bergen des nördlichen Helvetiens. Der Freyherr von Wart starb der erste, auf dem Rad, an der Stelle der That, und tröstete sich mit dem Gedanken, einen Tyrann ermordet zu haben. Ein Anverwandter, zu dem er sich geflüchtet, hat ihn für Geld, an die Familie des Ermordeten ausgeliefert. Seine Gemahlin, Freyherrin von Palm, warf sich vor dem Blutgericht in Brugg, den Richtern öffentlich zu Füssen, und flehete für das Leben ihres Gatten. Und da er drey Tage in grossen Martern auf dem Rad seinem Tod entgegen sah, lag sie betend und tröstend unter dem Rad auf der Erde, ohne Speise zu nehmen, oder von der Stelle zu weichen; obgleich der leidende Gatte sie versicherte, daß die Treue ihrer Liebe,

ihn mehr schmerze, als die Qualen des Rads. Endlich starb er; sie aber pilgerte zu Fuß nach Basel, gieng ins Kloster, und starb in kurzem vor Gram.

Das war nur das Looszeichen zu einer grenzenlosen Rache: denn alle wurden in die Strafe verwickelt, die das Unglück hatten, auch nur im dritten Grad mit den Mördern verwandt zu seyn: alle, die den Thätern, nachdem sie vom Mord gehört, Aufenthalt oder Nahrung gegeben; alle Getreuen endlich, die sich vermög ihrer Pflicht als Lehenmänner oder Besoldete in den Festungen der Unglücklichen, ihrer Verwandten annahmen. Ströhme von Blut flossen; Geschlechter von Edlen wurden ausgetilgt; eine Menge Festungen mit Feuer verheert, und ein Raub zusammengebracht, reich genug, nicht nur die Diener der Rache zu besolden, sondern auch grosse Stiftungen zu machen, und die östreichischen Besitzungen in der Schweiz abzurunden. Die Geschichte berechnet 1200. Menschen, die ihr Leben, ihre Wohnplätze oder ihr Vermögen einbüßten. Agnes, ein Frauenzimmer in der Blüthe der Jugend, war die Seele des grossen Trauerspiels, das in der einen Helfte des Jahrs 1309. die Aufmerksamkeit von Helvetien fesselte. Im Blute von 63. Enthaupteten bey Faarwangen watend, soll sie ausgerufen haben: ich bade im Mayenthau.

Satt von Rache und nachdenklich geworden, entwarf sie dann mit der Königin Mutter, und den fürstlichen Brüdern, den Bau dieses Klosters an der Stelle der Kapelle, und der Bruderwohnung, die im ersten Sturm der frommen Betrübniß gebaut worden. Die Königin Mutter legte selbst, nach alter Sitte, den ersten Stein, und von Agnes schreibt sich die Handveste des Klosters

her, die, sowol die Einkünfe als Pflichten, der Mönchen und Nonnen enthält. Von 1310—1320. ward diese grosse Kirche gebaut und eingeweiht. An beyden Seiten derselben wurden hier an der Landstrasse, ein Minoritenkloster, dort gegen Windisch das Kloster der Frauen des Klarissenordens gestiftet, die sich gemeinschaftlich der Kirche bedienten. Es war erst angefangen, als Hedwig 1312. aus dem Kloster Seftingen berufen, die Ordensregel schon einführte. 1330. ward auch das vollendete Kloster geweiht. Der Aebtissin war die Gerichtsbarkeit des Orts übergeben. Und hier wurden der Agnes, nächst an dem Eingang der Kirche, ihre Zimmerchen bereitet. Selbst die königliche Wittwe Elisabeth wollte ihre gramvollen alten Tage, hier beschliessen; (Mutter von 21. Kindern, von denen 10. noch lebten) starb aber 1313. zu Wien. Ihre Zärtlichkeit wollte, daß sie nach Königsfelden begraben werde; sie ward also nach Erbauung der Kirche zu Königsfelden, und Endigung des damaligen einheimischen Kriegs in Deutschland, zu Wien wieder ausgegraben, und vor den Augen ihrer Söhne, der Fürsten von Oestreich, in die Gruft dieser Kirche versenkt. Bey neulicher Untersuchung, konnte man nichts mehr von ihrem Leichnam unterscheiden; nur lehrt eine in Bley gegoßne Aufschrift, daß auch ihre Gebeine unter den hier aufgefundenen gemodert haben, und eine Fensterscheibe in der Kirche, die ihr Bild enthält, zugleich ihre Verdienste ums Kloster, als Stifterin.

Desto länger lebte die königliche Tochter Agnes hier im bescheidnen Ordenskleid der Schwestern. Mehr als 50. Jahre war sie Bewohnerin des Klosters. Sie hatte früh ihren Gemahl, König Andreas in Ungarn, letzten Spros-

sen des Hauses Stefan verloren, und Geschmack an religiöser Strenge gefunden, die sie 63. Jahre als Wittwe an sich übte. Ungeachtet eines schwächlichen Leibs, und kleiner Figur, lebte sie in der ganzen Eingezogenheit einer klösterlichen Geweihten. Nur Geschäfte von Wichtigkeit gaben Zutritt zu ihr; von eignen Schaafen zog sie sich die Wolle zum Kleid, das sie trug. Sie stand gewöhnlich zur Mette auf, und erschien wieder des Morgens zur Frühmeß. Allen Prozessionen wohnte sie persönlich bey, die brennende Kerze in der Hand. Ihr war Johannes der Täufer, im Kleid von Kameelhaaren, und mit roher Fasten in der Wüste, ihr größter Heiliger. Zween Monate im Jahr fastete sie, auch wann Ueberfluß an allen Tafeln des Klosters herrschte: und wann Krankheit sie zwang, ihre Strenge zu unterbrechen, so aß sie stehend am Fenster. Sie besuchte die Kranken, und betete am Bett der Sterbenden. Selbst den Aussätzigen gab sie mit eigner Hand das Allmosen. Sie kleidete arme Kinder, und erzog unter verändertem Namen, den unmündigen Sohn des Freyherrn von Eschenbach.

Dieß Betragen erwarb ihr nicht nur die Verehrung einer Heiligen während ihrem Leben; sondern auch den Ruhm einer unbestechlichen Richterin, in ganz Helvetien. Jene zog dem Kloster reiche Vergabungen zu. Dieser vermochte befehdete Partheyen vor ihrem Richterstuhl, im Kloster, den Entscheid zu begehren, selbst wann ihre Brüder und Neffen die Beklagten waren. Mehr als einmal versöhnte sie in ihrer Zelle Bern und Freyburg; von denen die letzte Stadt ihrem Bruder angehörte. Mehr als einmal Zürich mit dem Graf von Habspurg und Rapperschweil, und 1351. mit ihrem Bruder Leopold.

Mit undurchdringlicher Kunst beförderte sie also den Vortheil Oestreichs, der aus allen ihren Entscheiden sich ergiebt. Eine grosse Seele! beherzt wie ein Mann, begab sie sich als Priesterin in Todesgefahren, und entrann denselben. Freundlich und einschmeichelnd als Friedensstifterin: und von hohem, feyerlichem Ernst in religiosen Pflichten. Sechs und fünfzig Jahre nach ihres Vaters Tod, nach dem Tod aller Brüder, starb auch sie; ward 1364. in die Gruft versenkt, die von 17. Personen des fürstlichen Hauses, die Gebeine enthält.

Diese Gruft, nahe am Chor der Kirche, ist mit einem bescheidnen Grabmal auf der Höhe des Gewölbs geschmückt. Das Grabmal etwa 10. Schuh lang, ungefehr 6. breit und 4. hoch, Kapital und Postument abgerechnet, ist, das Gesims von weissem, die Füllung von schwarzem Marmor, einfach und kunstlos. Eine goldne Aufschrift auf einem hölzernen Geländer, lehrt die Namen der hier Begrabenen, und eine beygefügte Tafel, daß ihre Leichname im Jahr 1770. gen St. Blasien im Schwarzwald versetzt, und in eine neue Gruft durch Abt Gerbert, zu andern Personen der Familie, beygesetzt worden. Die genaue Beschreibung der Gruft, enthalten die helvetischen Geographen *). Kein Grabmal in Helvetien enthielt bis 1770. so viele Leichname so berühmter Personen. Man fand 9. ganze Körper in wenigen schlechten Särgen, die

*) Fäsis Erdbeschreibung, 1ter Th. p. 627. rc. Leu Lexikon: Titul Königsfelden. Müllers Antiquitäten, 6ter Theil, wo sie samt den darauf sich beziehenden Fensterscheiben abgebildet ist, u. a. m. Vornemlich Abt Gerbert Crypta Principum Habspurg. Fol. 1772.

auf einander lagen; mit Täfelchen von Bley bezeichnet. Rührende Resten der erlauchten Familie Oestreich!

Nahe an der Gruft ist das noch wohl konservirte Chor der alten Kirche, mit bemalten Fenstern, beydes zur Pracht und zur Erbauung. Wirklich hat die Brechung der Sonnenstrahlen eine ganz eigne und angenehme Wirkung, ein blendendes Helldunkel und eine feyerliche Dämmernng hervorzubringen. Sie sind von der einen Seite grossentheils mit heiligen Geschichten bemalt. Die Höhe des Chors selbst erhebt den Eindruck der feyerlichen Grösse. Man ist ganz in das vierzehnte Sekulum, und die Geschichte dieser Zeit zurückgesetzt. Zwo hölzerne Tafeln erzählen in Latein die Mordgeschichte, die Stiftung und Erbauung des Klosters, die hier begrabenen Personen in Mönchscharaktern des vierzehnten Sekulum. Vornemlich erinnern die Abbildungen, Herzog Leopolds des III. und der getreuen Freunde, die mit ihm in der Schlacht bey Sempach 1386. ihr Leben eingebüßt, an die Geschichte dieser Helden. Auch seine Gebeine ruheten in der fürstlichen Gruft, und waren 1770. noch ganz und in Ordnung, ohne Spur von Verwundung, vom beinernen Schädel strotzte noch rothes Haar. Der Tag der Schlacht, der 9te Heumonat 1386. war zum Ersticken heiß. Nach dem Bericht von seiner unvermutheten Niederlage und seinem Heldentod, schickten die östreichischen Räthe eine Gesandtschaft auf die Wallstatt an die siegenden Waldstädte, warben um sicher Geleit, und verlangten den Herzog und etliche seiner Freunde, um sie in ihre Ruhestätte zu bringen. Es ward ihnen vergönnt. Da führte man den Herzog und die Grafen, Ritter und Edle, die man bekam, hinab gen Königsfelden, bey 60. Mann.

Ein fast unausstehlicher Gestank verbreitete sich vom Leichenzug. Die Todtenbahre ward zum Andenken aufbehalten, und die Portraits der vornehmsten Herren in knienden Stellungen hier hingestellt. „Die mit Herzog Leopold auf dem Seinen, in dem Seinen, und um das Seine um Gehorsamkeit ihres lieben Herren umgekommen sind, und erschlagen wurden.“ Grabsteine und Aufschriften lehren mehrere Umstände der Zeiten. Auch die Eingeweide des hier verstorbenen Herzog Heinrich von Rohan, ruhen seit 1638. hier.

Unter der fortgesetzten Begünstigung der östreichischen Familie erhielt das Kloster die manigfaltigsten Freyheiten, Rechte, Besitzungen und grosse Reichthümer. Die Herzogen selbst waren die Beschirmer desselben hundert Jahre lang: und Männer aus den edelsten Familien, waren die Landvögte der östreichischen Herrschaft. Seit 1415. aber gewannen die Herren von Bern diese Ehre und Rechte.

Die lockern Sitten des sechszehnden Sekulums hatten vornemlich auch die Klöster verdorben. Die Reformirung eines Zwingli behagte den Klosterfrauen treflich, die auf Erlösung harrten. Fasttag, Strohsäck, Mette, und andere Lasten des schwachen Fleisches, wurden schon 1523. lange vor der Bernerischen Reformation, abgenommen. Als man 1527. alle Klöster des Berngebiets bevogtete, bekam auch Königsfelden einen Hofmeister, und einen Guardian der Frauen, von Bern. Es war aber umsonst, daß man einzelne Beschwerden erleichterte, Pfründen verbesserte, Ordnung in der Oekonomie, Zucht in Sitten zu befördern suchte. Noch in gleichem Jahre mußte man einer grossen Zahl der Klosterfrauen bewilligen, herauszugehen.

Die verordneten Vögte der Klöster waren Bürger von Bern, sassen in der Hauptstadt, Zinsbücher, Urbare und Gewahrsamen lagen in ihren Händen, und jährlich mußten sie mit den Prälaten und Aebtissinnen dem Rath Rechnung ablegen. Die darüber von den Klöstern geführten Klagen beförderten die Reformation. Man steurte die Damen zu Königsfelden mit jährlichen Renten aus. Der Guardian endigte sein Amt mit der Heirath einer Klosterfrau; und andere verehlichten sich mit vornehmen Männern von Bern, Zürich, und andern Orten.

Letztlich ist die Abführung der fürstlichen Leichname 1770. nach der neuerbauten Gruft in St. Blasien merkwürdig. Im Beyseyn vieler Magistraten der östreichischen Regierungen im Brisgäu, und der von Bern, und verschiedener Mönchen, ward früh am Morgen den 14ten Oktober 1770. in feyerlichem Pomp die Menge der Todtengerippen an den Rhein und gen Waldshut gebracht, und überall mit Trauergesang, nächtlicher Weile mit brennenden Fackeln begleitet, folgenden Tags gen St. Blasien, und endlich mit würdiger Feyerlichkeit jeder Leichnam in der Kirche des schwarzwaldischen Klosters, vermuthlich zur ewigen Ruhe, in seine eigene Gruft versenkt, die mit einfachen Aufschriften bezeichnet sind.

20.

Brugg im Aergäu, und das Thal umher.

Die kleine Stadt Brugg *) ist an einer andern Ecke des alten Vindonissa gebaut. Die hier in die Enge-

*) Bruga, Bruggum, Pons Arulæ.

gepreßte Aare fließt unter einem einzigen Bogen durch, und in beträchtlicher Tiefe; die Fahrt ist nicht sehr sicher. Die Stadt ist eine Munizipalstadt von Bern, denn bey der eilenden Eroberung 1415. wußte sie sich die, unter östreichischen und andern Kaisern erhaltenen, Vorzüge vorzubehalten. Sie ist an einen sanften Abhang gebaut, mit breiten Strassen, und verschiednen ansehnlichen Häusern artig geschmückt. Die öffentlichen Gebäude scheinen wohl unterhalten. Die kleine Bürgerschaft lebt in einer bescheidenen Genügsamkeit, die mit der Industrie ihrer Nachbarinnen Lenzburg, Aarau, Zofingen, sehr absticht. Sie genießt eine Unabhänglichkeit und Bequemlichkeiten, die eine unthätige Ruhe nähren. Der berühmte hannoverische Arzt Zimmermann, ist aus einer der angesehenen Familien dieses Städtgen. Verschiedene Aemter und besoldete politische Stellen, verschiedene Pfründen für Geistliche des Städtgen, die entweder wegen rechtmässiger Ansprüche, oder Kredit, auf Pfründen kommen, die genügsame Lebensart der Bürger mit einiger Landwirthschaft, Handwerken und Krämerey verbunden; und ein reicher Spithal, der arme Bürger in seine wohlthätigen Arme aufnimmt, machen, daß unbeneidet Fabriken bis an die Stadtthore blühen. Alte Sitten, und mit unter ein wenig Furcht und Eifersucht hemmen mit den schlechten auch die besten Neuerungen. Ausser dem Thor bemerkt man eine Baumwollenfabrike, worinn ein Bürger der Stadt mit interessirt ist, und eine Waage für Kaufmannsgüter-Waaren; denn die schönen Strassen von Bern werden mit unmässigen Lasten geschont. Ringsum ist der Boden wohlgepflegt, und einige artige Gärten zieren den Zugang. Der Bruggerberg, der an dem Thor

der

der Aare selbst anhebt, ist reich mit Reben bepflanzt, und seine Gipfel sind mit Holz bewachsen. Mit ihm hängt der Bözberg zusammen. In die Zeit der Reise fiel der Ruthenzug, eine alte Feyerlichkeit der Jugend des Städtgens. Mit religiosen Handlungen fängt sie, wie überall die Feyerlichkeiten und Spiele der Alten, in der Kirche selbst an, wo die Jugendlehrer durch öffentliche Reden sie zum Genuß der Prämien, die nun folgen, und zum Dank vorbereiten. Umzüge, Wettläufe und gymnastische Spiele endigen die Tagesfreude, auf einem öffentlichen Platz, und vergnügen den Fremdling durch den Anblick der frohen Jugend, und die Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen. Altenburg wie Königsfelden besteht aus zerstreuten Baurenhöfen.

Rings um die Stadt Brugg, gehört die Gegend den Aemtern Königsfelden, Schenkenberg und Kastelen. Die Dörfer längst der Aare enthalten meistentheils Reihen von Häusern in langen Gassen, gemischt aus Strohhütten und solidern Gebäuden, die in Schinznach von beträchtlicher Zahl sind. Im letztern Dorf liegt, in einer an die Kirche angehängten Kapelle, das Grabmal eines im schwedischen Krieg berühmt gewordenen schweizerischen Feldherrn. Im Jahr 1595. geboren, hat der General lieutenant und Gubernator von Erlach vor allen Schweizern in dem dreyssigjährigen Krieg, zuerst unter verschiednen Feldherren, später selbst Feldherr und Gubernator von Brysach, vierzehn Schlachten und Belagerungen beygewohnt; verschiedene Feldzüge mit Gustav Adolph, Bernhard von Sachsen-Weimar, Turenne und Conde mit verschiednem Schicksal mitgemacht; indessen eine grosse und kleine Raths-Gesandtschafts- und Feldherrenstelle

seines Kantons bekleidet; und ist mit der nächsten Hoffnung der größten Beförderungen, zu Brysach gestorben, und in dieser Dorfkirche seiner Herrschaft Castelen begraben worden. Seine Töchter erwiederten der Mutter die Ehre eines Grabmals, welches diese dem Vater gesetzt hatte. Beyde nehmen zwo Seiten einer Kapelle ein; zwischen ihnen ruhen ihre Gebeine in einer Gruft. Lobredende lange Aufschriften in schwarzem Marmor lehren die Vorzüge von beyden. Die Figuren und Verzierungen sind von schweizerischem Alabaster. Einige Reste seiner Standare, sein Degen und seine Sporren, sind als Denkmale da. Die neue Kirche selbst ist sehr angenehm, und enthält, nach schweizerischer Sitte, Aufschriften einiger der hier verstorbenen Landvögte von Castelen.

Das Schloß Castelen selbst liegt tiefer im Nebenthal an einer einsamen Anhöhe. Die Schönheit der Zimmer, und die anmuthige Aussicht in die entfernten Thäler und Höhen, die Weitläufigkeit der Gebäude und Gärten, die reichen Einkünfte sind Entschädigungen für die einsame Lage. Nur seit kurzem (1732.) sind die Gerichte des Orts zu einer kleinen Landvogtey erhöhet worden; die sie zum Theil noch mit Brugg und Privaten theilt. Die schönsten Theile des Gebäudes schreiben sich vom Generallieutenant von Erlach her.

Noch entfernter und höher sieht das verlassene Schloß Schenkenberg seiner Auflösung entgegen: die ehmals darinn residirenden Landvögte dieser Gränze des untern Aergäu haben es seit 1720. an Wildenstein, eine neu angekaufte Herrschaft, getauscht, welches der Menschheit näher, an den Ufern der Aare ihnen sichern und reizenden Aufenthalt verschaft. Der Anblick desselben begränzet die Aussicht

vom Habspurgerbad, und seine Lage am Fuß eines sanften Abhangs des Bözbergs, endigt das Thal der Aare, von wo sich gegen Lenzburg und Aarau neue Thäler und Ebenen öfnen.

Gegenüber liegt Wildegg auf einer Anhöhe am Kernenberg. Eine Privatbesitzung unter der Hoheit von Bern und Lenzburg. Die hohe Lage und weite Aussicht, die man da genießt, und die beträchtlichen Gebäude, geben ihm das Aussehn eines landvögtlichen Sitzes. — Alle diese Festungen und Schlösser sind durch manigfaltige Hände von Besitzern gegangen. Ihr jetziger Besitz von der Hoheit oder von Bürgern von Bern, hat manche Quelle von Unruhen und Beeinträchtigungen gestopft. Ihre Zahl und Grösse ziert das grünende Thal, das dadurch mehr als kein anders befestiget und bewahrt ist.

Wer seine Entfernung von Brugg über eine kleine Stunde, und über die Gränzen des engen Thals erstrecken wollte, würde, auf welche Seite er sich wendete, etwas finden, das ihn vergnügen könnte: erhabene und ächt schweizerische Aussichten; grosse Denkmale der Geschichte; blühende Künste; neue Erfindungen; schöne und wohlgebaute Städte, und einen Reichthum der Natur, der dem Fleiß des Landmanns Ehre macht, und die verschreyte Kargheit des helvetischen Bodens widerlegt.

Im Halbzirkel einer Schweizermeile, finden sich wenigstens sechs Fabriken von Baumwollen-Geweben, die gefärbt, und nach Desseins illuminirt werden; davon einige mehrere hundert Arbeiter im Taglohn, und so viele tausend Spinner durchs ganze Aergäu beschäftigen. Die Zitzfabrike von Wildegg oder Hellmülle hat, unter andern,

geschmackvolle und feine Arbeiten in beträchtlicher Menge geliefert.

Ueberhaupt ist dieß Thal am Ausfluß der Aar eins der fruchtbarsten Thäler des Bernerischen Unterärgäu, in dem sich mehrere Vogteyen und Aemter, Königsfelden, Schenkenberg, Castelen, als ihrem Mittelpunkt vereinigen. Hier liegt der Bözberg, der ein Arm des Jurassus ist, und das Aergäu vom Frikthal, die Schweiz von Vorderöstreich trennt. Das Thal ist nirgend über eine halbe Stund breit; zieht sich bogicht um das Bad Schinznach herum; steht gegen Nordost in seiner ganzen Breite offen, und endigt sich mit dem Canton Bern am Zusammenfluß der Aare und Reuß, wo ehmals Vindonissa stand. Gegen Südost verengt es sich bey Wildenstein nach einer Länge von anderthalb Stunden. Schnell, breit und trübe wälzt sich in schlangenförmigen Zügen die Aare durch dieses Thal. Von allen Seiten öfnen sich aus demselben andere Thäler in verschiedenen Richtungen. Ein Kranz von Städtgen, Schlössern und Dörfern: Wildeck, Wildenstein, Castelen, Brugg, Königsfelden, die Dörfer Schinznach, Thalheim, Veltheim, Villnachern, Umiken, beleben die frohanmuthige Gegend. Altenburg und Habspurg, modernde Trümmer der Vorwelt, stehen darunter. Zwo Reyhen von Hügeln und Bergen schliessen sie alle in ihren gemeinschaftlichen Schoos ein — der Bözberg mit verschiedenen hervortretenden Höhen gegen Abend: der Wülpelsperg und Kernenberg gegen Morgen. Frohe Anmuth ist der herrschende Reiz der angebauten, belebten Gegend, welcher die mächtige Aare und die häufigen Gehölze, womit die Gipfel der Berge, und die roheren

Abhänge gedeckt sind, etwas Feyerliches und Ernsthaftes mittheilen.

Von jeder kleinen Anhöhe fällt vornehmlich der bläulichte Strohm ins Auge, der sich bald rechts und links von der Mitte des Thals entfernt, bald wieder derselben nähert. Das angenehme und manigfaltige Schauspiel, das er gewährt, wird indessen von dem überall sich aufdringenden Gedanken unterbrochen, welche Verheerungen er anrichtet, und wie gefährlich er dem Anbauer ist; und selbst die heilsame Quelle bedroht, wenn er, von Regengüssen aufgeschwollen, hoch geht, von der er sonst auf 50. Schritte entfernt vorbeyströhmt. Denn hier, am Ende ihrer Laufbahn, scheint die Aare ihre gesammelten Kräfte zu versuchen, und ihr letztes Spiel mit den arbeitsamen Anwohnern zu treiben. Ueberall bildet sie längst dem ganzen Thal viele kleine und grosse Inseln: einige sind schon mit dichten Weiden und Haselstauden seit vielen Jahren, hoch bewachsen: andere mit kurzem Gras bekleidet; noch andere öde und roh von aufgehäuften Kieslingen; alle aber fallen in den Fluthen des blaulichten Strohms, regellos, wie sie sind, angenehm ins Auge. Eben so abändernd, als das Bett des Strohms, sind die Ufer. Bald stürzt die Aare untergrabend grasreiche Ufer mit fettem Boden, und sandichte Erdlagen, (die nicht selten den, der allzu nahe am Ufer gehet, täuschen, und, von seiner Last abgedrückt, mit ihm in den Strohm sinken) und fließt, mit ihrer Beute von Erde und Pflanzen beladen, weiter. Bald gießt sie unfruchtbaren Sand über niedrige Ufer, die ihr widerstehen, und deckt fruchtbare Matten mit schädlichem und unfruchtbarem Kies. Bald frißt sie Felsen an, und reißt angefangene Dämme wüthend fort.

Bald häuft sie Kieslinge und Sand auf eine Stelle mitten im Strohm, die sich zur Insel anhäuft, oder ein Strange desselben schneidet fruchtbaren Boden ab und umfließt ihn: oder sie treibt in kreischenden Fluthen den Sand an die Ufer, und bildet neue Ebenen, die zu Strecken von vielen Morgen Lands anwachsen: auf denen nach einigen Jahren, wenn die fruchtbare Mutter Natur sie mit Pflanzen bekleidet, und mit Gras geschmückt hat, Rinder mit lieblichem Geklingel weiden, und im Labyrinth hoher Gesträuche ihren Aufenthalt dem Hirtenjungen verrathen. Eine solche angelegte Ebene ist unmittelbar unter dem Bad Schinznach; eine noch grössere liegt vor dem Dorf Umiken. Ist hie und da der Boden fester geworden, so wird er wieder wie ehmals gebaut: und Kornfelder tragen Ernden, wo vorher der Strohm grosse Schiffe auf den Fluthen trug. Wirklich ist in einer langen Strecke von einer halben Stunde vor dem Dorfe Schinznach der hohe Grund längst dem Strohm, der auf 200 bis 600. Schuh entfernt fließt, gäh abgerissen; und diese Aehnlichkeit mit den übrigen hohen Ufern, in gleicher Richtung, giebt der Sage Gewicht, daß ehmals der Strohm längst diesen hohen Borden fortgeströhmt sey; wo jetzt fette Matten und lange Ernden in seinem ehmaligen Bette prangen. Wehe in solchen Fällen den gegenüber stehenden Ufern; denn auch dieser Strohm legt nirgends vergebens neues Land an, sondern entreißt immer mehr fruchtbaren Boden dem einen Anwohner, als er dem andern von schlechtem schenkt. Privaten und Magistraten haben oft kostbare Versuche gemacht, die wilde Wuth des Strohms zu bändigen, um seine verheerenden Züge zu lenken. Aber umsonst, das unvorgesehene An-

schwellen des Strohms vereitelte die mehresten. Im tiefen Frieden daurender guter Witterung glänzt der Strohm mit hellem Blau; aber aufgeschwollen von Regengüssen fließt er unrein, undurchsichtig und gelblich weiß, denn im langen Lauf durch so viele Thäler und Ebenen des ganzen Berngebiets hat er die Fülle von Sand, Erde und selbst Goldkörner in seine Wasser aufgenommen. Trübe ergießt er sich damit in den Rhein, nach dem am Ende des Thals bey Brugg und Vogelsang, Reuß und Limmat sich schwesterlich mit ihm vereiniget haben. Nun, alle diese Abänderungen verschaffen dem Auge manche angenehme Schauspiele von plötzlichen und unerwarteten Erscheinungen des blauen Strohms, zwischen Gebüschen, Feldern und Matten, von kleinen und grossen Inseln, Halbinseln, Vorgebürgen, Busen, bebuschten Ufern, grasreichen Weiden und hohen Borden. In dem Gemählde der schönen Natur, stellen Wildnisse und Wasserfälle, rauschende Fluthen und reissende Wogen, erhebende Schatten vor; so wie die Trümmer der alten Burgen den Glanz der neuen Schlösser erhöhen.

Nicht nur das, sondern die mitten durchs Thal ströhmende Aare kühlt die Hitze des Sommers; bietet angenehme Fahrten an; und erhält Fische, die den Gaumen, wie den Magen befriedigen.

Längst beyden Ufern füllen alle in der Schweiz gewöhnlichen Früchte und Erzeugnisse der Natur die Ebenen, und die sanften Abhänge der Berge, oft bis auf ihre breiten Rücken. Tief versteckt in unzähligen Fruchtbäumen nehmen sich am linken Ufer die Dörfer Umiken, Villnachern, Schinznach, Veltheim von einer Viertelstunde zur andern mahlerisch aus. Um sie her liegen kleine Vierecke

von Feldern, die mit Gemüßarten und Feldfrüchten gedeyhen, und umgeben die Baumgärten. Der Kleebau hat seit einiger Zeit Fortgang gewonnen. Zwischen diesen Dörfern liegen Kornfelder von unabsehlicher Länge. Und überall vom Bözberg herabrieselnde Bäche, die quer durch die Strassen irren, wässern das hohe Gras der Matten. An allen Anhöhen des Bergs, die gegen Mittag liegen, sind Weinberge, die in der Gegend von Schinznach einen guten, im Aergäu gepriesenen Wein geben. Neben ihnen kleiden hohe Viehweiden die entlegenen Gegenden, Hafer gedeyht in luftigen Höhen; und kleine Gehölze krönen die Gipfel und die nordlichen Wände der Berge, und schattiren die hellen Farben des Gemähldes. Kartofeln, Erdapfel, Feldbohnen und Hanf bilden ebenfalls mit ihren Stengeln und Blättern die manigfaltigsten Nüancen von Grün. Die Spaziergänger wandeln am Schatten hoher Wallnußbäume, und zwischen grünenden Hecken, von Brugg bis Wildenstein. Gegen Brugg trift röthlichter thonartiger Boden mit hoher Farbe das Auge, welche eine Wirkung von Eisentheilen seyn soll. Alle Theile des sich herumbiegenden Bözbergs sind von mittelmässiger leicht besteiglicher Höhe, welche weit geöfnete Prospekte, besonders bey dem Wirthshaus, auf Iselasluh, dem Kallenberg, der Zimmern anbietet. Zwischen diesen verschiedenen Spitzen, und hervorragenden Aesten liegen kleine, theils hohe und unbewohnte, theils tiefe, bewohnte Thälerchen. Wo der Rücken des Bözbergs breiter ist, liegen Dörfer und Höfe, und über ihn führt die schöne neue Heerstrasse von Basel. Der innere Stoff des Bergs ist Nagelflüh, wovon hie und da grosse Brocken herabgerollt sind. Nur selten blickt indessen der Fels aus gähen

Wänden hervor. Der Bözberg ist überall manigfaltig bewachsen, und bildet mit den gegenüber stehenden Bergen und dem mitten durchfliessenden Strohm eines der anmuthigsten der tausend Thäler, in welche das bergichte Helvetien getheilt ist.

Zwischen Brugg und Windisch ist das Thal am breitesten, eine unabsehliche Kornzelg, aus der Königsfelden hervorsticht. Dort schließt sich die Aare an den Bruggerberg, hier die Reuß an den Hügel von Gäbistorf an: die beyden Grenzen des Thals. Um Brugg herum liegen hundert kleine Gemüßgärten, und Felder mit Küchepflanzen reich besetzt, und die Rebhügel prangen mit kleinen Landhäuschen: dies ist die Wirthschaft der städtischen Bewohner, von denen jeder sein Gärtchen baut, und sein Stück Reben besitzt. Die östlichen Berge Wülpelsperg (jetzt Habsperg) und Kernenberg, welche von der Seite des Bads das Thal einschliessen, enthalten einen festern Kalkstein und Kieslinge, die sich am alten Habspurg seit acht Jahrhunderten erhalten. Selbst tief auf der Ebne sind Kalk- und Gipssteine und grosse Lagen von Kies, der durchweg den magern Boden deckt, und nur mässige Ernden und kleines Holz trägt. Bis auf die Ebene sind der Wülpel- und Keruenberg mit Holz bewachsen. Ueberall ist diese Helfte des Thals schmäler, einförmiger, ohne Dörfer, nur von seltnen Höfen besetzt, und vom Strohm unaufhörlich bedroht, der bey dem Bad den Fuß vom Habsperg selbst berührt. Die Ecke aber, wo die Gäste des Bads Schinznach in grossen Höfen wohnen, ist von Kohl- und Obstgärten, künstlichen und natürlichen Wiesen, die mit Kornfeldern gemischt sind, und dem Besitzer des Bads zugehören, vorzüglich anmuthsvoll.

Ein Theil dieses Lands ist dem Strohm der Aare entrissen worden, seitdem die Quelle auf einer Insel mitten darinn entdeckt ward. Manche kostbare und kühne Versuche, wurden seit einem Jahrhundert gewagt; endlich gelang es, die Insel in festes Land zu verwandeln, dem Strohm einige Jucharten Land abzugewinnen, die nun fruchtbare Matten und Gemüßgärten sind: oder mit Gebüschen bewachsen, sich zum Gebrauch allmählich bereiten; den Kranken gesündere Luft und angenehme Spaziergänge, und dem Besitzer vielfache Vortheile verschaffen. Weil der Boden, der ehmals Bett des Strohms war, noch nicht genug erhöht ist, so findet die Aare, wann sie sehr hoch geht, Gelegenheit, einen Streifzug von einigen Stunden, oder ein paar Tagen in das ihr entrissene Land zu thun, von wo sie sich aber immer bald zurückzieht.

Die ganze Gegend des rechten Ufers der Aare macht einen Theil das Amt Eigen oder Königsfeld unter der Hoheit von Bern aus. Mit dem ersten Namen belegten die Grafen von Habspurg dies ihr Stammgut, der zweyte schreibt sich von der Eroberung der Berner 1415. her, und der Sekularisirung dieses Klosters 1528. Habspurg aber liegt mit dem Bad in der Gemeinde Birr: wohin die Gebornen zur Taufe, die Gestorbnen zur Beerdigung gehören, in der Entfernung einer kleinen Stunde.

21.

Das Habspurger Bad.

Der Vormittag des folgenden Morgens solte dem Heilbad Schinznach, der Abend dem alten Schlosse Habspurg gewidmet werden. Die Strasse von Lenzburg und Bern

führt zugleich gegen dem Bad, wenige hundert Schritte von demselben ist ein Abweg, der vollends zum Hof hinführt.

In anmuthiger, klösterlicher Einsamkeit liegt am Fusse des Hügels, auf dessen höchster Spitze die alten Mauren von Habspurg modern, in einem kaum bemerkten Winkel, das Heilbad, das den Namen der Burg trägt — Schinznach ist die Benennung, unter welcher das Bad bekannter ist. Allein diese gewöhnlichere Benennung scheint ihm aus weniger gerechten Ursachen beygelegt zu seyn. Denn das Dorf, welches diesen Namen, Schinznach, trägt, liegt jenseit des Aarflusses, eine kleine Stunde vom Bad entfernt, in einer andern Gerichtsbarkeit, macht eine andere Kirchgemeine aus, und hat nichts mit dem Bad gemein. Die alte Veste Habspurg hingegen, kaum eine Viertelstunde entfernt, beherrscht diese Seite der Aare, steht mit dem Bad unter gleicher Gerichtsbarkeit, und gehört in dieselbe Gemeinde. Nicht nur das, sondern was den Namen von Habspurg zu rechtfertigen scheint, so versichern die Nachbarn des Schlosses, der Schnee halte sich nie des Winters auf gewissen Stücken Lands, die an dem Abhange des Hügels zwischen dem Schloß und dem Bad liegen. Es befindet sich ferner unter diesen Stüken eine Matte, die auf den heutigen Tag den Namen Badwiese tragt. Neulich fand man beym Graben in dieser Gegend eine Lage von weissem Ton, dergleichen das mineralische Wasser enthält; und die alte Sage wird in Chroniken und bey den Anwohnern behauptet, daß hie oder da am Hügel mineralische Quellen gewesen, und wieder sich verloren haben. Der Sodbrunn auf Habspurg soll ebenfalls nicht ohne mineralische Theile seyn. Auch

ist die abändernde Hervorquillung historisch erwiesen. Im Jahr 1658. unter der Regierung Landvogt Nöthigers im Amt Schenkenberg, worinn Schinznach liegt, und welches das linke Ufer der Aare begreift, entdeckte man die Heilquelle am dortigen Ufer. Durch das Austreten des Strohms verschwand im Jahr 1670. die Quelle samt den dabey aufgeführten Gebäuden auf einmal wieder. Erst im Jahr 1690. ward sie wieder mitten im Fluß entdeckt; aufsteigende Dünste, und eine Wärme des im Winter von Wasser unbedeckten Bodens, die keinen Schnee zuließ, verriethen zum voraus das Daseyn einer warmen Quelle, die sich beym Graben auf einem Inselchen des Strohms fand. Auf Befehl der Regierung ward der Strohm seitdem abgeleitet, das Inselchen mit dem festen Land durch eine hölzerne Brücke, und dadurch mit dem habspurgischen Hügel vereiniget; die aufs Trokne gebrachte Quelle ward in einen eichenen Sod gefaßt, und durch Dämme gegen den Strohm gesichert. S. Jenner, Ober-Baumeister und des Raths zu Bern war 1691. der erste Unternehmer der jezigen Anstalten. Vermög eines nicht seltenen Eigensinns der Sprache behalten sie noch den Namen Schinznach, der ehmaligen Lage zufolge. Gegenwärtig macht eine Gruppe von einem Dutzend kleiner und grosser Gebäude, die theils getrennt und theils verbunden sind, das Bad Habspurg oder Schinznach aus, das für mehr als 200. Personen eingerichtet, und mit vielen landwirthschaftlichen, und andern Anstalten zur Kur und zur Belustigung der Gäste und einem beträchtlichen Train von Bedienung aller Art verbunden ist.

Die einten Gebäude und Anstalten dienen zur Kur, andere zur bequemen Unterhaltung der Gäste; die wirth-

schaftlichen kommen hier nicht in Betrachtung. Ungefehr 50. Schritte vom vollem Bett der gerade an diesem Ufer tief ströhmenden Aare, quillt aus einer Tiefe von mehr als 20. Fuß unter ihrer Oberfläche die heilsame Quelle. Warm, wie frische Milch, sammelt sie sich im eichenen Sod, dessen Umkreis 20′ dessen Tiefe 25′ seyn mag, wo sie wohl bedeckt ist. Ihr Reichthum läßt sich aus der Zahl der Bäder, die sie mit hinlänglichem Wasser versieht, schliessen; denn wenn schon das Wasser währenden Tages abnimmt, so ersetzt es sich des Nachts sogleich wieder, und reicht für ungefehr 100. Badkasten aus, worinn allenfalls 200. Personen zugleich sich baden können; und immer enthält der Sod einige 100. Eimer. Gesicht, Geruch, Geschmack können sich sogleich von den kräftigen und eigenthümlichen Theilen der Quelle überzeugen. Ueber der Quelle ist seit wenigen Jahren ein beträchtliches Gebäude mit einem höhern Etage aufgeführt worden; wo zugleich einige Bäder sind, und das mineralische Wasser gewärmt wird. Durch eine einfache Maschine, welche ein von der Aare abgeleiteter Kanal bewegt, wird alles Wasser aus dem Sod in eine Höhe von etwa 20′ getrieben; dadurch wird es möglich, nicht nur die eine Helfte in die Kessel und Ofen, wo es zum Sieden gebracht wird, und von da in die Bäder abzuleiten, sondern auch das ungewärmte, oder wie es heißt kalte Wasser durch seine eigne Schwehrkraft in alle Bäder abfliessen zu machen. In dieser Höhe pflegen die Trinker das Wasser an der Röhre aufzufassen, und langen zu dem End hin zwischen 6. und 9. Uhr Morgens auf der Trinklaube an. Nur Kranke und sehr bequeme Personen lassen es sich in beschloßnen Flaschen frisch gesammelt aufs Zimmer brin-

gen. Schade, daß der kleine Raum der Laube einen angemessenen Spaziergang nicht erlaubt. Indessen muntert das allseitige Beyspiel zum muthigen Trinken des eckeln Wassers auf, welches manche Gäste in unglaublichem Maß gefühllos verschlingen; (der Aergäuer Bauer leitet den Segen des Wassers von der Zahl der Flaschen ab) indessen die verzognen Gesichter empfindsamer Gaumen die Selbstverläugnung verrathen, mit welcher sie die Gesundheit auf Unkosten angenehmer Gefühle kaufen. Viele Badgäste bedienen sich der Quelle nur zum Trinken, und machen jährliche Kuren von 10. bis 14. Tagen. Und es ist Sitte, daß die Dienerschaft, derer Zahl in der Blüthe der Badzeit nicht gering ist, durch eine solche Trinkkur, die sie an ihren Geschäften nicht hindert, und besonders den Magen treflich zur Verdauung stärken soll, ihre Gesundheit befestiget. Von da ergießt sich das Wasser durch die Dünkel, welche bey allen einzelnen Bädern und immer Paarweise angebracht sind, so daß siedendes und ungewärmtes Wasser neben einander fliessen, und bequem durch Hahnen in die Badkasten ablaufen.

Die Bäder alle sind auf eben diesem Platz, nahe an der Aare, und in einer Entfernung von etwa 120. bis 130. Schritten von den Gasthöfen, angebracht. Beynahe alle befinden sich in drey niedrigen länglichten Gebäuden, welche ans Quellhaus angebaut sind, oder demselben nahe stehen. Die zwo Reihen Badgemächer in jedem der Gebäude sind durch einen mittlern Gang, und die einzelnen Bäder durch einfache bretterne Wände von einander gesöndert. In jedem Badgemach sind zween oder drey Kasten für 4. bis 6. Personen; sehr bequem, den

Grad der Wärme, der Wasserhöhe, u. s. w. nach dem Bedürfniß jedes einzelnen Paars der Badenden zu bestimmen; und in demselben Zimmerchen kann der eine in siedendem Wasser sich bähen, indessen der andere in kalter, das ist, natürlich warmer Quelle sich abkühlt.

Noch vor nicht gar vielen Jahren badeten Leute von Stand nicht leicht in den entfernten Bädern, zu denen man über eine Brücke gehen mußte, sondern in den Gasthöfen selbst, wohin man sich jetzt noch das Wasser tragen lassen kann. Allein der beständige Schwefelgeruch, der sich damals in den Gasthöfen verbreitete, zwar der Brust unschädlich, aber widrig dem Geruch, vormochte die Besucher seitdem sich in die Bäder selbst zu begeben. Man konnte kein Silbergeräth, keine galonirten Kleider, keine Verzierung von Silber um und an sich haben, vorzüglich im neuen Gasthof nicht; auch in den verschloßnen Schränken, selbst eingepackt, ward alles Silber schwarz, als die Bäder sich unter den Zimmern befanden. Und so war der Badende nicht nur sich, sondern seinen Nachbarn durch die Ausdünstung des Bads beschwerlich. Noch jetzt greift der durchdringende Dunst, der in den Bädern in wenig Minuten den Glanz des Silbers zernichtet, selbst in den Gasthöfen, wenn man denselben an seiner Person, und in seiner Badlinge aufs Zimmer trägt, alles Silber an, und überzieht es mit Schwarz. Daher ist hier schwarzes Silbergeld gar nichts ungewohntes.

Diese Entfernung der Bäder von dem Gasthof, ist indessen so bequem als möglich, erleichtert worden. Bey kühler oder regnichter Witterung kann man sich in Senften zum Bade tragen lassen. Ein steinerner Damm von

beträchtlicher Erhöhung führt über diejenigen Plätze, die feucht und weniger gesund seyn möchten, trocken hin. Und zu den zwey ältern Badhäusern mit kleinen Fensterchen, dunkeln Gemächern, und dem Gedränge von Armen, die da ihre Gesundheit suchen, ist ein drittes, helles, mit artigen Zimmerchen gebaut worden. Jene tragen ganz das Gepräge des Jahrhunderts der Stiftung, und des alten Glaubens, daß der Kranke, einzig für das Wesentliche, die Gesundheit, besorgt, alles, was zur Bequemlichkeit und Anmuth des Lebens gehört, leicht entbehre: als wann froher Genuß des Lebens nicht selbst die beste Arzney wäre. Bauren und Arme sitzen in diese Bäder zusammen, und wissen durch Gesang, Gespräche, und die Hoffnung der Gesundheit, die Finsterniß des Orts zu vergessen, die indessen in diesen Reviren, in ihren eigenen Wohnungen, nicht weniger herrscht. Einfach, ungeräumig, aber sehr reinlich, heiter und froh sind die Zimmerchen im neuen Badhaus. Aber auch hier schliessen hölzerne Riegel die Zimmerchen der Bäder, die keine lästigen Besucher befürchten. Pfosten und Angel sind ebenfalls hölzern, und überall wenige Spuren von Eisen, das im Dampf des Wassers leicht vom Rost zerfressen seyn würde. Auch hier trennen einfache Bretter die Familien, hindern aber nicht, jeden lauten Scherz, jeden Gesang der benachbarten zu verstehen, und erhalten dadurch eine unschuldige Munterkeit. An allen diesen mittlern Wänden sind Schieber in einer geraden Linie durch alle Bäder derselben Reihe angebracht. Sind zwo benachbarte Badgesellschaften, oder auch mehrere, vertraulich geworden, so öfnen sich die Schieber von beyden Seiten, und so gewinnt die ganze Reihe von 5. bis 7.

Bä-

Bädern den Anschein eines allgemeinen, ofnen Bads, das indessen mit jeder Minute wieder vereinzelt werden kann. Jede anlangende Familie oder Person wählt sich von den leerstehenden Bädern, welches sie will; ohne daß gewissen Zimmern im Gasthof auch gewisse Bäder angewiesen wären. Morgens frühe setzt sich, des frühen Aufstehens gewohnt, die Menge der Bauren, gewöhnlich ins warme Bad. Bey mehrern gehet das Trinken vor. Um sieben setzt sich auch die feinere Welt ins weiche Element. Und selten hält sich jemand mehr, als einen Tag, am Bad auf, ohne das Wasser auf eint oder andere Art zu brauchen. Es folgt der Morgentrank, der leider gegen die Regeln der Kur zu sehr genossen wird. Das Bad selbst erweckt Appetit. Die längste Zeit des Badens ist 3. Stunden Vor- und 2. Nachmittags; indem man um 3. Uhr anfangt. Es ist fast allgemeine Sitte, tief bis an die Brust im Wasser zu sitzen: und wirklich verliert sich auch bey schwacher Brust allmählich der Druck des Wassers, das eine grünlichte Farbe in dem Kasten hat. Die Bauren lieben in sehr warmem Wasser die Ausschlächte der Haut zu befördern. Hingegen hütet man sich mit heissem Wasser die Haut des Angesichts oft zu berühren, um nicht an diesen Theilen die schnelle Wirkung des kräftigen Bads auf Unkosten der Schönheit wider Willen zu erfahren. Und überhaupt reglirt man das Wasser nach Bedürfniß mit einem Händedruck Jede Familie nimmt so viel Bedienung mit, als sie nöthig findet; oder man bedient sich selbst, oder Elende wählen sich unter den Mitgenossen der Armuth einen Freund oder eine Freundin, denen sie durch Gegendienste lohnen, oder ein Geringes bezahlen.

Im Bad selbst ist immer guter Rath für Gesundheit und Kur zu haben. Ausser den Aerzten, der vielen benachbarten oder nicht weit entfernten Städte, welche berufen, oder in eignen Angelegenheiten das Bad besuchen, sind mehrere Personen von Kenntniß und Erfahrung vorhanden. Der Magistrat von Bern verpflichtet einen Arzt der Nachbarschaft durch ein jährliches Gehalt, das Bad oft und regelmässig zu besuchen, und sich besonders der Armen und Kranken, die daher empfohlen werden, anzunehmen. Er ist daher Gesundheitrath, in zweifelhaften Fällen, bey jeder Claß von Besuchern. Eine Frau, die alle Bäder besorgt, ist die tägliche Beratherin der armen Badgäste. Eine Schröpferin ist die letzte Dienerin der Gesundheit am Bad, indem sich die Kur mit Schröpfen zu endigen pflegt.

So viel, was das Bad selbst betrift. Die Oekonomie der Bewohner und Gäste, und die Anlagen und Anstalten zum fröhlichen Genuß der übrigen Stunden sind die andre Helfte der Gegenstände, die wissenswürdig sind. Dahin gehöret der gedoppelte grosse Gasthof, das Armenhaus, die Judenwohnung, die künstlichen Spaziergänge, die Gesellschaftzimmer und Gärten, und andere Bequemlichkeiten zum Vortheil der Gäste.

Alle Gäste werden aus einer Küche auf mannichfaltige Weise gespeist, und in verschiedenen Gebäuden gepflegt. Der Gasthof macht ein grosses 200. Schritte langes Gebäude von 2. Etages, ohne den Plainpied aus. Es ist von Stein auf moderne Art gebaut, und besteht aus 2. Hauptgebäuden, deren jedes auf jedem Etage zwey Reihen Zimmer enthält. Das eine dieser Hauptgebäude ist ganz der Badgesellschaft bestimmt; der Plainpied und

das erste Stockwerk der Herrschaft, das zweyte dem Gesinde. Zärtliche und kränkelnde Personen finden hier Zimmer mit Ofen oder Kaminen. Alle sind mit reinlichen, guten Betten und den nothwendigsten Mobilien versehen. Das andere und ältere Hauptgebäude ist auf dem Plainpied der Hauswirthschaft; das erstere Etage desselben Gästen von der bürgerlichen Classe, und das obere Leuten, die sich etwas schlechter behelfen können, bestimmt. Eine grosse zum Spatzieren angelegte Gallerie, mit Kramladen, verbindet die beyden Hauptgebäude, und dienet, nebst dem darunter sich befindenden Saal, bey schlechter Witterung zum Plaz geselliger Zusammenkünfte. Nebst ökonomischen Anstalten für die Wirthschaft, ist hier ein Peruquier, Schuster und Becker mit ihren Produkten etablirt. So wie ein Zuckerbecker in der Nähe seine Wohnung hat.

Das alte Haus, enthält die allgemeinen Speisezimmer für die Wirthstafel, die Gesindtafel, und Baurentische, in einer Reihe. Man speist, wie gesagt, aus einer Küche, allein um verschiedene Preiße, und auf verschiedene Weise. Die vornehmern Gäste speisen an Table d'hôte, der Mann für 1. Berngulden, die Dame wohlfeiler, beyde gut. Das Unterärgäu ist in der Schweiz das Vaterland gemeinen Geflügels. Der Schwarzwald liefert Wildpret. Verschiedene Gebackwerke werden vorzüglich gut gearbeitet Die Gebüsche tragen Erd- und Himbeeren in Menge. Die nahen Flüsse liefern gute Fische; und Reinlichkeit und Ordnung herrschen durchgängig. Wer Lust hat, allein oder mit seiner Familie auf dem Zimmer zu speisen, bleibt daselbst, und läßt sich nach Gefallen bedienen. Wer wohlfeiler und gesellschaftlich

speisen will, geht an die Gesindetafel; und wer noch mehr sparen will, kauft sich sein Stück Fleisch, oder eine Suppe in der Küche, und verzehrt sie, wo er will. Gewöhnlich wird zugleich an verschiedenen Tafeln, in mehrern Zimmern einzelner Familien, und selbst auf ofnen Tischen und Bänken gegessen. Immer werden Brod, Wein und Milch besonders bezahlt. Die Menge der Leute, die, besonders an schönen Sonntagen, zusammentreffen, machet in der Zeit zu speisen einen Unterschied nothwendig, der in der grossen Welt, gerade derselbe durch Zufall ist. Der Arme holt zuerst, auf ein mit der Glocke gegebenes Zeichen, nicht lange nach 11. Uhr, seine magere Suppe, oder sein Gemüß und Stückgen Fleisch ab, und verzehrt es, wo es ihm beliebt. Auf ein zweytes Zeichen erscheinen die Mägde der Familien, die auf ihren Zimmern speisen, und wählen ihre Gerichte. Um 12 1/2 Uhr wird zur Wirthstafel eingeläutet, wo man ohne anders Ceremoniel speist, als daß die ältern Badgäste vor allen neuen Ankömmlingen, ihre alten Plätze beybehalten. Nach einer kleinen Stunde, setzt sich die Dienerschaft auf das letzte Glockenzeichen zum fröhlichen Tisch; und so sättigt sich nach Wohlgefallen um ein paar Kreuzer der Arme, um 1. fl. der Reiche, und jeder andere in beliebiger Qualität. Gewisse Vorurtheile machen diese umständliche Nachricht nothwendig.

Der gewöhnliche Preiß der Zimmer des alten Hauses ist täglich 1. Franken, oder 10. Bernbatzen oder gute Groschen: dafür hat man 2. Betten, einen Tisch, nothwendige Stühle und einen Kleiderschrank zu seinem Gebrauch. Da das neue Haus besser meublirte Zimmer und mehr Bequemlichkeit enthält, so bezahlt man täglich

einen Berngulden oder 15. gute Groschen. Der Bauer, der kein Zimmer für sich haben will, zahlt 1. Batzen oder guten Groschen Schlafgeld. —

Das Judenhüttchen ist gerade für die einfache bescheidene Lebensart der Schweizerischen Juden groß genug; kommen reichere Juden, oder mit zahlreichen Familien, so miethen sie sich bey den andern Gästen in eigne Zimmer ein; kochen und essen für sich; lassen sich von Christen am Sabbat die Tags vorher gekochten Speisen aufs Zimmer bringen, und feyern in ihrer Hütte die Festtage.

Eine eigne Armenanstalt für Elende im Canton Bern, hat auch auf die übrigen Armen Einfluß, die den Badgästen nicht lästig fallen. Jene sind in vier heizbare und nicht unangenehme Zimmer logirt, im Armenhause, in der Gegend der Bäder, und erhalten von der Direktion der Insul in Bern, nebst der Adresse an den Gastwirth und Arzt, eine beträchtliche Badschenke. Man siehet diese Armen nicht gar gering leben, und Gutthaten von Gästen abweisen. Die hier etablirte Armenpolizey hält aber auch andre ab, Gästen beschwerlich zu fallen, die ihnen indessen gerne von den Brodsamen ihrer Tafel etwas zufallen lassen, und des Sonntags durch Allmosen ihr Elend erleichtern helfen. Es mangelt auch nicht an Beyträgen anderer Art. Eine marmorne Tafel z. E. an einem der Badhäuser, berichtet ausführlich die neuliche Vergabung eines benachbarten Bauers für die Armen von Schinznach.

Die Aussicht ist in den Gasthöfen selbst, von den hintern Zimmern, sehr eingeschränkt an das Gehölze des Habspergs, und über einige zwischen dem Berg und Gasthof liegende Garten und Felder; aus den vordern, eröfnet sie sich

anmuthig über die obere Helfte des Thals: doch immer von einigen hohen Bäumen unterbrochen, die in einer geraden Linie vor diesen Zimmern gepflanzt sind. Die andere Helfte des Thals ist dem Bad durch ein Gehölz verschlossen, aber zugleich auch das Bad den kalten Nordwinden.

Noch hat das Bad manche andre Bequemlichkeiten. Eine allgemeine Uhr und Nachtwache, die die Stunden schlägt und ruft. Die Hauptstrasse von Brugg gen Bern führt unaufhörlich eine Menge Wagen und Reisende vorbey. Reitende und fahrende Posten versehen die Gäste nach Belieben zweymal wöchentlich mit Zeitungen, Briefen und dergleichen, in so fern sie auf Brugg und Aarau spedirt werden können. Das Bad steht unmittelbar an einer andern sehr begangenen Strasse. Ein weiter Hofplatz zwischen den Gebäuden und Garten des Gasthofs, mit einem Springbrunn, vereinigt oft das bunteste Gemisch von Menschen auf einen kleinen Raum. Und sowol der Gasthof, als die umliegenden Gegenden bieten, für Gesellschaft sowol, als einsame Spaziergänge, viele Bequemlichkeiten an. Zum Behuf der Lustwandelnden, hält der Besitzer Pferde und Wagen, die in beständiger Bereitschaft stehen. Ein eigner Fußbott besucht den Markt zu Zürich, und tagtäglich gehen Leute auf Brugg, woher man sich leicht kleine Bedürfnisse, die nicht schon vorhanden seyn sollten, verschaffen kann.

Im Mittelpunkt verschiedener Länder, und an den Grenzen der Schweiz gegen Schwaben, läßt es sich schon zum voraus vermuthen, daß hier ein Zusammenfluß von Charaktern und Sitten mannichfaltiger Menschenklassen und Menschengattungen seyn wird. So klein das Bad

und unbekannt im grossen Europa ist: so bunt und verschieden sind doch immer die 100. oder 200. Personen, die hier zusammen treffen mögen. Adel, Bürger, Bauer, Bettler finden sich immer hier zusammen. Die mehresten Besucher sind Berner, vornemlich des untern Aergäu, worinn das Bad liegt. Sie prädominiren auch immer, wann schon die Zahl der Badgäste noch so sehr steigt. Gäbe es an einem kleinen Ort, wo die Einwohner beynahe täglich abändern, einen herrschenden Gesellschafston, so könnte man sagen, daß der Bernerische Adel den Ton hier giebt; nicht nur, weil er in der Hauptstadt gesellschaftlicher lebt, als der vornehme Stand keiner andern Stadt in der deutschen Schweiz, und sich also auch in den Bädern wieder zusammenhängt; sondern weil beynahe immer die Bernerischen Herrschaften von den benachbarten Schlössern die Gesellschaft des Bads besuchen; weil Habspurg unter der Hoheit von Bern liegt, der Adel von Bern aber, wo er auch immer in seinem Gebiete ist, sich diese Hoheit fühlt.

Mit Eröfnung des Bads, um die Mitte des Maymonats, erscheinen zuerst Leute, die eigentlich um Gesundheit willen das Bad besuchen; und die Zahl der Armen wird zuerst beträchtlich. Weil das Thal dem Nordwind offen steht, und der breite Strohm immer die Lüfte kühlt, auch nahe Gehölze diese Kühle unterhalten; so wird das Bad am stärksten im hohen Sommer besucht, und ist die Gesellschaft im Brachmonat, Heumonat und Augstmonat am zahlreichsten. Früh schickt die Insel zu Bern ihre Kranken, die sie des Bads benöthigt glaubt, zu Schiff den Strohm hinunter, mit gedruckten Anzeigen, Empfehlungen und Badsteuren: und das Armenhaus wird zuerst

besetzt. Aus der Nachbarschaft von mehrern Stunden erscheinen Aergäuer, Schwarzwälder, Züricher, Schafhauser, u. a. m. Aus den benachbarten kleinen Städten, Brugg, Aarau, Lenzburg, Zofingen, u. s. f. wovon Schinznach gleichsam der Communikations-Platz ist, finden sich immer Badgäste; denn auch die Neigung zu gesellschaftlichen Vergnügen lockt viele, besonders junge Leute beyder Geschlechter, herbey. Selten mangelt es an Leuten aus allen Ständen von Bern, Zürich, Schafhausen, Basel. Aber auch Genfer, Neuenburger und andre entfernte Städte schicken Badgäste. Niemals mehr als am Sonntag ist der Zulauf der Leute groß, indem Städter und Bauren gewiß sind, Gesellschaft für sich anzutreffen, und den Tag der Ruhe nicht ohne Vergnügen hier zuzubringen. An schönen Sonntagen ist daher das Bad äusserst lebhaft; alle Bäder sind beynahe den ganzen Tag angefüllt, und obgleich das Bad, das Aus- und Ankleiden, die Tafel, der Kaffee die meiste Zeit einnimmt, so erschallt dennoch das Vergnügen der Gesellschaft, selbst bis in weite Ferne.

Nirgends sind vielleicht an einem kleinen Ort so viele Arten von Wagen, als hier, mit einmal zu sehen. Der ärgäuische Bauer belegt seinen kleinen Futerwagen, in welchem sonst ein starker Ochs, im Nothfall eine Kuhe, das frisch gemähete Gras von der entferntesten Matte zur Krippe führt, am festlichen Tag mit Brettern, setzt Weib und Kinder zu Paaren darauf, spannt den Gaul vor, und kommt prunkend, als Fuhrmann, im reinlichen Kittel, mit rother Weßte und weiten Pomphosen, das weibliche Geschlecht im gelben feinen Strohhütgen minniglich geputzt, dahergefahren. Wollte Regen die schöne

Kleidung verderben, so wird der harte Boden des Wagens mit dürrem Heu gemildert, die Breite desselben mit Reiffen bespannt, und ein Grastuch darüber gelegt, und die Familie hineingepackt. Dann wagt sich der Hausvater allein an den hellen Regen: und im offenen Hofplatz kriecht eins ums andere zum dunkeln Kerker heraus. Hohe, grosse Erndewagen führen drey und vier Familien auf einmal, und entladen sich halber Dorfschaften am Gasthofe. Nicht selten kommt in beschlossener Chaise eine Müllerin oder Vorgesetzte ihres Dorfs daher gefahren, und täuscht die Höflichkeit des herbey eilenden Kellers. Bürgerliche halten Char-à-banc von manigfaltigem Schnitt und Erfindung. Auf einer langen Planke, derer beyde Ende an den Achsen der Räder befestiget sind, erscheinen Rücken an Rücken, oder in Paaren geordnet, Predigerfamilien vom Dorfe, oder Bürger kleiner Städte im Gasthofe. Bequemlichkeit hat auch bey dieser Art Wagen Ressors und eine Art Gezelt gegen Sonnenschein und Regen angebracht. Und wirklich macht bey den guten Strassen der Anblick der schönen Natur und die freygeathmete Luft diese Art von Fuhrwerk sehr angenehm. In Phaetons, Kutschen, langen kostbaren Wagen zu acht und mehrern Personen, in schöner Equipage, prunkt der Adel daher. Das seltsame Wagengemisch füllt den weitern Platz des Gasthofs. Nur der Arme bringt sein krankes Weib, oder die Mutter ihre elende Tochter auf dem Rücken getragen, und unterliegt beynahe der gedoppelten Last, der Krankheit und der Armuth: oder ein mitleidiger Bauer lehnt ihm sein Roß, auf dem er den Kranken gelagert, am Zaum zum Bad führt; glücklich, wenn vorbeyjagende Herrchen den langsamen Gang nicht mit

der Peitsche unterbrechen, oder das Beyspiel ihrer gespornten Miethpferde den Gaul nicht in Aufruhr bringt.

Des Sonntags wird (freylich nicht regular noch wöchentlich) Gottesdienst im Gesellschaftssaal gehalten. Man besetzt mit Stühlen in Form einer Kirche, für die Bewohner der Gasthöfe, den Saal, am Canapee steht der Prediger, die übrige Gemeinde der kurmachenden, und wer von der lustigen Bande will, horchet stehend zu. Die Berner-Liturgie wird verlesen, ein Vorsinger stimmt den Psalm an, der freylich aus Mangel an Büchern selten ein allgemeiner Gesang wird. Ein geschickter Prediger kann im traulichen Zimmer, durch kluge Wahl und würdige Behandlung der Materie, guten Eindruck machen, und sich in Achtung setzen. Eigentlich aber wird hier den Armen das Evangelium geprediget, denn das gesammelte Allmosen, klein und groß, kommt ihnen zu.

Alles ist reinlich, glänzend, und die Landtrachten der benachbarten Länder erscheinen, so gut als die städtischen Moden, im schönsten Schmuck.

Wann die Violin des Geigers auf der offenen grossen Laube mit bezaubernder Kraft das junge Landvolk zum Tanz, der nun nicht mehr aufhört, bis Nacht und Müdigkeit die tanzenden Paare trennen, aufruft; so eröffnen Koch und Keller den Ball, alles ströhmt hin; selbst vom Tisch nihmt der Trinker seine Bouteille mit, um sie im Anblick des Tanzes zu leeren. Bald drehen sich 10. bis 16. Paare im Kreise herum. Der Taumel des Vergnügens bemächtigt sich aller Herzen der Tänzer und der Zuschauer. Das Gedränge wird so groß, daß selbst die Tänzer kaum mehr anderst, als durch die zappelnde Be-

wegung der Füsse den Takt ausdrücken, und sich langsam in einem grossen Zirkel, wie in Prozession, herumdrehen.

Das laute Getümmel der Fröhlichkeit lockt etwann auch die feinere Welt herbey: nicht selten mischen sich die vornehmen Kinder unter die bäurischen Reygen, oder die bürgerlichen tanzen im angenehmen Gesellschafssaale. — Selbst die Kranken schleppen sich an eint oder andern Ort unschuldiger Fröhlichkeit hin, und vergessen für einige Stunden ihren Gram und ihren Schmerz; weit und breit tönt Musik und Tanz.

Endlich, wann die Nacht einbricht, oder die Badpolizey das Ende des Tanzes gebietet, regalirt der bäurische Tänzer sein Mädchen mit einem Nachtessen, wenigstens dämpft er, wie er wähnt, die Hitze mit kühlendem Wein, und fahrt gegen Mitternacht jauchzend heim; — freylich weder medizinisch noch moralisch gut; es ist die Hefe des Tages. — Lange zuvor haben sich die feinern Gäste in ihren Wagen entfernt, um wenigstens mit dem ersten Licht des Mondes die häuslichen Wohnungen zu erreichen. Kein Volk in Helvetien ist so sehr dem Tanz ergeben, als die lebhafte Nation der Berner, und keines kann so ungestraft die Neigung befriedigen, die, an sich unschuldig, in ihren Folgen, in diesen Gegenden, nicht unschädlich ist.

Dieser Taumel von Fröhlichkeit ist indessen währender Woche seltener; wann nur die kurmachenden Gäste und ihre Angehörigen beysammen sind, und die Pflichten, die davon abhangen, die meiste Zeit einnehmen. Da sind bey regnichter Witterung der Saal und die Galerie: bey angenehmerm Sonnenschein das kleine, und das obere Gehölz, und die Gärten, stille Versammlungsplätze der

Unterhaltung. Etwa hundert Schritt vom Gasthof, sind nemlich einige Jucharten Waldung in Gänge gehauen, wo man sich in der Kühle genugsame Bewegung machen kann. Unfern davon ist eine kleine Ebene mit Hecken von Hagenbuchen bepflanzt, und die Gemüßgärten selbst sind in lange Gänge getheilt, mit grünenden Cabineten versehen, die bey sonnichter Witterung der Gesellschaft nahe und angenehme Spaziergänge anbieten.

Vor allem aus ist das kleine Gehölz anmuthig. Die Nähe am Gasthof, die immerwährende Kühle, der Gesang der Vögel, und die manigfaltigen Schatten, haben für alle Arten von Gästen Reize. Schon manche Lustbarkeit ist dahin verlegt, und durch den Reiz des Orts sehr erhöhet worden. Auch verfügt man sich gern vor dem Mittagessen, und an heissen Abenden, allein oder in Gesellschaft dahin: wenn lange Spaziergänge während der Kur ungesund, oder der Laune unangenehm sind, welche die schönen Landstrassen, die weite Ebene des Thals, und die nahen Hügel sehr manigfaltig und angenehm verschaffen.

Die bedeckten Zimmer hingegen sind zu kleinen Parthien von Spielen, zu Mussik, nicht ungewöhnlichen Maskeraden u. s. w. bequem.

22.

Helvetische Gesellschaft in Schinznach.

Die kurze Erzehlung des Entstehens und der ersten Zusammenkünfte der helvetischen Gesellschaft, gehört mit in die Geschichte, und unter die Merkwürdigkeiten des Bads.

Die anmuthsvolle Einsamkeit der Gegend, die nicht wenig beyträgt, geselligen und moralischen Empfindungen durch den Anblick schöner Scenen der Natur, in ungestörten Zusammenkünften und auf traulichen Spaziergängen, Leben und Reiz mitzutheilen: die Bequemlichkeiten des Gasthofs; vorzüglich aber die vortheilhafte Lage, im Mittelpunkt mehrerer Cantons, vermochten die ersten Stifter, diesen Ort zu einer brüderlichen Vereinigung zu wählen, dergleichen unter keinem Volk sich findet. Zürich, Schafhausen, Basel, Solothurn, Aergäu, Luzern, Zug, liegen im Kreise um Habspurg her; die schönsten Strassen führen von allen Seiten dahin. Hier also, in diesem Gesellschaftssaal wurden die patriotischen Reden voll Feuer und Empfindung gehalten; hier die Geschäfte gemacht, und hier die freundschaftlichen Male der Schinznacher Gesellschaft gefeyert, derer wesentlichste Vorzüge vaterländische Empfindungen, und hohe Grundsätze des Patriotismus waren. Hier war der Tempel, wo man dem Vaterland Gelübde und Opfer brachte. In diesen schattenreichen Gängen, an diesen einsamen Ufern der still und tief ströhmenden Aare, verloren sich die einzelnen Paare und die kleinen Banden von Freunden verschiedener Cantons, unter Gesprächen, die die alte Schweizertreue erwärmten, und Saamen helvetischer Eintracht in alle Cantons streuten. Hier trafen so viele trefliche Männer aller Cantons zusammen, das Bild des allgemeinen Vaterlands. Einst wird die Stätte dem, künftig Helvetien durchreisenden, Jüngling heilig seyn, die die hundert Schinznacher Brüder so viele Jahre beherbergte, die meistentheils für anerkannte Verdienste und Talente an die Steuerruder ihrer Staaten und

Kirchen berufen worden, oder durch unsterbliche Schriften und edle Thaten sich einzeln verewigt haben.

Zu Iselins *) gastfreundschaftlicher Wohnung, ergriff zuerst einige Freunde des allgemeinen Vaterlands der erhabene Gedanke, eine Verbindung unter wohldenkenden Männern aller Cantons, durch alljährliche Zusammenkünfte zu stiften. Iseli, Frey von Basel, Geßner, **) Hirzel, ***) und Schinz von Zürich stifteten die ersten den Bund helvetischer Freundschaft, und feyerten 1761. im Frühling, in seligen Stunden, mit den beyden Domherren von Beroldingen aus Speyer und Hildesheim, die erste Zusammenkunft in Schinznach. Das edle Vergnügen brachte auf das folgende Jahr 1762. schon 15. Brüder zusammen. 1763. waren 21. Mitglieder gegenwärtig, und man fand gut, die Zahl für einmal auf 51. einzuschränken. Aber als Gäste durften die Brüder vertraute Mitbürger mitnehmen von rechtschaffnem Herzen, damit kein treflicher Helvetier vom Zirkel der Freundschaft ausgeschlossen würde. So wurde der Saame helvetischer Freundschaft ausgestreut, und die Hofnung einer goldenen Ernde begeisterte selbst alte Greisen. Balthasar, Zellweger, Bodmer, Engel, Muster alter Sitten und alter Treue, träumten die Wiederauferstehung der helvetischen Eintracht, Freundschaft und Einfalt von den Todten.

*) Rathschreiber in Basel, Verfasser der patriotischen Träume, der Geschichte der Menschheit, Herausgeber der Ephemeriden der Menschheit.

**) Rathsherr in Zürich, der berühmte Dichter der Idyllen, und des Tod Abels.

***) M. D. und Rathsherr in Zürich, Verfasser Kleinjoggs, Sulzers des Weltweisen, u. s. w.

Männer, die ihr Greisenalter zur persönlichen Zusammenkunft unfähig machte, erschienen in schriftlichen theilnehmenden Anreden, *) die die Gesellschaft in heiligem Andenken hielt, und mit geschichtlichen Denkmalen ihres Lebens erwiederte. Die Reden der alljährlichen Vorsteher, verschieden und manigfaltig in Absicht auf Stoff und Form, tragen alle das Gepräge der helvetischen Vaterlandsliebe, die die Gesellschaft belebte. 1765. ward die Zahl auf 70. Mitglieder erweitert, unter denen auch Carl Eugen, Prinz von Würtemberg in dreyen auf einander folgenden Jahren, ganz entkleidet von fürstlicher Hoheit, und als Vertrauter im Zirkel der Schweizer erschien. Schon war das Gedränge groß von Eydgenossen aller Cantone, Religionen und Stände, die als Brüder und Gäste erschienen, und 1766. waren 100. Schinznacher Brüder. Es bedurfte einiger Gesetze, die allzuleichte Aufnahme zu erschwehren, um in ursprünglicher Traulichkeit und Eintracht den ganzen grossen Kreis zu erhalten. — Eine Auswahl von acht Mitgliedern verschiedner Cantons, sollte die ernsthaften Gegenstände berathen. Aber Erzehlungen, kleine Vorlesungen, u. s. w. patriotischen Innhalts durften die Mitglieder in ernsthaften Morgenstunden unterhalten; so wollten die Gäste und Brüder, zwar ohne Zwang, wenigstens drey Tage traulicher Zusammenkunft pflegen.

---

*) Siehe hierüber und von allem hier Erzehlten, die Verhandlungen der helvetischen Gesellschaft von 1762—1779, welche auf Kosten der Gesellschaft alljährlich gedruckt werden.

Einige der treflichsten Schriften und Aufsätze wurden durch die Wünsche der Gesellschaft veranlaßt. Lavater sang ihr seine patriotischen Schweizerlieder. Die Ephemeriden der Menschheit wurden veranstaltet. Ueber Sammlungen der Urkunden aller Cantons zur Beleuchtung der helvetischen Geschichte, Reisen der jüngern Schweizer in ihrem Vaterland, Erziehung ächter Helvetier, und andere Materien dieser Wichtigkeit, sind trefliche Aufsätze gelesen worden. Man weihte sogar Knaben in die Vergnügen helvetischer Eintracht und Freundschaft ein, u.s.w.

Im Jahr 1771. schien die Gesellschaft eine Verfinsterung zu leiden, als häusliche und bürgerliche Pflichten, vielleicht auch die Eifersucht einiger Cantons und zufällige Umstände, die meisten Mitglieder bey Hause hielten. Desto vertrauter waren die Anwesenden, und desto grösser die Freude des Wiedersehens in den folgenden Jahren. Von 1772. an befestigte jede Versammlung aufs neue die Bande der treuen Verbrüderung, und beförderte den edlen und einfachen Zweck, Liebe und Freundschaft unter den Eydgenossen zu erhalten. Immer neue Bekanntschaften mit würdigen Männern, gaben jeder Zusammenkunft neuen Reiz; der Genuß der schönen Natur vereinigte sich mit den Vergnügen vertraulichen Umgangs, und ließ jeden Gast, voll reiner Freude, zu häuslichen Pflichten zurückkehren. Nie mangelte es erfahrnen Männern verschiedner Cantons an Stoff zu Erzehlungen und Bemerkungen, über jeden Orts Eigenheiten, über häusliche Sitten und politische Anstalten, Gesetze, Künste, Bedürfnisse, über Leute und Länder. 1772. ward auch der Erbprinz von Hessen-Darmstadt zum Mitglied aufgenommen.

Von 1773. an, erschien die Zusammenkunft der Eydgenossen in Schinznach, in immer vollerem Glanze. Ihr einziger Zweck, Freundschaft und Liebe, Verbindung und Eintracht unter den Eydgenossen zu stiften und zu erhalten; die Triebe zu guten, edlen, schönen Thaten auszubreiten: Freude, Freyheit und Tugend durch die Freunde des Vaterlands auf künftige Alter und Zeiten fortzupflanzen, erfüllte sich von Jahr zu Jahr. Die Zahl der Mitglieder, welche schon 1776. gegen 130. noch lebender Brüder enthielt, ward für, unaufhörlicher Vermehrung, fähig erklärt: denn allgemein sollte der erhabene Zweck erfüllt werden, und ohne Zwang herrschen. Die treflichsten Männer wurden alljährlich zu Vorstehern erwählt, und alle Mitglieder zusammen waren ein nicht unedles Chor würdiger Männer, dergleichen nicht leicht eine Republick der heutigen Tage, vereinigt zeigen wird.

Die Versammlung von 1776. war nicht nur die glänzendste von allen im Bad gehaltenen Zusammenkünften, sondern auch die vergnügteste. Unter einer beträchtlichen Zahl von Fremdlingen verschiedener Nationen, unter 28. Gästen eydgenössischen Geblüts, und 43. Mitgliedern, herrschte zwanglose Traulichkeit und Zufriedenheit vergnügter Herzen. Die drey Tage verflossen in immerwährendem Wohlleben des Geistes, stets abwechselnd und reizend. Die Fremden erbauten sich an der republikanischen Eintracht, und die Verhandlungen, Reden, Gespräche athmeten vaterländischen Geist. Von da an wird dies Jahrfest helvetischer Eintracht, immer in zahlreicher Menge gefeyert. —

Man fühlt den Werth des Vaterlands von neuem, wann man sich an Ort und Stelle, in seinen Gedanken, in

die Gesellschaft so vieler, in ihren Plätzen verdienstvoller, Männer versetzt. Die Geschichte und die Verhandlungen dieser Gesellschaft lassen die Reize und den hohen Werth eydgenössischer Harmonie fühlen. Und ihr grosser Einfluß ist entschieden, wann sie, was schon die Erfahrung lehrt, die Häupter und Gesandte der Staaten, oft Brüder der Gesellschaft, in wichtigen und gefahrvollen Negoziationen, mit brüderlicher Sanftheit beseelt: wann Sie durch Bekanntmachung so vieler guten Männer der übrigen Cantons, jedes Ort zur Achtung und zum Vertrauen aufgemuntert: durch Veranlassung von Briefwechseln und gegenseitigen Reisen die Masse allseitigen Wohlwollens immer vermehret; in jedem Canton Freunde zurückläßt, an welche die übrigen Brüder Raths- und Hilfsbedürftige, die sich darinn aufhalten, vertrauensvoll weisen können; und wann der, in Geschäften Reisende, oder sein allgemeines Vaterland besuchende, Schweizer, überall seinen Freund, seinen Lehrer, sein Vaterland findet.

Das Jahr 1779. endigt indessen die Geschichte der helvetischen Gesellschaft im Bade Schinznach; die sich von 1780. in Olten, einem Städtchen Solothurner Gebiets, in immer glänzenderer Zahl versammelt hat.

23.

Die alte Burg Habspurg.

Wen ein sonnichter Abend zum frohen Genuß der schönen Natur reizt; oder der berühmte Name von Habspurg neugierig, nnd auf die alten Denkmale begierig macht; oder wer die merkwürdigen Gegenstände der ganzen Revier mit einmal zu übersehen gelüstet, schleicht sich gern aus

dem Bad Schinznach, mit einiger Ermüdung, die Fußsteige, das kleine Buchenholz hinan auf die Höhe, wo das alte Schloß allmählig in Trümmern zerfällt, das dem erlauchtesten Geschlecht Europens den Ursprung gab. Zwar entspricht den grossen Erwartungen, die man ehrfurchtsvoll für die Wiege so vieler erhabner und grosser Männer mit sich bringt, der Anblick der alten Trümmer nicht, welche schwarz, nackt, ausgeflickt zur armseligen Wohnung eines Hochwächters, mittelmässig an Umfang, vielmehr den geringen Anfang aller menschlichen Grösse, und die ursprüngliche Mittelmässigkeit des Hauses Habspurg lehren.

Was zuerst ins Auge fällt, so bald man das schattichte Buchenholz verläßt, und den kleinen Hügel über dem Holz hinan kömmt, wo der alte Thurm stehet, ist die manigfaltige und reiche Aussicht, die von allen Seiten sich öfnet. Weiter genießt man sie auf der Höhe des Thurms selbst, wohin man auch mit Frauenzimmer ohne alle Gefahr steigt. Von einer Seite fassen zuerst kleine benachbarte, dann entfernte und höhere Berge, endlich ein Kranz von Schneegebirgen den reichen Vorgrund des Birrfelds ein, das sie wie Dekorationen umfassen. Nach dem bunten Gemische manigfaltig angebauter kleiner Güterstücke, des Dörfgen Habsperg (ehmals ein einziger Hof der Grafen) und Scherz, folgt die unermeßliche Ebene, von Birrfeld, wo hundert Pflüge den gelben Boden ins Schwarze umackern. Noch vor wenigen Jahren war Birrfeld eine halbe Wüste. Wenige Bauerhöfe theilten sich in die unermeßliche Ebene, die sie nicht bearbeiten konnten, ohne Kultur und Werth. Durch das baare Geld, welches so viele benachbarte Fabriken in alle Haushaltungen verbreiteten, gewann auch die Kultur des

Landes, und diese reichen Erndten, diese goldnen Gefilde, stehen an der Stelle unfruchtbarer Riedter und Moose. An einer Ecke steht die angenehme Wohnung des Verfassers von Lienhard und Gertrud, ein Buch, das getreuer und sprechender, als keine Beschreibung, die Sitten dieser Gegenden schildert. Der Kernenberg hier rechts mit dem modernden Brunegk, und der Müllenerberg links, begrenzt die Hauptscene: ferner ist der Heitersberg, der Nordorfer- der Bader- der Gebistorferberg. Hinter diesen lagern sich, überglänzt und goldgetränkt von der Abendsonne die Schneegebirge von Glarus, Pündten und Ury, mit manigfaltigen, namenlosen Spitzen.

Hier gegen Mittag und Abend liegt das Thal der Aare offen, und ganz vor uns, dann hier ist der Habsperg scharf abgerissen, und der Blick fällt gäh in den Strohm hinunter. Mit einmal übersieht man die obbeschriebenen Städte, Schlösser und Dörfer, den treflichen Anbau des Thals, die Irrungen des Strohms, die unfruchtbaren Gebüsche und Inseln, die er gebildet; man sieht in den Busen der kleinen Thäler des Bözbergs, und bemerkt über seinen breiten Rücken eben die Manigfaltigkeit von Früchten, und nicht seltene Wohnungen, und die schöne Strasse, die denselben nicht weniger, als seine Seiten beleben. Die Rücken und Spitzen entfernterer Berge des Oberlands, der Gegenden von Bern und Solothurn, des Fricktbals und Baslergebiets, lassen neue und fruchtbare Gegenden vermuthen, da die Bergspitzen selbst mit Alpen und Holz bedeckt sind.

Gegen Mitternacht ist der Anblick äusserst anziehend, über dem Zusammenfluß der vier Flüsse des mitternächtlichen Helvetiens, und dem Ende ihrer Laufbahn. Man

sieht noch einzeln die Aare bey Brugg, die Reuß bey Windisch, die Limmat bey Vogelsang: aber auch selbst den Punkt der Vereinigung, hier der Reuß mit der Aare, dort der Aare mit der Limmat. Im Vorgrund liegt Königsfelden, das die Nachbarschaft unter dem Namen des Klosters kennt. Auffallend und ahndungsvoll sind die Köpfe von mehrern Bergen, die sich hier zugleich endigen, um dem dreyfachen Strohm einen würdigen Ausgang aus seinem Vaterlande zu öfnen. Der Bruggerberg, der Kopf des Siggithalers, der bey Gebistorf: von wo sich der jähe Abhang an den Ufern der Ströhme endigt, und den Gelehrten Stoff zu Vermuthungen über den ehemaligen Zustand Helvetiens giebt. Manigfaltigkeit zeichnet diese Aussicht mehr, als die andern, aus. Man übersieht eine Strecke des Schwarzwalds, und Bergrücken, Spitzen und Trümmer alter Burgen, Dörfer, Höfe und Städte, die diese Gegend angenehm auszeichnen.

Nun kehrt der ausschweifende Blick in die öden Mauern zurück; die an sich selbst traurig und finster nur durch Aufregung der Phantasie einigen Reiz haben können. Die noch stehenden Trümmer von Habspurg sind Resten von dreyen Gebäuden, davon zween Thürme noch von ziemlicher Höhe sind. Man kann in dem einen mehr als 70. bequeme Stuffen hinan steigen. Im Boden liegen fast unzerstörbar, seit 800. Jahren, dicke Mauren ganz vertilgter Gebäude; derer Umfang, so wie die Grösse des Hügels überhaupt, und die Weite des noch vorhandenen Graben, eine Länge von ungefehr 200. und eine Breite von etwa 100. Schritten für das alte Schloß angiebt. Mehr als die Helfte dieser Gebäude ist auf den

Boden abgebrannt worden; der ganz verbrannt und mit Gestein vermischt, zu nichts taugt, als Unkraut und Gebüsche hervorzubringen, die im üppigen Wuchs der alten Feste das Aussehen einer Wildniß geben. Einige der Gebäude haben alle Vermuthung des höchsten Alterthums und das Gepräge der Geschichte der Erbauung, andre sind offenbar verändert und ausgebessert worden. Die Mauern des Thurms, 8 Schuh dick, an einer Ecke des Hügels, der sich von allen Seiten, vornemlich gegen die Aare tief und gäh herabsenkt, von rohen unbehauenen Steinmassen aufgeführt, noch immer von unentweglicher Festigkeit, bis ins dritte Stockwerk ohne allen Eingang, ohne anderen Zugang des Lichts, als durch schmahle Oefnungen von wenigen Zollen, sind ganz vom Geschmack des eilften Sekulum der Erbauung des Schlosses; bequem Schätze zu verbergen, und zu schützen, oder Staatsgefangene bis zum reichen Lösegeld in dicke Finsterniß zu bewahren. Die Dicke der Mauern nimmt mit der Höhe ab, in der Höhe von 70' sind Fensteröfnungen und die Anlagen zu einer Hochwache, die unter den Wolken des Himmels thront; in der Mitte ist noch die Anlage zu einem grossen Kamin. Die Boden sind von eichenem Holz, und wo ehmals Thüren gewesen, finden sich noch in den Mauern die Löcher, in die man die mächtigen Riegel stieß, 16. bis 20. Schuh ist ins Gevierte der innere Raum der alten Feste; der ganze Hügel ist ein zusammenhängender Fels, auf dessen Spitze, ohne anders Fundament, das Schloß gebauet wurde und der in einigen Mauern roh und unbehauen einige Schuh hoch empor ragt. Von diesem Fels sind, und vermuthlich

aus der Gegend des Graben, die Steine alle auf der Stelle gebrochen worden.

In einem mittlern Theil des Gebäudes, das mit dem Thurm verbunden ist, und unter einem Dach stehet, finden sich einige alte Zimmer; auf dem Plainpied die Stube des Kaisers, ein weites Gemach mit 6. kleinen Fensterchen gegen Birr gerichtet, und die Arbeitsstätte des Baurs, der das Schloß bewohnt, Rebstickel und Reisgebündel zurechte zu machen: an den Reliquien des alten Täfelwerkes in geschnitztem Holz, brechen patriotische Deutsche häufig kleine Stückchen zum Andenken Rudolphs von Habspurg ab. Selbst der Graf von Trautsmannsdorf, Gesandter Karls VI. besichtigte ehrfurchtsvoll diese öden Gemächer 1714. Auf einem obern Boden ist ein ähnliches Gemach, beyde mit gewölbter Decke, mit geschnitztem Täfel, und andern Anzeigen alter Kunst und alter Genügsamkeit. Im Keller, von alter beliebter Festigkeit und Dunkelheit, scheint der hohle Ton, noch tiefere Höhlungen, nicht dürren, klaren Fels zu verrathen, daher noch jetzt der Aberglaube der Nachbarschaft grosse Schätze darunter träumt; und ehmals heimliche Versuche sie zu finden, gewagt hat. Auf dem Estrich des dritten Boden finden sich die eisernen Geräthe, wofür ein Wächter hier thronet, und aus denen er, wann Feuer ausbricht, die Nachbarschaft von seiner hohen Warte aufruft. Ein kleiner angebauter Thurm enthält nur finstre unwirthliche Höhlen.

Leicht bemerkt das aufmerksame Auge in dem übrigen ausgebrannten Theil des noch stehenden Gebäudes, Anlagen zu Küchen und Wohngemächern, zugemauerte und anderswo geöfnete Thüren u. dgl. Man findet hie und

da Spuren des Aufenthalts mehrerer Familien, und Spuren eines runden Thurms, vornemlich eines breiten und tiefen Graben, der da, wo die Spitze des Hügels sich sanfter gegen der Ebene von Birr herabsenkt, dem Schloß zur Schutzwehre diente, da es gegen der Aare keines Grabens bedurfte, weil ein jäher Abhang es schützte. So erinnern die noch vorhandenen Resten lebhaft an die Geschichte der Grafen des Aergäu, die Habspurg bewohnten, und der Anblick derselben macht manchen Umstand die Erzehlung gläublich.

Furcht vor den Bedrückungen des Kaisers, und Mißtrauen gegen die Treue der Unterthanen in den freyen Aemtern, veranlaßte die Familie der Grafen, in Eil eine Feste in der väterlichen Erbschaft, die daher Eigen, zum Unterschied so vieler neuer Lehen hieß, zu bauen: weil Altenburg, Brugg, Aarau nicht haltbar waren. Zwar waren die Grafschaften schon erblich geworden, allein unter vier Brüdern zerstückt, war das untere Aergäu, das bey Aarau begann und bey Waldshut endigte, klein. Lenzburg, Baden, Frohburg, Laufenburg hatten eigene Grafen. Im Jahr 1000. lebten vier Brüder, Grafen des Aergäus. Einer der Brüder, Bischoff Werner, erster Erbauer des Dohms zu Straßburg, und Stifter des Klosters Muri, war Besitzer von Wulpelsperg, und ließ zur Sicherheit seiner Haabe, die Burg durch seinen Bruder Ratbot bauen: daher der Name Habspurg. Die rohe Masse der aufgehäuften Felsen des dunkeln Thurms war dieser Absicht angemessen, wo oft ein Stein um einen Schuh über andre herausragt, noch furchtbar, und von der Hoffnung einer ewigen Dauer. Der Mangel an innerer Schönheit und Ebenmaß, sagt die Geschichte,

und der kleine Umfang des Schlosses frappirte den Bischof, der nach ein paar Jahren die neue Feste besichtigte, und dem Erbauer Vorwürfe wegen grosser aufgewandter Summen machte, indessen er die Festigkeit der Mauern und des Graben lobte. Wirklich dürfte es schwer seyn, den Plan einer bequemen Wohnung in diesen Mauern zu finden. Der Bruder versprach auf folgenden Tag Rechenschaft. Und beym Erwachen erblickte der Bischof vor den Fenstern ein Heer von Kriegern, den umliegenden Adel, der zu seinem Erstaunen, durch seine Gelder erkauft, als die beste Schutzwehr der Festung zu seinen Freunden gewonnen war, und im Hof ihm Vasallenversprechen leistete. — Dem Erbauer und seinen Nachkommen ward vom Bischof die Festung übergeben, und Ratbots Sohn, Werner, war der erste, der in Monumenten Graf von Habspurg betitelt gefunden wird.

Gelehrte Männer haben sich äusserste Mühe gegeben, das Haus Habspurg aus berühmten Familien der Vorwelt herzuleiten, und bis zum Kasten Noäh die Ahnen zu berechnen, ohne es auf einen Grad von Wahrscheinlichkeit zu bringen, weil sie nicht bedachten, daß die Grafschaften vor dem neunten und zehnten Sekulum nicht erblich waren, und selbst bekannte Stammväter von Habspurg, nach alter Sitte, Graf Gontram, Graf Lanzel, ohne Beynamen eigenthümlicher Herrschaften, dergleichen sie nicht besassen, vorkommen. So mißbrauchten sie die Unkunde des Lesers, einem erlauchten Hause durch Alterthum des Adels zu schmeicheln, dessen es nicht bedarf. Und das Gewisseste scheint zu seyn, daß die Familie Habspurg, eh sie im eilften Jahrhundert diesen Namen führte, lange schon das Unterärgäu, d. i. die Gegend

an der Aare von Aarau bis an den Rhein, zum Theil als eigen, besessen, zum Theil als Grafen beherrscht habe, die zuvor von Altenburg und Windisch benannt wurde.

Heirathen waren es, in die besten Familien des Landes, mit Gräfinnen von Pfirt, Pfullendorf, Frohburg, Hohenstaufen, und mit Grafen von Lenzburg, Thierstein, Homberg, Zolleren; die Abstammung der erlauchten Geschlechter von Oestreich und Zähringen; die Freundschaft und der Beysitz verschiedener Grafen von Habspurg bey kaiserlichen Gerichten im Elsaß und am Oberrhein; der Gebrauch von den 4. Erbämtern der damaligen Fürsten; die Feldherrenstellen in allgemeinen Kriegen; die Wappenverzierungen; die Kastvogtey Muri; die Vogtey der Waldstädte, was das Ansehn von Habspurg zeigt. Und daß die Familie immer auf einem Hause beruhte, indem die Brüder unverheirathet oder kinderlos starben, und die persönlichen Vorzüge einiger aus ihnen waren das Mittel, das die Habspurger angesehen machte. Ehe aber die Erbschaften von Zähringen und Kyburg, und das Kaiserthum selbst durch Rudolf von Habspurg mit dieser Familie verbunden wurden, kamen die Grafen in Urkunden, in vielen Reihen von Zeugen und Gerichtsbeysässen immer als die Geringsten am Oberrhein zum Vorschein, und wurden den Grafen von Lenzburg, Baden, Kyburg hinten angehängt. Frömmigkeit hat die einen, kriegerische Abentheuer die andern, und jeder ritterliche Vorzug, unerwartetes Glück, seine Erhöhung auf den Thron des deutschen Kaiserthums, den Graf Rudolf, und mit ihm Habspurg glänzend ausgezeichnet. — Jetzt trat Habspurg in den Schatten zurück, und zeigte nicht mehr den Stand,

sondern den Stamm der Besitzer an. Gleich nach 1415. wo es eine Beute der Berner, und wie wir sahen, mit dem Kloster Königsfelden zum Theil vereiniget wurde, bewohnte die Festung ein gemeiner Edelman. Die Grafen von Habspurg aber, Rudolfinscher Linie stifteten sich einen glänzendern Namen, als Habspurg und Zähringen war. Mit ihm fangt eine neue Epoche an, welche auf das alte Schloß auch in seinen Trümmern Glanz zurückwirft, und es ganz Deutschland ehrwürdig, und dem Hause Oestreich heilig macht. Es war die Wiege einer Familie, die Deutschland mehr als 300. Jahre lang Kaiser: Böhmen, Ungarn, Spanien, und Sicilien lange Reihen von Königen, ganz Europa Königinnen, Fürstinnen, Aebtissinnen in ungläublicher Zahl gab, und sich neulichst in der Kaiserin Königin Maria Theresia endigte, nach dem im fünfzehenden Jahrhundert die Nebenlinie von Habspurg-Lauffenburg ausgestorben war. Es ist beynahe kein König, und sind wenige Fürsten Europens, die nicht von einem der Enkel, oder Enkelinnen Rudolfs abstammen.

24.

Würelingen. Klingnau. Degerfeld. Endingen. Das Landgericht zu Baden.

Selten fehlt der muntern Jugend nach den Strappatzen des Tages ein kräftestärkender Schlaf. Mit anbrechender Helle begannen wir also das Tagewerk des folgenden Morgens. Längst dem linken Ufer der Aare sezten wir durch das Dörfgen Velenvor, unter dem anmuthigen Dorf Rein weg, unsren Pfad zur Stille fort, wo ein Schiffer uns über die durch Limmat und Reuß ange-

schwellte Aar führte, indem der wirbelnde Sand des trüben Strohms kreischend gegen den Boden des Schiffs schlug. Unfern der alten Burg Freudnau, welche die Zürcher am Abend vor der Schlacht bey Tätweil 1352. niedergebrannt hatten, eilten wir der Landstrasse zu, und dem Dorf Würenlingen, wo nach Spuren genug des grossen Brandes waren, der mehr als 50. Firsten in wenigen Stunden in Asche verwandelt hatte, und von einem Bösewicht, der selbst Einwohner war, veranlaßt worden. Der Bezirk wird zum Siggithal, einem der acht Aemter, in welche die Grafschaft eingetheilt wird, gezählt: obgleich eine hohe und zum Theil sehr steile Felswand von grauem, wildem Marmor ihn davon trennt. Wir fanden in Würenlingen etwa zehen Häuser mehr aufgebaut, als abgebrannt waren; denn die vielen Einwohner der Alten dehnten sich nun gelegentlich etwas mehr aus einander. Da, wo das enge Thal, worin die eingeäscherten Häuser gestanden, sich öfnet, und ein lautrer Bach mit ziemlichem Wasser herausfließt, stand noch ein grosser Theil des Dorfs unbeschädigt. Nur in der Kluft, in der die Wohnungen am dichtesten gestanden, und Wind und Flamme ohne Ausgang kämpften, sank alles in Asche. Mitten zwischen dem alten und neuen Dorf auf einem hohen anmuthigen Hügel, beherrscht der Prediger seine Angehörigen, und übersieht seine Gemeinde mit einem Blick. Wenige neue Häuser sind von Stein gebaut, auch machen neue Strohdächer, und die Nähe derselben, da kein Raum war, sie zu entfernen, schon wieder neue Unfälle fürchten. An den Verlust von mehr als 40000. fl. des verbrannten Oberdorfs ist 10000. fl. gesteurt, und den halbnackt Entronnenen ein Ueberfluß

von Kleidern geschenkt worden. Mit der Austheilung schienen die Armen am wenigsten zufrieden: und es ist eine kitzlige Frage, ob in solchen allgemeinen Unglücksfällen, die Reichern nach der Grösse ihres Verlusts an den Wolthaten Antheil nehmen sollen? Das Herz möchte da oft auf eine andre Seite hinhängen, als das Recht, und die Anmassung derer, die nach dem Verlust immer noch begüterter bleiben, als ihre Nachbarn, denen sie durch ihre Ansprache das beste der Wohlthaten gesetzmässig vorweg nehmen.

Wir sahen da die Raache, die der elende Mordbrenner für eine Beleidigung an seinem väterlichen Dorf nahm; und hörten an Ort und Stelle diejenige beschreiben, die das Vaterland, die Grafschaft, dafür an ihm widergenommen. Was hie und da eifersüchtig ein Fürst oder ein Senat, als einen Theil der höchsten Gewalt an sich reißt, das Recht zu töden, liegt in Baden, einzig in den Händen von Bauren. Das Landgericht erkennt die Todesstraffe, der Landvogt hat unmittelbar nur das Milderungsrecht, nicht die Begnadigung im vollen Sinn des Worts. Mittelbar aber hat er grossen Einfluß auf das Urtheil selbst, denn nebst der Untersuchung des Verbrechens, wählt er zu den acht Vögten eben so vieler Unterämter, aus den Richtern und Meyern einzelner Dörfer, noch sechszehn Männer zu Blutrichtern nach Belieben, so daß der Landtag aus vier und zwanzig Richtern besteht. Die Formalität ist antiq. Der Platz unter freyem Himmel. Der Landvogt wohnt in der Würde der regierenden Cantone bey. Die Szene mußte äusserst feyerlich und rührend seyn, wenn die Personen der Richter eben so ihre Würde zu behaupten wüß-

ten, als der Glarnische Landvogt ihr dießmals Ehre machte. Es gab auch Zeiten, wo laut den Geschichtbüchern, ein Landgericht in Baden die ganze Eidgenoßschaft erschütterte, wenn ganze Cantons sich für oder wieder einen Malefikanten partheyten.

Ein kleines Mäurgen faßt unfern der Residenz des Landvogts zu Baden den Gerichtsplatz ein; unwürdig des wichtigen Auftritts ist die Anstalt, und gleicht nicht jener andren Einrichtung, die in der Grafschaft der freyen Aemter unfern Bremgarten, das Landgericht derselben schauerlich erhebt. Schwarzbemahlte Bänke sind für die Blutrichter hier, und ein mit schwarzem Tuch behängter Tisch für den Landvogt und seine zween Räthe, den Landschreiber und Vogt zu Baden hingepflanzt. Dem Landvogt wird bey seiner Ankunft das Schwerdt in samtner Scheid vorgetragen, und hernach entblößt in die Hand gegeben. Die Richter selbst trugen, jeder über seinen gewohnten Kittel, und weite Pluderhosen, oder die bürgerliche Tracht der kleinen Städte die rothen Mäntel der Grafschaft, oder schwarze, und sezten sich nach dem Rang ihrer Städte und Aemter. In der Nähe des Landgerichts endigt sich der Lägerberg in Abstuffungen roher Felßschichten, oder in Weiden und Baumgärten, bis zu der Matte, an deren Eingang der Platz ist. An diesen Höhen hieng eine unzählige Menge von Menschen, die Bäume selbst waren mit Menschen garnirt, und aus allen Altern und Geschlechtern war ein Gedränge von Zuschauern, die der Verurtheilung des Elenden mit gedoppeltem Intresse, dem allgemeinen, das jede Hinrichtung und das Landgericht für den Pöbel hat, und dem besondern, das Vaterland an dem Mordbrenner gerochen zu sehen, beywoh-

ten. Unter vielen Vorfragen, und nach einer angemeßnen pathetischen Rede des Landvogts ward das Gericht gebannt, d. i. für gültig und unwiderruflich erklährt. Aus dem Mittel der Richter wurde ein Kläger, im Namen der gekränkten Grafschaft, und ein Fürsprech für den Delinquent gewählt. Männer von Beredsamkeit und überlegenem Einfluß wären in diesen Stellen nicht unbedeutend; so aber wars pure Ceremonie! Auch empörten die vielen Abbitten, welche Kläger und Fürsprech vorausgehen ließen, eh sie ihre Geschäfte antraten: und die Vorberathschlagungen mit ausgewählten Richtern, welche gewiß ehmals ihre besondre Kraft und Bedeutung hatten. Der Delinquent selbst saß in einer Ecke des Platzes, nahe genug um jeden Umstand zu sehen, jedes Wort zuhören: allein lebhaft, und andächtig von den begleitenden Vätern Capuzinern mit andren Betrachtungen unterhalten. Der Kläger wurde endlich um die Straffe angefragt, der, nachdem er zuerst mit dem ganzen Gericht Rath gehalten, nicht als seine Privatmeynuug, sondern als die dem Land schuldige Genugthuung im Namen des ganzen Landgerichts dürr und unverhollen, auf das leb ndige Verbrennen des Elenden auf einem Rost anrieth. Der Fürsprech selbst stimmte als Richter zu; so wie jeder andre, Mann für Mann gefragt, eben dahin sich äusserte. Dann trat er für den Landvogt hin, und bat als Fürsprech des Mordbrenners, freylich ohne Rührung und Würde, um Mitleid mit der Jugend, und Nachsicht mit der aus plötzlicher Leidenschaft geschehenen That, die, nach dem Wunsch des Mordbrenners selbst, nur Ein Hauß gelten sollen. Rührend und mit den wenigen Worten, so viel Gewüssen und Amt gestatten, wurde die Milderung allgemein versprochen.

Die Urtheile scheinen würklich oft eingerichtet, um durch Härte den Gekränkten und Roheren, und die vom Landvogt zu erwerbende Begnadigung den sanftern Seelen zu gefallen, und daß diesem die Wollust edler Gemüther, zu begnadigen, zu Theil werden könne. Nach einer kurzen geheimen Konferenz mit seinen Staatsräthen wurde das Todesurtheil niedergeschrieben, und in Enthauptung verwandelt, doch daß der Kopf auf den Galgen genagelt, der Leichnam zu Asche verbrannt werde. Noch sprachen die Richter der Landsobrigkeit das Vermögen des Missethäters, und jedem freflen Wideräferer dieselbe Straffe mit dem Mordbrenner zu. Mit überraschender Eile wurde das Urtheil, sehr nahe dem Gerichtsplatz in derselben Stunde vollzogen. Der Vogt der Stadt Baden exequirte als Reichsvogt. Erblaßt, mit verwirrtem Angesicht, zitternd wurde der Arme weggebracht. Wenige Missethäter mögen unter so wenigen Thränen hingerichtet worden seyn; jeden dünkte diese Straffe die Gelindeste, die unter den Umständen möglich wäre; desto mehr, da ein Jahr vorher eine raachesüchtige Frau, die ein Haus mordbrennerisch angesteckt hatte, ungefehr gleiche Straffe gelitten. Die Kosten von mehrern hundert Gulden, die ein Landgericht kostet, müßen die verschiednen Aemter bezahlen. —

Während dem Erzählen hatte man eine Strecke Wegs gegen dem alten Städtgen Klingnau an der Aare gemacht. Endlich trafen wir auf einen Fußsteig, den wir bereuten genommen zu haben, denn so lang er uns längst der Aare hinführte, in der Mitte einer kiesigten, lokren, vom Strohm bald unterminirten, bald angefreßnen Wand eines hohen Bordes, wo Wurzlen und Gesträuch schlechte Schutzwehren gegen den tiefen, wilden Strohm waren,

graute dem Aufseher, und schlug mit Angst sein Herz, bis die muntern Kinder defiliert hatten. Jetzt eröfnete sich ein anmuthiger Halbzirkel einer wasserrechten Ebne, nordwerts von einem halben Duzend hoher Hügel und Berge eingeschlossen; in dem Klingnau und groß Dettingen liegen. Gegenüber eine weite Aussicht über Berge und Thäler; Ebnen und mancherley Wohnplätze im Berngebieth und Frickthal. Man eilte, in Klingnau den frühen Hunger mit Milchbroken zu besänftigen.

Das Städtgen Klingnau, unter der Hoheit der drey die Grafschaft Baden regierenden Cantons, steht mit mancherley alten Freyheiten unter dem Bischof-constanzischen Obervogt, der innert den Mauren wohnt, und hat einen St. Bläsischen Prior in der Nähe. Beyde Wohnungen machen weit das schönste und vornehmste im Fach der Gebäude zu Klingnau aus. Unfern liegt das Kloster Sionen, das von den Eidgenossen mit dem Priorat vereinigt worden. Alles übrige ist äusserst mittelmässig. Die Kirche liegt in der Mitte, um sie her ist ein geräumiger Platz, die einzige Gasse des Städtgen, denn alle Häuser stehen mit der einen Seite an, oder ruhen auf der Ringmaur. Indessen sind alle, wenigstens die Vorderseite von Stein gebaut. Ein kleiner Rath von sechs, in wichtigern Fällen ein grosser Rath von zehn Personen besorgt in dem bey der Kirche stehenden Rathhaus die Polizey. Ein Vogt, den der Landvogt zu Baden setzt, hat das Recht, in wichtigen Fällen der Rathsversammlung beyzuwohnen. Die Kirchgemeinde begreift auch andre Dorfschaften. Der Constanzische Obervogt hat ausser dem Städtgen den größten Theil seiner Gerichtsbarkeit, und ist gewöhnlich ein Schweizer aus einem der Cathol. Can-

tons. Keine Spur von Fabricken oder Handel, so bequem die Lage ist. Bauren, Handwerker, Schiffer machen die Bürgerschaft aus. Der Reichthum gemeiner Güter in Holz und Weid, in Hanf- und Gartenfeldern, womit auch der ärmste ausgesteurt zu werden pflegt, macht nebst der väterlichen Gewohnheit, daß jede Verbesserung durch Industrie ferne bleibt. Doch hat man, das schönste Stück Gemeingut gegen den Strohm zu retten, einen Damm aufzuwerfen angefangen; und das Stück Land selbst mit einem anmuthigen Gemisch von Garten, Feld und Baumfrüchten bepflanzt. — Wer Geistescultur, und ausgebreitete Würksamkeit nicht unter die Glückseligkeit des Lebens zählt, möchte oft die Bürger von manchen Baurenstädtgen um ihre stolze Ruhe, und hundert wirthschaftliche Vortheile beneiden; so wie sie wirklich vom noch niedrigern Landmann beneidet werden.

Nun galts das enge, romantische Thälgen, wo allein in der Schweiz die noch übrige Judencolonie sich noch in ein paar Dörfgen, ihres Aufenthalts ungewiß, aufhält. Das Thal von Dägerfeld, Endingen, Lengnau und Aehrendigen, Dörfer, von denen die zwey leztern ein besonders Amt ausmachen, die erstren zum Siggamt gerechnet sind, lieget durch den Hartenstein von der Limmat, und eine Reyhe kleiner Berge vom Rhein gesöndert. Die Surb, ein kleiner Bach aus dem Zürcherischen Wehnthal macht den Seegen des Thals aus, indem es viele hundert Mannwerk Matten bewässert, die den Feldbau, der daneben durchgehends an allen sanften Abhängen der rohen Hügel betrieben wird, und den Rebbau, der oben und unten im Thal beträchtlich ist, befördern. Bey seinem Ausgang füllt er die Breite des Thälgens, denn da ist

von beyden Seiten das Gebürg gleichsam nur durch den Bach von einander gerissen. Bisweilen zörnt das Bächgen, und wird zum wütenden Strohm durch lange Regengüsse in den beyden Thälern, durch die er fließt, und reißt Bergwände ein, und überschwemmt Matten und Felder, gewöhnlich aber schmiegt es sich im kleinen Bett, fließt unschädlich unter Brücken und Stegen weg, treibt einiche Müllen, nun ergießt sich unmittelbar bey seinem Ausgang aus dem Thal in die Aare.

Mitten auf dem Weg zwischen Dettingen an der Aare und dem Dorf Dägerfeld trauren von einer steilen Höhe des Bergs rechter Hand, die Trümmer des ehemaligen Schlosses Conrads von Dägerfeld, der auch mördrische Hände an Kaiser Albrecht 1308. auf der Ebne zu Windisch gelegt hatte; und von dessen Schicksalen selbst die Legende der Mordgeschichte keine Spur zu nennen wußte, der Hügel ist von drey Seiten abgeschnitten. Noch steht die Helfte des viereckten Thurms aus dem wilden Gebüsch hervor, und beherrscht traurig das liebliche Geländ, und ruht auf Sandhügeln, derer Wände die Surb allmählich abspült, daher die horizontalen Lagen derselben sehr auffallend zu Tage liegen. Alle Viertelstunden krümmt sich das Thal um eine Ecke eines hervorspringenden Hügels, oder windet sich, wie an einer Schnur, am Cristallnen Bach hinan. Ueberall sind blühende Matten in der Mitte, die rechts liegenden Hügel sind mit Holz und Gebüsch oder Weiden, die an der linken Seite häuffig mit Reben bewachsen. Kleine Thälerchen gehen Süd und Nordwerts in die Busen der Berge.

Einsam wandernd kamen wir zuerst ins gröstentheils reformirte Pfarrort und Dorf Dägerfeld. Denn Katholi-

ken, Juden und Reformirte füllen zu ungleichen Theilen die anmuthige Tiefe des Thals. Die Leuthe sind meistens Bauren, spinnen hie und da etwas Baumwolle, und machen sich mit den Zurzachermessen als Taglöhner, und durch Austausch von Prodnckten, etwa auch Liehen einicher Mobilien viel zu schaffen. In Dägerfeld sind mehr Reformirte: eben so in Unter Endingen. Ober Endingen hat mehr Katholische; und die beyden Lengnau, nebst den Juden, nur Katholische; hingegen besuchen die Reformirten Lehenleuthe eines Zürcherischen Hofes im Loo die Kirche zu Lengnau. Endigen und Lengnau haben zugleich Synagogen. Eben so hat Baldingen fünf in das Thal Kirchgenössige Reformirte Haußhaltungen, und mehrere Catholische.

25.

Die Synagoge.

Wir giengen also, den Hut fest in die Stirn gedrückt, in die Synagoge. Der artigen Form des Gebäudes, und den besondren Erwartungen von den Anstalten eines fremden Gottesdiensts entsprach das innre nicht. Der Vorhof, der ekelhaften Armuth bestimmt, schien kaum des Namens werth; allein auch die Armen besuchen hier die Synagogen selbst. Der abgesönderte Raum für die Frauen schien so düster. Das Ganze trägt das Gepräge der Simplizität, des Unvermögens, und des Charakters der Judencolonie. Der Schrank der heiligen Bücher, der Vorhang desselben, die Treppe, das Pult des Vorlesers, die Leuchter ziehen das Auge weder durch Schönheit noch besondre Reinlichkeit auf sich — die Pulte der Juden

standen ohne Symmetrie herum; und die beschmutzten Biblen gliechen dem unreinlichen Aufzug der Meisten. Düster waren die Mienen der Betenden und Singenden, unter dem wollenen Hauptmantel, der den Kopf zum Theil verhüllte. Das Gebäude, das 1755. an die Stelle der ehmaligen Synagoge, die eher einem Stall gegliechen, gebaut worden, erweckte die Furcht und Eifersucht der Dorfbewohner. Beyden Synagogen steht ein Rabbi vor, der gewöhnlich ein Fremder ist, und ein Gelehrter seyn muß; weil er oft richterlich Fragen zu entscheiden hat, die auf Kenntniß des Gesezes, der Traditionen und Gebräuche sich beziehen. Sein fixes Einkommen ist von wenigen hundert Gulden, allein ungleich grösser sind die zufälligen Vortheile der Würde. Man muß gestehen, die Juden thun vieles für Religion und Erziehung: und wer sich einmal in ihre Ueberzeugungen versezen kann, wird an ihnen manches Gute finden, das man bey ihrem so eigennüzigen Handelsverkehr mit den Christen nicht vermuthete. Den Rabbi *) machte uns eine Anekdote aus dem innersten seines Hauses ehrwürdiger, als sein Habit, und seine Würde. Er hat vor wenigen Jahren seine Tochter, ein gutes Mädchen von dreyzehn Jahren (in diesem Alter sind Knaben und Mädchen unter den Juden vollbürtig) einem reichen aber nichtswürdigen Mann verheurathet, der seine junge Frau bald im stich ließ, um einem liederlichen Leben nachzuhängen. Allein so groß war die Ehrerbietung der Rabbinischen Familie für die Sazungen der Alten, welche den Sabbat betreffen, daß der unwürdige Eidam, wann er die Woche hindurch

*) Der gegenwärtig Rabbi in Nanci ist.

herumgeschwärmt, und im Vertrauen auf die Gewissenhaftigkeit der Familie, nach angegangnem Sabbat nach Hause kam, kein kränkendes Wort anhören, keinen Abschlag erwarten durfte; und dann immer vor Ende des Sabbats sich entfernte. Die verlaßne Tochter des Rabbi gerieth in tiefe Melancholie, aber auch so noch schloß man weder die Thüre vor ihrem Gatten, noch machte man ihm Vorwürfe, bis sich endlich die Familie nach Nanci begab. — Die Kinder werden von 4. und mehrern Schulmeistern Unterrichtet, die in dieser Eigenschaft, obgleich sie Fremde sind, den Schutz der Cantone geniessen, von drey und mehr Familien gedungen werden, Wochen oder Monatweise den Tisch derselben, und von jeder einiche Thaler Besoldung geniessen. Es war uns aber auch auffallend, wie kleine Knaben mit Fertigkeit Hebräisch zu schreiben und zu lesen, und von Gesezen und Gebräuchen zu sprechen wußten. Ein Rafinement ists wol, die Geseze nach ihrem Sinn zu übertretten, indem sie die Worte beobachten, wenn christliche Mägde in den Häusern am Sabbath die Speisen bereiten, welche die Juden, von eigner Hand bereitet, nicht essen durften. Und Christen zu Dienstbothen zu haben; auch das ist für den Jud ein süsser Gedanke.

Der Jude hat noch manches, das am Christen geschäzt werden würde, und manche Gebrechen dürfte seine gedrückte Lage entschuldigen. Ihre Almosen, ihre Betriebsamkeit, ihre unbegreifliche Genügsamkeit, ihre zuvorkommende Höflichkeit gegen Fremde, die ihnen die Ehre anthun, sie als Menschen zu behandlen, die Duldung des Spotts, und der unverschämtesten Verhöhnung vom rohen Volk, die Gleichgültigkeit gegen den bittren Haß

der Dorfgenossen, ihre Genauheit in Beobachtung ihrer Feyerlichkeiten und Geseze, das sind allgemeine, und nicht ganz verächtliche Vorzüge, was auch immer Furcht und Zwang, Schlauheit und Aberglaube für Antheil daran haben mag. Sie retten das arme Völkgen vor Bannisement und gänzlichem Verderben.

Sie sind meistens arm; und so sehr sie jede genaue Untersuchung scheuen, und einander in allweg deken und unterstützen: so verräth ihr häußliches Leben, und die armseligen Künste und der Broderwerb der meisten von ihnen, ihre drückende Lage. Auf einer der letzten Zurzacher Messen, wo die Juden nach verhältniß ihres Handels Steur geben, zollten nur eilf Juden als Handelsmänner, zween und zwanzig als Kleinkrämer, und vier und siebenzig als Knechte und Jungens. Indessen fallen auch die Armen dem Staat und der Grafschaft nicht sichtbar zur Last. Dreymalige wöchentliche Allmosen, Dienste, und Aufträge von Reichern, Mäcklerey im allergeringsten Sinn des Worts schleppen auch die ärmsten Familien durch. Ihr drükendes Schicksal selbst hält sie beysammen; sie helfen einander Steuren abtragen, und verdienstlose ernähren, denn für sie ist die Quelle der christlichen Milde verschlossen, und für die Steuren muß das ganze Völkgen bürgen. Ein armer Junge von feinem Kopf, macht sich indessen nicht selten durch eine reiche Heurath sein Glück. Auch bey den Reichen, derer Kasten und Koffern mit dem Luxus ehmals reicher Christen aus der Nachbarschaft gefüllt sind, den sie an sich gebracht, findet man wenig in die Augen fallende Pracht, weder in Häusern, noch in Kleidern, und auf der Tafel. Es wäre denn, daß sie bey Feyerlichkeiten und vornehmen Besuchen

den Gästen Ehre machen wollen. Unglåublich aber wissen die ärmern sich einzuschränken, und, die Taschen mit Obst gefüllt, reißt oft ein Knecht zwey und drey Tagreisen durch christliche Länder, nach Hohenembs oder tief in Schwaben, ohne einen Brodsam von Christen anzunehmen. Das mag zum Theil aus Politick geschehn: so wie die Duldung des Schimpfs über alle Zeichen ihres Judenthums, worüber sie die Baurenjungen neken; obgleich eigentliche Scheltuugen scharf von dem Magistrat geahndet werden.

Unter solchen Gesprächen setzten wir den Weg nach der andren Synagoge, und dem Kirchhof der Juden beyder Dorfschaften fort. Wir hatten uns tief die Idee derselben eingedrückt, denn es ist nicht nur die mehr städtische Kleidung, die von der Antiquen der übrigen Dorfbewohner so sehr absticht, oder Bart und Dialekt, oder die sichtbare Bereitwilligkeit zu schachern, welche den Jud kenntlich macht. Die Facon des feinern Gesichts, und der Ausdruck von Schlauheit und Betriebsamkeit, welche die Augen und Geberden verrathen, der ganze Cörperbau sticht gemeiniglich von dem schwehrfälligen, ehrlichen und simplen Aussehn des Bauers sehr ab. Eben so auffallend sind ihre Wohnungen; die zwar nicht überall beysammen stehn. Ihre Gebäude nehmen sich durch die besondre Einrichtung aus, daß sie keine Beziehung auf den Feldbau hat, den sie nicht treiben, und durch festern Bau. Weit die mehrern bewohnen indessen christliche Häuser für die Miethe, desto mehr, da sie verpflichtet sind, bey Verheurathung eigne Gemächer zu beziehen, und kein Jud mit einem Christ unter demselben Dach wohnen darf. Schon die blaue Farbe, womit das Holz-

werk ihrer Häuser bemahlt ist, unterscheidet die jüdischen Häuser von den Strohhütten der Bauren. Vor denselben sind kleine Gemüßgärten, der einzige Antheil an der weiten Erde, der der Colonie vergönnt ist. Hier pflanzen sie einige schlechte Gemüße, und feyren ihr Lauberhüttenfest, wozu ihnen die Christen Laubwerk liefern. Der Aufzug des armen Juden ist schlecht. Man hat zwar dem weiblichen Geschlecht ärgerliche Hoffart vorgeworfen *): allein es fand sich, daß die, meistens ausländischen Frauen, ihren häußlichen Kleidervorrath vollends am Leibe verschliessen, und daß die gewohnte Trödlerey mit Kleidern sie oft in die Versuchung setzte, ohne Unkosten zu glänzen: eine verzeihliche Eitelkeit! so daß oft leere Flitter das neidische Aug des gedrückten Bauers blendeten.

Mitten zwischen beyden Juden-Colonien Lengnau und Endingen traffen wir auf den Friedhof, der auf einer kleinen Anhöhe liegt. Auch dieser ist eine neuerliche Gnade der regierenden Cantons **), da sie zuvor ihre Todten am Rhein begruben, der nicht selten dieselben, in ihren friedlichen Wohnungen, beunruhigte. Ein mässiges mit Mauren eingefaßtes Viereck, hat zwey Thüren gegen den beyden Dorfschaften. Nichts zeichnet ihn aus, als stehende Grabsteine mit hebraischen Schriften. Sie sind ungleich an Grösse, und in Reyhen, zu den Häuptern der Todten eingegraben. So erhalten sie das Andenken der Verstorbenen länger; dahingegen die liegenden, wie zum Zertretten unter die Füsse des Zuschauers oder Wanderers hingelegten, Grabschriften ihrem eigentlichen Entzweck entgegen, desto balder verlischen. Einige Grabschriften

*) In einer Klagschrift der Bauersame 1756. **) 1750.

lehren, daß auch hier die Gewohnheit herrscht, die Verstorbenen selbst am Tag des Todes, wo möglich zu begraben: doch, sagte man uns, wird zuvor durch das Waschen mit heissem Wasser jeder noch übrige Funke des Lebens geweckt. Daß auch Reichthum auf einem der Steine unter die edelsten Tugenden der Menschheit, die der vorstorbene besessen, gezählt wurde, frappierte uns: der Umstand schien uns ein würdiger Pendant zu den pralenden Titeln, die etwa anderswo ein, rein aus dem Reichthum entstandnes, Produckt sind.

Wenn man in diesen Revieren einen Menschen auf den Strassen einsam antrift, so ists gewöhnlich ein Jude. Hier ist ihr Canaan! oder ihr Limbus! ihre Zahl in beyden Dörfern ist treflich angewachsen, und übersteigt bey weitem die Vermehrung der Christen; und herumwandren ist ihre Natur, ihr Bedürfniß geworden, da der Bauer in den Kreiß seiner Güter gebannt bleibt. Die Baursame will sich aus ihren Schriften erinnern, daß anfangs nur zehen Haußhaltungen von Juden gewesen, und alle nur zur Miethe. Allein 1634. wohnten schon zwanzig hier; 1702. waren sie bis fünf und dreyssig angewachsen; nach vierzig Jahren fanden sich siebenzig Familien; nur zwölf Jahre später waren sechs und achzig, die in 50. gemietheten und übrigens eignen Häusern sassen; nach vier Jahren zählte man vier darüber; 1776. baten hundert und acht Familien um den Schutz der Cantone; und nun leben wenigstens hundert und zwölf Haußhaltungen, fast alle eines jüdischen Stamms jener ersten Stammväter, die vor zweyhundert Jahren lebten: denn von Zeit zu Zeit haben die Regierungen gegen die Aufnahm von Fremdlingen geeifert. Die blos geduldeten,

nicht geschützten Rabbiner, Schulmeister, Knechte, Mägde sind etwa 50. Köpfe. Endingen hat mehr hebräische Einwohner als Lengnau. Denn 1776. lebten im erstern Dorf 70. Männer, eben so viele Weiber, 115. Söhne, 74. Töchter. Eine schöne Aussicht künftiger Vermehrung der Familien! In Lengnau ind ssen 38. Männer, eben so viele Weiber, 91. Söhne, 57. Töchter, und in beyden 44. fremde Religionsgenossen. Vor 30. Jahren hingegen lebten in Lengnau 51. und in Endingen 45. Familien. Der Seegen Abrahams ruhet noch sichtbar auf seinen entferntesten Enklen! denn sämtlich sind über 600. Köpfe; wenn wir die geringste Vermehrung seit 1776. annehmen. Die frühen Heurathen, die glücklichen Geburten, die Schande Kinderlos zu seyn, die oft müssige Lebensart, und selbst der Druck, vornehmlich die von Armuth veranlaßte Mässigkeit, sind ihr günstig: was auch immer die sorgsame Bauersame, und die Klugheit der Regenten zur Einschränkung der Juden gethan hat! Man wollte die Heurathen durch das Gesetz, eigne Wirthschaft zu führen, erschwehren. Nicht die geringste Erweiterung eines Hauses noch der Aukauf eines neuen ist ohne besondre Bewilligung erlaubt. Kein fremder Jud wird angenohmen. Man dachte schon darauf, von den Kindern selbst eine Zahl nur zu dulden, keine Heurathen zu erlauben, bis der Tod andre getrennt hätte. Allein die Rechte der Menschheit siegten bey den mehrern Cantons, welche laut sagen, daß man das väterliche Herz nicht durch Bannisirung unverschuldeter Kinder kränken, noch Heurathen vom Tod abhänglich machen darf!

19.

Die schweizerischen Juden. Erwerb, Lebensart, Lage.

Die Colonie von 600. Juden, die wir gesehen, übertrift nicht nur an schneller Vermehrung die Landleuthe der Grafschaft, und die Bürger der Städte Baden, Klingnau u. s. w. sondern, den einzigen Punkt der Sicherheit ihres Aufenthalts abgerechnet, an glücklicher Lage, die ärmste Classe der Bauersame, die sie beherrschen.

Ein lautes Gelächter der jungen Reisenden verrieth jetzt die zuversichtliche Ueberzeugung, mit der sie das gerade Gegentheil glaubten, und die Israeliten für die elendesten unter allen Menschen hielten. Allein Gelächter beweißt nichts gegen Gründe. Laßt sehen, wer Recht hat! Zwar sind sie höchlich verachtet, und tragen den unauslöschlichen Haß der Dorfgenossen, und der ganzen Grafschaft. Allein den Sohn Abrahams hebt das Gefühl seiner Abstammung von erlauchten Voreltern, und die Verbindung mit seiner über die ganze Erde zerstreuten Nation über Verachtung der Christen, die er wieder verachtet. Mag er ihr Spott seyn, wenn er nur gewinnt! Jedes unverschuldete Leiden aber, das er als Israelit aussteht, ist ihm Märtyrerthum, wofür im Paradiese reiche Vergeltungen warten. Indessen reden wir von seiner äusseren Lage.

Kein Eid bindet ihn an Pflichten gegen das Vaterland, auch weißt er, daß er keines hat. Kein Gerichtsherr, kein Dorfbeamteter hat ohne höhern Auftrag einiches Recht über die Juden, vielmehr verliehren sie von demselben durch die Juden. Ihr einziger Beherrscher und Beschützer ist der Landvogt zu Baden, im Namen der

löblichen regierenden Orte Zürich, Bern und Glarus; und kleinere politische und moralische Vergehen unter ihnen selbst, so wie die religiosen richtet der Rabbi mit den selbstgewählten Vorgesetzten. Nur was gegen die Landesgesetze streitet, oder worinn der Jud mit Grafschaftsleuthen in Streit kommt, oder Processe mit seinen eignen Glaubensgenossen um Geld führt, entscheidet der christliche Richter, dessen Charakter freylich dem Juden die Rechtspflege mehr oder weniger theuer macht. Ihre Freyheiten sowol als ihre Pflichten sind in den Schutzbriefen bestimmt, die sie alle 16. Jahre von den Schirmorten erhalten, wann die Regierung der Landvögte aller drey Cantons den Kreiß vollendet hat. Seit langen Jahren sind dieselben auf gleichen Fuß eingerichtet; es wäre denn in wenigen einzelnen Punkten, wo die Klagen des gedrückten Landmanns die Hoheit vermochten, der gränzenlosen Schlauheit der Juden Einhalt zu thun, und ihre verderblichen Ränke zu mindern. Sie selbst wünschen übrigens keine Veränderung — denn als es edeldenkende Privaten wagten, und Magistraten ihren Arm anboten, den Versuch zu machen, sie in unschädliche Landbauer oder Handwerker umzuschaffen, und dadurch das Land ihrer verderblichen Mäcklerey zu entreissen; so thaten sie selbst den größten Widerstand. Alle Gewohnheit, religiose Vorurtheile, und Neigung hefteten sie an ihre seit Jahrhunderten geübte Lebensweise. — Ihre Abgaben sind indessen weit geringer als die Lasten, welche die Bauersame trägt, und ihre Lebensart hat ihre Reize.

Sie leisten dem Staat weder Kriegs noch andre Dienste, leben in gegenseitigem Haß mit den Dorfgenossen, und schleichen wie Schmarozerpflanzen oder vergiftendes Unkraut

in allen Winkeln des Landes, ohne daß sie ein Bedürfniß der Hoheit, oder der Privaten, wie ehmals, wären, als jene kein baares Geld auf Zinse, als von Juden bekommen konnten. Zehenden, Grundzinse, Frohnen, Faßnachthüner, u. s. w. sind ihnen unbekannte Plagen. Alle ihre Abgaben sind folgende: den Herren Ehrengesandten der loblichen regierenden Cantons bezahlen sie jedes sechszehnde Jahr für die Erneuerung des Schutzbriefs 400. fl., und dem Oberamt Baden, das denselben ausübt, jährlich etwa 1000. fl. nämlich von jedem Hauß 10. fl. mittlerweile dieser Tribut den ärmsten geschenkt wird. Ihr jährlicher Beytrag an die Patrouille ist 50. fl. und den Gemeinden für den Genuß der von denselben unterhaltenen Brunnen, Wege u. s. w. 45. fl. dem Dorfvorgesetzten, der bey Schlachtung jeden Stücks Vieh gegenwärtig seyn muß, 2. Pf. Fleisch, und dem, der die kleinern Rechnungen unter 100. fl. durchsieht 5. ß. von den grössern Rechnungen 10. ß. Tax. Der verheurathete Jude zollt auf der Brüke zu Baden 1. Batzen, für ein neues Pferd 4. Batzen, für unverheurathete Knaben und Mädchen einen halben Batzen; von im Land gekauften oder verkauften Vieh 1. Batzen; auf der Zurzachermesse der Handelsmann einen halben Thaler, der Kleinkrämer 13. Batzen, der Junge 7. Batzen; ein Zoll, in den sich die lobl. Cantons und der Hochw. Bischof von Constanz als Gerichtsherr von Zurzach theilen. Viele Artikel, die oft noch durch willkührliche Audienzgelder vermehrt werden, dennoch aber in der Summe lange nicht zu vergleichen sind mit den Erwerbs- und persönlichen Steuren des Landmanns, der im Schweiß seines Angesichts den harten Boden baut, und von dessen arbeitseligem Gewinn, der

industriose Jude noch ruhig zehrt. Dabey lebt er, wenn er nur die Gesetze hält, sicher: alle Dorfsrechte gegen Fremde stehen still, alle Gerichtsherren haben keine Macht, wo die Cantons dem Jud ein Privilegium verliehen; z. E. wo in der ganzen Grafschaft ein Jud ein Hauß in Miethe nimmt, kann die Gemeinde ihn nicht vertreiben, die durch das Mehr der Stimmen jeden Fremden abweisen kann, noch der Gerichtsherr, wenn auch sonst dessen blosses Nein dazu hinreichte. Es ist zufällig, daß nur Lengnau und Endingen Juden haben: allein verfolgte und unglückliche rücken gerne nahe an einander, und Synagogen pflegen überall Juden um sich her zu versammlen.

Mäklen und Reisen haben für Menschen, die dessen von Jugend an gewohnt sind, einen durch nichts zu ersezenden Reiz. Davon leben die 600. Juden der Schweiz, und von den wenigen zinstragenden Schulden, die sie besitzen. Ihre Lage könnte für diesen Kleinhandel (denn wenige machen als Banquiers, Juwelierer und Tuchhändler wichtigere Geschäfte) nicht vortheilhafter seyn. Im Kreiß vieler kleinerer und grösserer Städte und Flecken, die Marktfreyheiten besitzen, an den Gränzen der Schweiz, und wenig entfernt von verschiednen kleinen Colonien ihrer Brüder in Schwaben, nur eine kleine Meile von Zurzach, das durch seine zwey sehr besuchte Messen berühmt ist, von woher sie jeden Abend nach Hause gehen, und wo sie Morgens wider gegenwärtig seyn können; wo zugleich wegen Menge der Fremden und der Armuth der Einwohner, ihr Vorrath von Haußgeräthen zur Bedienung der Gäste, einen eignen Gewinn findet, läßt die Unterwerfung unter mehrere Cantons, wovon Bern sich wenig um den Handel, selbst der Haupt-

stadt, bekümmert, (indessen 1787. den Juden allen Handel ins Berngebiet gänzlich verboten hat) und Glarus entfernt ist, Zürich aber als Fabrickstadt selbst der Juden bedarf: und die Einsamkeit selbst in der sie leben, ihrem Handelsgeist desto freyern Spielraum. Die Grafschaft Baden, und der freyen Aemter sind zwar der ihnen eigens und ausschliessend angewiesne Raum; allein in diesen engen Schranken müßte das Land oder die Judenschaft sich gänzlich aufreiben; wenn sie sich nicht im Schwarzenbergischen, im Frikthal, und durch Nachsicht der Beamteten hin und wieder im Thurgäu u. s. w. verbreiten könnten, wo ihnen bald Mitleid, und bald eigennüzige und kurzsichtige Politik aller Erfahrung zu troz die Thore öfnen.

Hier, unter lauter Christen, wüssen sie sich über die übertriebenen Vortheile, die sie nehmen, mit alter Sitte, mit der Noth, und mit religiosen Vorurtheilen zu beruhigen, indem sie Land und Leuthe vollends zu Grund richten helfen. Dabey übt sich ihr Geist, mit Wolgefallen, in allen Künsten der Schlauheit. Der Jud im Kinderjäkgen mit seiner Boete von Schuhwachskuglen, und Zweenbazenstücken, spielt nicht selten den am Pflug graugewordnen Schweyzerbauern. Seine muntre Lebhaftigkeit, und seine überlegene List kommt von der grossen Baurenkenntniß und Geschäftsübung her, die dem Käufer fast gänzlich fehlt. Sein persönlicher und sein Nationalstolz findet sich angenehm befriedigt, so von der Bedrückung der Christen zu leben: die Einschränkungen selbst sind seinem erfindrischen Geist eine Gelegenheit, sich durch immer neue Spekulationen Beschäftigung zu machen; und sein Herumschwärmen zu rechtfertigen.

Ihr

Ihr müßt, meine lieben! die Art des Verkehrs des Juden kennen, um es deutlich einzusehen, wie sie durch tausend Kunstgriffe Land und Leute verderben. Sie handlen entweder mit Häusern und liegenden Gründen; oder mit Geld und Schulden; oder mit Mobilien. In jedem Fall ist ihr Handel, wenn auch für sie selbst nicht gewinnreich, doch wenigstens schädlich dem Mann, der mit ihnen sich einläßt.

Im Handel mit liegenden Gütern glaubte man sie aufs beste in Schranken zu halten; wenn sie keine Gründe, keine Häuser, keine verbriefte Schulden auf keine Weise als Eigenthum behalten, sondern dieselben innert Jahrsfrist wieder verkaufen sollten. Kein Haus also, kein Stück Land, kein Kaufbrief darf für ihre Anleihungen zum Pfand gegeben werden. Und wo sie ihnen als letzten Creditoren zufallen, müßen sie schon dann wieder aufs Wiederverkauffen bedacht seyn, wann sie Häuser und Güter übernehmen, um Schulden der Bauren zu bezahlen, und sich selbst für die noch zuletzt geleihene Summe, schadlos zu halten. Wo also ein armer Landmann mit seinem Credit am Ende ist, wenn er Gelder, so viel immer seine Güter nach den theursten Preisen werth seyn mögen, und mehr entlehnt, und dafür alles unbewegliche verpfändet hat; verhenkt er sich an einen Juden, wie man sagt. Alle einigermassen habliche Bauren haben kein Verkehr mit Juden, und vom Jud entlehnen, ist der Vorbot eines nahen Banquerots. Die Folge ist, daß der Jud sich über seine gänzliche Unsicherheit mit der Grösse der Interessen entschädigt, (man nennt sie Uebernutz) den Bauer mit dem elendesten Vieh, versiehet, es nicht selten tauscht, und gelegentlich den säumenden Schuldner

überrumpelt, um durch den Zug, und Wiederverkauf der Güter, des Viehs, der Mobilien auf ofener Gant, auf irgend eine Weise einen Vortheil zu erhaschen. Unglaublich ists, welche Verwirrung dieser Handel in Haushaltungen, und welchen Schaden er dem Feldbau bringt. Die häufigsten Banquerote, die ihnen viele Käuffe und Verkäufe in die Hände spielen, Zerstücklungen größrer Höfe und Güter sind ihr Vortheil, und Handändrungen ihr Gewinn; wodurch guter Anbau, und beſſrer Ertrag der Güter, und also der reine Gewinn und Genuß des Feldbaues aufs äusserste niedergedrückt wird. Die Verlegenheiten der ärmsten Volksklasse sind ohne Ende, und die Klagen der vielen Elenden, die durch den Juden weggedrückt werden von Weib und Kindern, wenigstens durch ihn selten so glücklich sind, ein Stück Gut, mit Hofnung bestehen zu können, zu erlangen, sind seit Jahrhunderten gehört worden. Von einem Güterbesitzer, dessen Vermögen und Schulden dem Jud, als letzten, und wagendsten Schuldgläubiger in die Hände fallen, verbreitet er sein Nez über viele andre, die von den Gütern des ruinirten an sich gekauft, und damit sich gegen den Jud verschuldet haben. Eben das ist seine Kunst, daher leiht er oft auf Mobilien, die nicht 20. fl. werth sind, hundert, weil ihn die Anliehung zur Uebernahm eines kleinen oder grossen verschuldeten Hofs berechtigt; der ihm ein Jahr und länger Unterpfand wird, bis er alle Güter desselben wieder an Mann gebracht, und sich eine Menge Schuldner gemacht hat. Die Armuth des Volks macht diesen Handel häufig, und jeder Elendeste ist die dem Juden gleichsam angewiesne Beute. Die mißlichsten Güterverhandlungen, die der Jude wagt, werfen ihm über

kurz oder lang einen Gewinn ab, der ihn zu neuen Versuchen aufmuntert. Auch sind die Juden auf diese Weise zu mehreren eigenthümlichen Häusern gekommen, die sie ausgebessert haben, und dann nicht mehr ohne Schaden vertauschen können. Es ist indessen ein seltsames Schauspiel, zu sehen, wie des Juden geschwäzige Zunge eitle Bauren durch den Reiz von Vortheilen einladt; schon Verschuldeten ein lästiges Stuck aufdringt; Verarmten ein anders anhängt, feindselige Nachbarn zum Zug der Güter beredet, Furchtsame durch langen Aufschub der Zahlung entschlossen macht; sich überall Zutritt in Häuser und Güter öfnet; und endlich für unverkaufliche Stücke Fremdlinge, Bettler und schlechte Leute ins Land fördert. Kaum sind in der ganzen Grafschaft Baden, sagte man uns, einige verödete und zerstörte Grundstücke, an die nicht die, mehr wie Sturm und Hagel verheerende, Hand der Juden gegriffen hätte. Indessen stehn mehr als 1000. den Juden gehörige Stücke grossen Viehs, und eine Menge Ziegen, Schaafe u. s. w. in den Ställen der ärmern Bauren. Die Kleinheit, Hagerkeit und das elende Aussehn dieser Thiere ist zum Sprüchwort geworden. Auch bedarf der Bauer, der zum Jud Zuflucht nihmt, wolfeiles und kleines Vieh. Der Jud, der keine Güter besitzt, und daher kein Vieh in Ställen hält, versorgt sein verkäufliches Vieh in christliche Hürden — oder (ein Fall der in Jahren der Theurung sich häufig zuträgt) der Bauer verkauft dem Jud sein eignes Vieh, behält es, und zahlt dem Jud nebst dem gesetzmässigen Zinß von 4. fl. für jedes grosse Stuck, noch etwas Uebernutz. So ist der Jud Herr des Veihs, von dem der Bauer lebt, und hat den Wohlstand desselben in seiner

Gewalt. Aber auch hier ist häufiger Tausch und Verkauf sein Vortheil; und giebts Vorwände genug, den Zinß zu erhöhen, oder den Preiß des Viehs zu vermindern.

Handel mit Schulden, und Anliehungen sind ein anderer Zweig ihres Handels. Allein da sie keine mit liegenden Gründen versicherte Schuldbriefe kaufen, kein geliehenes Geld sich mit solchen versichern lassen dürfen; so sind hohe Intresse und hundert Kunstgriffe eine in ihren Augen nur billige Entschädigung. Den Rentiers benachbarter Städte kaufen sie also halb oder auch ganz gefährliche Anleihungen, und Handschriften ab; Erben vornehmer Eltern streken sie beträchtliche Summen auf bloße Handschrift vor, und säumenden Schuldnern geben sie die Zinse, die sie nach Zürich u. s. w. tragen. Dem Bauer nehmen sie zum Zinß noch was von dürrem Obst, Getraid, oder von Kleidern für die Gefälligkeit ab: den jungen Herren lassen sie die Zinse zum voraus als Capital anschreiben, das er in so fern nie empfangen hat; und um die Schulden markten sie beym Gläubiger, und beym Schuldner, bis von beyden Seiten etwas Gewinn sich zeigt: auch übernimmt der Jude, die Zinse der Bauren für entfernte Creditoren einzusammlen, und auf seinen Risquen zu liefern, das ihm mit einmal Gelegenheiten anbietet, sich in die Angelegenheiten derselben zu mischen. Eine eigne Art von Tyranney, die der christliche Creditor, um seines Vortheils willen dem Jud in die Hände spielt. Indessen ist der Detailhandel, die allgemeine Hilfsquelle der ärmern Juden. Sie kaufen ganze Garderoben verstorbener Christen, manquirte Fabrikwaaren, verbotne Kleinodien und Kleiderstücke; ihre Verbindungen mit den Colonien im nahen Schwaben, ihr ewiger Tauschhandel

u. s. w. versieht sie mit allem, was das Auge des Bauren gelüsten, oder auch der Städter bedürfen mag. Da ist keine Art von natürlichen und künstlichen Bedürfnissen, wo der Jud nicht Rath zu schaffen weiß. Er garniert Neuverlobten Kuche und Kasten. Er kleidet die Armuth in Zwilch, und die Eitelkeit in Bänder und Gold. Marställe füllt er mit Hollsteinern, und zum Pflug liefert er einen blinden Gaul. Auch der kleinste Jung weiß seine überlegene Kenntniß des Bauren gelten zu machen. Es ist selten ein Freuden oder Traueranlaß, wobey er nicht auf eink oder andre Weise intreßirt ist. Der eine schläft auf einem Strohsack, der andre auf weicher Maddraze, die beyde unchristlichen Herren gehören. Tausend nammenlose, Dingelchen sind es, welche die ärmste Zahl der Juden, ihre Kinder und ihre überall herumhusirende Knechte an allen Strassen anbieten, und mit seltener Beredsamkeit einschwazen. Ihr Betrug ist desto häufiger, je geringer er ist, und da er keiner gerichtlichen Klage werth ist, und ohne Aufsicht der Gesetze bleibt. Diese Art von Handel ist desto ausgebreiteter, weil sie größtentheils durch Tausch geschieht, der den Bauer ohne Baarschaft so leicht ankommt, und da die Zahlung an Lebensmitteln, Küchengeräth u. s. w. geschehen kann. Man hat oft Mühe sich von den kleinen Krämern loszuwinden, die stehenden Fusses von der Feder auf dem Hut, bis zur Schuhschnalle herunter ihren Mann schätzen, und überall etwas geschmackvollers, oder glänzenders, oder wolfeilers anzubieten haben, wann der Fremdling Lust zu schachern haben solte.— Im ganzen ists die Armuth, und die, auch den Zehendbesizern, Creditoren, und Magistraten schädliche Verödung des Landes: es ist die klägliche häusliche Lage der

niedrigsten Volksclasse, die dem wagenden Jud, und die Lüsternheit des weiblichen Geschlechts, die Eitelkeit der Jugend, welche den Kleinkrämern unter den Juden, die nöthige Subsistenz verschaffet. Auf Armuth und Lüsternheit der Einwohner vornehmlich gründet sich ihr Glück.

Von hundert kleinen Geschichten, die zu diesen allgemeinen Bemerkungen Anlaß gaben, erwärmten sich die jungen Köpfe unsrer Gesellschaft. Einiche (selbst ein wenig Freunde des Tauschhandels) vermeinten, weil doch der Jud manchem noch ein Jahr Frist verschaffe, bey Weib und Kindern zu leben, der von seinen christlichen Creditoren, verschuldet oder unverschuldet, sonst früher ins Elend verstossen werden würde; weil alles freyer Handel sey, der in jedermanns Willkühr stehe; und die Gesetze die gröbsten Betrügereyen verhüten, oder bestrafen: so seye dem Jud sein Unterhalt zu gönnen. Auch sey der Bauer durch Liederlichkeit oft selbst an seinem Unglück schuld, und klage so dann die Härte des Juden an, den gleiche Noth zwinge unerbittlich zu seyn.

Andre geriethen dabey in die wehmüthige Verlegenheit, die jeden Menschenfreund befällt, wenn es rathlos zwischen zweyen Uebeln steht, und eines wählen muß. Ists recht, sagten sie, einem geringen, verächtlichen Hauffen von 600. Menschen, der dem Staat nichts, wol eine Kleinigkeit den Beamteten, einbringt, der in ewigem, unheilbarem Religionshaß, und Erwerbsstreit mit Dorf und Grafschaftsgenossen lebt, den Wohlstand einer oder zwoer Provinzen von 30000. Köpfen aufzuopfern? aber ists von der andren Seite menschlich, einem armseligen, von Vorurtheil und Aberglauben geblendeten, mit allgemeiner Verachtung gebrandmarkten Völkgen, so schändliche

Fesseln anzulegen, als hie und da der Jud tragen muß? Nur polnischer Despotismus, oder stehende Armeen vermögten, dem schweizerischen Jud eine Veränderung seiner Lebensart aufzudringen; Uebel, welche unser schweizerisches Vaterland nur vom hören sagen kennt.

27.

Lengnau. Aehrendingen. Gypsgruben.

Wir verließen nun Endingen, die Synagoge, den Friedhof, und säumten uns einiche Zeit in Lengnau. Bey der Vergleichung fanden wir die Synagoge zu Endingen anständiger, geräumiger, geschmakvoller gebaut. Und wie uns der Friedhof in einsamer Anhöhe überrascht hatte, wo wir im reizenden Wiesenthal keine Grabstädte suchten, als uns eben die stehenden Grabsteine ins Aug fielen; so schien uns mit seinen mehr aus einander gesetzten Häusern Lengnau mitten in den Frieden des Landmans und seiner Lebensweise zu versezen. Wir erspracheten uns mit ein paar Schulmeistern, die eben zwischen den heiligen Geschäften des Sabbaths auf den Bänken ruhten; und einigen Vorgesetzten, Männern auch von äussrem Ansehn, und ausgezeichnet durch Vermögen. Es hat jetzt nur in Lengnau vier Schulmeister, die sich vor allen durch eine geistvollere Miene auszeichneten. Man hält sie so, daß sie die Stunden, in denen sie nicht unterrichten auf Studien verwenden können. Allein auch sie müssen die unruhige Lage der Nation theilen, und ihren Tisch alle 3—4. Wochen tauschen. Sie betreiben vornemlich die Sprachkenntniß und das Lesen der hebräischen Bibel; allein mit ungleichem Erfolg. Die Weiber haben deutsche

Bibeln mit hebräischen Charakteren, den Knaben hängt etwas mehr an. Einiche lasen in der hebräischen Sprache, und übersetzten mit einicher Fertigkeit. Die Uhr der Kirche schlagt allen drey Confessionen. Der Rabbi solte wechselweise seinen Wohnsitz in Endingen und Lengnau nehmen; man vergönnt ihm aber in Endingen zu bleiben, wenn er des Jahrs einige male Lengnau besucht, und dahin kommt, wenn man ihn verlangt.

Man hat schon die Juden für Leute von ausgezeichnet kurzer Statur ausgegeben. Uns fiel deßwegen ihre männliche Grösse auf. Man hatte schon viel von der Schönheit der Judenweiber gesprochen, wir vermißten sie. Hingegen sahn wir viele verständige Gesichter unter den Weibern, und unter wol 100. Männern nicht ein halb duzend unter dem Maaß, Soldaten zu werden. Bunt und regellos war ihr Anzug. Ihre jüdisch deutsche Sprache redten sie unter sich, sehr verständlich hingegen mit uns. Die innre Einrichtung der Synagoge ist in Lengnau dieselbe mit der zu Endingen. Um sie her liefen einiche Engelskinder von Bildung. Der Vorleser hatte ein weisses Tuch von Atlaß über ein schwarzes Kleid: seine Melodie beym Vorlesen war nicht schlecht, und seine Stimme hell. Nach langem zuhorchen, bis eine Art von Gant, und einiche politische Befehle den Gottesdienst auf eine wenig gottesdienstliche Weise endigten, entfernten wir uns, nicht ohne Mitleid und Wehmuth über das Völkgen, das von geliebten Ahnen, Abraham, Jacob, Joseph u. s. w. abstammte, und eingeschränkt auf einen der äussersten Winkel der Schweiz, so oft nahe daran war, auch aus diesem Nest, wegen seinen landverderblichen

Maximen verstossen zu werden, die es in seinem Fanatismus für einen Theil seiner Religion hält.

Zu Lengnau wie zu Endingen besitzen die Juden einige gut gebaute Häuser mit hohen Feurmauren. An beyden Orten vertheuren sie die nächsten und nothwendigsten Lebensmittel, ohne daß der verkauffende Landmann viel gewinnt. Indessen hörten wir einiche von den letztern sich damit trösten, „Schachern ist ihr Pflug, sie können niemand klemmen, wenn man ihnen hält."

Durch ein immer fortgehendes Wiesenthal kamen wir zu einem kleinem Dörfgen, im Wag, mit einer Gypsmühle, deren im Thal mehrere sind. Von da wandten wir uns zur Anhöhe gegen Aehrendingen. Diese Gemeinde ist im Besitz eines Theils des Lägerbergs, der eine Steinart enthält, die unter dem Namen Gyps den Besitzern, welche Privaten sind, alljährlich ein beträchtliches einträgt; der bereitete Gyps wird als eine Art Dünger auf sonst wenig fruchtbare Aeker gestreut, worauf das Land eine besondre Menge von Klee, den man säet, hervorbringt; die Erfindung ist noch kaum 25. Jahre alt, hat sich aber im Badergebieth, Zürcher und Berngebiet weit herum sehr empfohlen, so daß ein Bezirk, der vor einem Menschenalter nicht 400. fl. an Werth gegolten hätte, nun den Besitzern ein unerschöpflicher Schatz ist: daneben einer Zahl von Gipsmüllern und Taglöhnern Brod verschaft. Wäre der Zugang nicht steil und beschwehrlich, so würde der Vortheil nach viel grösser seyn. Indessen konnten wir uns nicht enthalten, unsre Verwunderung zu äussern, daß in dem Vaterland des Gypses selbst so wenig Gebrauch davon gemacht werde, denn im ganzen Thal sind wenige Kleeäker zu sehen.

Wir vernahmen zur Antwort, daß das fruchtbare Wasser der Surb sie auch dieser geringen Kosten überhebe. Mit unter flüsterte man uns zu, daß der Klee weniger fette Milch, und ein weniger derbes Fleisch gebe, gefährlich zu gebrauchen, und eine einförmige und schlechtere Graßart sey, als ihre gewässerten Wiesen geben. Es schien uns für einen Landesfürsten der Untersuchung höchst würdig, ob die Gypsklee-Aeker eine so gefährliche, Verbesserung der Landwirthschaft seyen, und wie man sagen wollte, sogar einiche Krankheiten des Rindviehs befördern.

An Ort und Stelle am südwestlichen Ende des Lägerbergs. ist der Gypsstein ein Morscher Fels, der zu Tage ausgeht, und mehr und weniger von schlechten Weiden gedeckt, häufig bloß liegt. Der graue mit fremdem Gestein vermischte Theil hat weniger Werth, als der ganz weisse. Der Ort heißt Malzenmatte. Vierzig und mehr Jucharten Land sind als Gypsstein bekannt. Vom Felß getrennt ist der Stein so mürbe, daß er sich leicht an Ort und Stelle in kleine Stücke zerschlagen läßt. Er wird in Tonnen, und mit Brettern an den Seiten bewahrten Wagen häufig weggeführt, und der Privat läßt sich am Ort selbst einen Gulden bezahlen für eine Last, die ein Pferd wegschleppen mag. In simplen, eigens dazu eingerichteten Mühlen, wird der Gyps ganz troken gemahlen, nachdem die grössren Stücke zuvor mit einem eisernen Hammer zu kleinen Broken zerschlagen, und in einer Reibe mit herumlauffendem Stein in noch kleinere Brökgen von der Grösse einer Bohne zerrieben worden. Die gesiebten Stückgen werden zwischen Läuffer und Stein gelegt, und durch einen hölzernen Kanal rinnt der gemahlne

Gyps rein, wie Mehl, und weisser, als Puder hervor. Von dieser bessren Sorte wird das Viertel zu 5. Schilling, vom grauen zu 4 1/2 ß. an der Mülle verkauft. Eine Menge solcher Mühlen liegen im Bezirk von einer Meile, von wo dann die berühmte Nahrung des Klee auf viele Meilen weit gebracht wird. Der Schatz scheint unerschöpflich, und ein vom Felß losgemachtes Stück von 4—6. Cubicfuß giebt einen ansehnlichen Haufen Gyps. Man fand eben dieses fruchtbare Gestein auch in andren Bezirken des Lägerbergs.

Von Aehrendingen führt eine schlechte Strasse, und an der Anhöhe ein anmuthiger Fußpfad zu den kleinern Bädern zu Baden, durch ein Nebenthälgen, das sich vom Wehnthal und Aehrendingerthal, das wir passirt hatten, zwischen dem Lägerberg und Hartenstein gegen Süd öfnet. Die Westseite ist mit Reben bepflanzt, die ohne Bogen geschnitten, nahe am Boden gehalten werden, und einen guten Wein geben. Ostwerts liegen die reichen Weiden des Lägerbergs, und über beyden, bekränzen Wälder die Gipfel beyder Berge. Seltene Wohnungen, zerstreute Weinkelter, unterbrachen nur wenig die Aufmerksamkeit, mit der man einzelne Fragmente aus der Geschichte der schweizerischen Juden anhörte.

28.

Fragmente zur Geschichte der schweizerischen Juden.

Es sind nur kleine Bruchstücke, welche uns die Archive unsrer Staaten, und die Chroniken unsrer Väter hinterlassen haben. Aber was sie uns lehren sind meistens

schauerliche Dinge, bey deren Erwähnung den empfindsamen Menschen ein Entsetzen ergreift, so daß er der Vorsehung mit gerührtem Herzen dankt, die ihn in bessren Zeiten gebohren werden ließ.

Die Römer behandelten bey aller Verachtung, die Juden, die, in den ersten Jahrhunderten nach Christo, unter ihnen lebten, noch mit der meisten Menschlichkeit. Sie dehnten die strengen Maßreglen, mit welchen sie dieselben anfangs zerstreueten, zu Sclaven machten, zum Theil vertilgten, nachher nur auf die schuldigen unter ihnen aus. Unter den Römern genossen die Juden, gewiß auch in unsrem Vaterland (wann es solche gab) alle Religionsfreyheit und bürgerlichen Rechte. Man schützte sie gegen den Religionshaß der Christen. Nur Capitalverbrechen wurden vor römische Richter gezogen, in Streitigkeiten unter sich hatten sie eigne Richter und Gesetze. In ihre Religion, Handel, Gewerbe mischte sich die römische Landeshoheit nicht. Erst unter christlichen Kaisern und durch den Einfluß christlicher Priester bewogen, fieng man sie zu drücken an, und wurden sie endlich zu den nichtswürdigsten Menschen im Staat gerechnet.

Die Franken erbten mit dem Glauben auch den Religionshaß der Römer gegen die Juden, und nahmen mit den übrigen Gesetzen auch die drükenden Verordnungen gegen sie an. Dazu kam ihre Unwissenheit, ihr kriegerischer Geist, und die Abneigung gegen die Gewinnsucht, der fast nur handelnden Juden. Die Geistlichen waren jetzt Gesetzgeber und Geschichtschreiber, wie kann man gute Schicksale der Juden erwarten? oft zwang man sie zum Christenthum. Der fränkische König Clotar II. verbot ihnen 614. gegen die Christen zu processieren. Da-

gobert jagte sie 630. aus seinem Reich, da sie sich nicht bekehren wollten. Sie wurden später als infam und Ketzer behandelt. Die Concilien der Geistlichen waren vornehmlich die Stifter ihres Unglücks. Die Burgunder waren ihnen noch strenger.

Ohne indessen einiche sichere Spur zu finden, wie die Juden zuerst in die Schweiz gekommen, finden wir sie mit einmal von 1200. an, in mehr als zwanzig Städtgen und Orten in der Schweiz verbreitet. Besonders leuchtete der berühmte Judenbrand im XIV. Sekulum in alle Winkel unsers Vaterlands, und machte die Juden allen Chronickschreibern merkwürdig. Die Ursache, warum sie jetzt ein Bedürfniß in allen Städten waren, leuchtet deutlich aus allen ihren Schirmbriefen oder Geleitsscheinen, wie sie heissen, hervor. Die Quelle ihres Glücks und ihres Elends war der damalige Aberglaube. Die Conzilien erkannten, die Bischöfe verordneten, der Klerus predigte, als Religionspflicht, ohne Zinse zu leihen. Acht und Bann stand darauf, wenn jemand Geld auf Wucher lieh, das ist der Schlüssel zur Judengeschichte. Eine trefliche Sittenlehre für vollkommne Menschen, eine höchst verderbliche für solche, wie wir sind, und wie unsre Väter waren. Nicht nur das, die Kaufmannschaft lag noch verachtet in den Händen der Juden, und nur langsam stiegen die Handelstädte, Basel, Zürich, St. Gallen empor, und brauchten baare Gelder. Die Fehden des Adels, der Luxus der Geistlichen, die Bedürfnisse der Klöster brauchten Gelder. Die Künstler arbeiteten für Geld. Sonst verkaufte man grosse Höfe für Grundzinse an Korn, und Abgaben von Hünern, Schweinen, Schafen, Eyern u. s. w. Allein Häuser in Städten wurden

für Geld verkauft. Da aber war niemand, der Gelder lieh', und bald konnte niemand entlehnen. Alles litt unter dem übermenschlichen Tenor der heiligen Priestergesetze; nur der Jud achtete alle Aussprüche der Conzilien, Bischöfe und Priester wenig; und der Italiener, dem der Pabst Privilegien und Indulgenzen darüber ertheilte. — Nun diese beyden Menschengattungen wurden die Banquiers der Könige und Magistraten, des hohen und niedern Adels, der Bischöfe selbst, die sie verdammten, der Kaufleuthe, Künstler, Taglöhner und Bettler. Alle hiessen Cawertschin *), die einen Cawertschinjuden, die andren Lamparter, und waren die einzigen Nebenbuhler im Geldhandel. Die Seltenheit des Geldes, ihre herumstreifende Lebensart, je nach dem der grössre Gewinn sie bald da bald dort hinzog, die Ungewißheit auf Handschriften, Pfänder und Bürgen zu liehen, und andre Umstände mehr, machten ihren unschuldigen Handel zum Verderben des Landes.

Alle Juden standen unter der Oberherrschaft der deutschen Kaiser allein, sie gehörten ihnen mit Leib und Geld, allein die Kaiser gaben Herren, Dörfern, Städten, Privilegien, Juden zu halten, und in seinem Namen zu schützen. Schon das war für die Juden ein zweydeutiger Umstand, denn mit dem Ansehn der Kaiser stieg und fiel auch ihre Sicherheit, ihr Glück und ihre Plage. Wann diese bey einem Fürsten oder einer Stadt den Respeckt verlohren; sein Fall, der sich in den XIII. und

*) Potest dux austriæ in terris suis omnibus tenere judæos et usurarios publicos, quos vulgus vocat Gawertschin. Dipl. Frid. I. 1156.

XIV. Sekulum oft ereignet: so waren die Juden, wo sie waren, herrenlose Leuthe, über die, Magistraten oder Volk eine gräuzenlose Gewalt ausübten, da sie sonst der Reichsvogt in Schutz nahm. Oft schwebte denn ihr Leben auf einer Nadelspitze. So waren sie eins der grossen Einkommen der Kaiser, denen jeder Jud jährlich einen Floren Kopfgeld ins Kammergut zahlte: eben so opferten sie jedem neuen Kaiser einen Floren nach seiner Wahl: wann grosse oder kleine Summen zu entheben nöthig waren, wenn die Kaiser kauften, oder irgend Geld bedurften, so waren die Juden, welche es aufbrachten, und etwa wieder entschädiget wurden. Das Bedürfniß, Juden zu haben, machte, daß Städte sich um Privilegien dazu bewarben: damit fängt beynahe überall die Geschichte der Juden an jedem Ort an, und endigt sich mit ihrem Bannissement oder ihrer Ermordung.

Mit solchen Städten traten denn einzelne Juden in Verträge, die ihre Pflichten, und ihre Rechte enthielten, und in den Schirmbriefen ausgedruckt waren. Mit dieser Juden-Aufnahm trieben die Obrigkeiten ein einträgliches Gewerb. Ein Haußvater zahlte für sich und die seinigen von 10—30. fl. jährliche Steuer dem Magistrat und Gemeindgut. Zürich z. E. hatte nur 1400., eine jährliche Einnahm von 200—300. fl. von einem duzend Juden Familien. Die Jahre des Burgrechts (d. i. des Rechts in der Stadt zu wohnen, zu werben, Schutz und Recht zu geniessen) wurden auf 2. bis höchstens 12. Jahre bestimmt. Einige Mark Silbers wurden zum Eintritt bedungen, und wieder andre zur Lezi beym Abzug des Juden. Er gab mit andren Bürgern seine Haußsteuer alljährlich; gab seinen Antheil an den 25. fl. und mehr

betragenden Tribut für die Synagoge, wofür er nach überdas eine jährliche Summe dem Pabst zu zahlen hatte, zahlte einen halben oder ganzen Gulden für die Erlaubniß einen Todten zu beerdigen u. a. mehr. Zu diesen Tributen kamen noch schimpfliche Bedingnisse, und eine Unsicherheit der Güter, und des Lebens, der keine Magistraten mächtig genug waren zu steuren. Der Jud mußte eine Art Spitzhut, oder einen gelben Cranz von Fäden auf sein Oberkleid genäht zum Unterscheidungszeichen tragen; und ein unzüchtiger, der mit einer Jüdin sich vergangen, wurde, mit einem Judenhütgen auf dem Kopf durch die Strassen gepeitscht. An den Feyrtagen der Charrwoche durfte kein Jud sich auf der Strasse oder am Fenster seines eignen Hauses erbliken lassen; wenn er nicht in schwehre Busse fallen wollte. Fremde Juden durften sie nicht länger, als eine Nacht beherbergen, ohne starke Auflage. Kein Christ durfte mit Juden tanzen, sich baden u. dgl. Beym Eid mußte der Jud auf einer Schweinshaut stehen. Von der Unsicherheit ihres Vermögens, und Lebens ist ihre Geschichte Beweises genug.

Für das alles entschädigte sich der Jud mit dem Gesuch oder Wucher, den er auf seinen geleihenen Geldern machte. Und hier möchte auch dem Menschenfreund, der die Juden unter seine Brüder zählt, das Herz für die Christen bluten, über den Bedingen, die selbst die Obrigkeit genöthigt war, mit den Juden einzugehen. Gesetzmässig durften sie zu Zürich 1354. von 10. Schilling und allen kleinern Summen wöchentlich einen Pfenning Zinß fodern, von einem Pfund Pfennig oder 20. ß. wöchentlich 2. Pf. und das nach altem Herkommen, heißt es, und wie an andren Orten, und Fremden konnten sie nach Belieben

Zin-

Zinse abfodern. Von grossen Summen z. E. 1. March Silber wochentlich 6. Pf. *) Dieser gewöhnliche und ungeheure Zinß (da sie Pfänder im Hauß hatten) verursachte schreckliche Folgen. Fast alles baare Geld wanderte bey diesem Monopolium in die Hände der unersättlichen Juden, denn die Zinse stiegen auf 25. und 50. Prozent. Das Schicksal der Armen lag ganz in ihren Händen, die sie durch den Bann nicht nur um Ehre, sondern auch um die Seligkeit, wie man damals glaubte, bringen konnten; die Reichen wurden um die Möglichkeit gebracht, ihre Gelder gelten zu machen, und viele Bürger ruinirt. Juwelen, Kleider und alle bewegliche Habe flossen allmählich in die Magazine der Juden als Pfand zusammen; womit sie, wenn die Auslösung nicht genau erfolgte, Handel nach den Gesetzen treiben durften. Bald waren die Juden die reichsten Bürger in der Stadt, und hatten vornehmes und gemeines zu Schuldnern. Frauen, Arme, Rathsglieder fühlten oft die Last, einen Jud zum Creditor zu haben. — Die Pfande durften alles, nur nicht Heiligthümmer, Waffen, oder Geraubtes, in Zürich auch keine Arbeitseide seyn. Allein auch da gabs Auskunften, die durch Gesetze gebilligt wurden. Ein Mönch von St. Gallen zerbrach den heiligen Kelch, den der Jud nicht als Pfand annehmen durfte, und bekam Geld darauf. Oder der Jud schwuhr, daß er

*) Den Werth des Geldes lernt man am besten durch Vergleichung des Geldes mit den Dingen, die man damit kaufte. Um 1400 galt eine Juchart Reben nahe um die Stadt etwa 10. fl. eben damals ward die Vestung Manegg mit Zubehörd um 35. fl. verkauft. Bürgermeister Brun kaufte 1349. sein Haus am Wolfbach um 60. fl. das Steinhaus und noch eins daneben galt 1431. 435. Pf.

nicht gewußt, daß das Pfand heilig oder gestohlen war. Auch geraubtes durfte er nur im ofnen Gaden kaufen, und eine Weile zur Schau ausstellen, so galt es für rechtmässig. Im äussersten Fall verlor er nur den Zinß, das Geliehene ward zurück bezahlt. Waffen durft er behalten, aber beym plötzlichen Ueberfall war er schuldig, sie dem Schuldner zum Gebrauch herauszugeben, um sie sogleich wieder zu erhalten.

Es war umsonst, ihnen auf dem Weg des Rechts auszuweichen; die Schirmbriefe versprachen ihnen zu deutlich Recht; es blieb nichts übrig, als die erlangten Rechte nicht zuzufertigen, was auch häufig geschah. Die Juden hingegen mußten sich den Rechten des Staats auch unterziehen, in dem sie lebten. Fürbitten selbst der Obrigkeiten für Arme halfen nicht immer. Die Armen waren eben der Degen, mit dem die Juden mehr als einmal ihr Bannissement zurücktrieben, indem sie viele hundert Familien bey schnellem Abzug ruinieren würden. Dem Volk blieb nichts übrig, sich von der untilgbaren Schuldenlast zu befreyen, als Auflauf und Ermordung der Gläubiger: der Kirche nichts, als mässige Zinse nicht länger unter die Ketzereyen zu sezen, und den Magistraten nichts, als einschränkende Geseze zugeben, und endlich förmliche Bannisierung in gehörigen Terminen zu verhängen. Durch die drey Wege sind die schweizerischen Juden meistens zur Flucht, und der lezte armselige Rest derselben in den Zustand gebracht worden, in welchem wir sie gesehen.

Die ältesten Spuren von Juden liefert Bern, Basel, Biel, Schafhausen. Jene erste Stadt ward 1288. und 1289. zweymal von dem berühmten Kaiser Rudolf und seinem

Sohn Albert der Juden wegen belagert, die auf den Verdacht einer Mordthat hin, theils hingerichtet theils bannisirt wurden. Von Basel beweisen die frühen Besitzungen der Juden, die 20. Häuser und darunter 3. Synagogen schon 1290. besassen; und die Menge von Grabsteinen, die noch übrig sind, den frühen Flor der Juden daselbst. Biel hatte 1300. so viele Juden, daß sie 50. Pf. Pfennige Steuer bezahlten, und in 2. Häusern, die ihnen gehörten, wohnten. Das alte Privilegium der Herzoge von Oesterreich, Juden in allen ihren Ländern zu haben, hat sie früh in Thur- und Aergäu eingeführt, wo sie sich in Zofingen, Winterthur u. s. w. hervor thaten. Die ersten Beweise von der Zürcher-Judenschaft sind von 1329. denn da war unter Bürgschaft der Stadt, Graf Hans von Habspurg vier Zürcher-Juden 750. March Silber schuldig. Niemals aber war, von Basel bis Rheinegg, von Schafhausen bis Bern, den Gränzen der jüdischen Wohnplätze in der Schweiz, (aus den Waldstädten, Luzern ausgenohmen, zeigt sich keine Spur von daselbst wohnenden Juden) ihr Glück von einiger Dauer; nur wenige Jahre, und schon wieder glühte Feuer unter der Asche, die vom Blut der Väter noch dampfte. Allein weit die gräßlichste Szene wurde 1349. mit ihnen gespielt.

Um das Jahr 1349. wütete weit und breit in Helvetien und Deutschland eine fürchterliche Pest, oder vielmehr eine aus mehreren anstekenden Krankheiten vereinigte Seuche. Zu Basel rafte sie 4000. Menschen weg; in Bern wurden oft in einem Tag 60. Leichen zu Grab getragen; das Frauenkloster zu Engelberg starb fast ganz aus: der Athem der Kranken selbst war anstekend, und die damals noch seltenen Aerzte, so wie die Geistlichen,

blieben ferne von ihnen. Kaum konnte man um grosse Bezahlung Todtengräber genug finden. Die religiosen Hilfsmittel waren erschöpft, und selbst neue Versöhnungsmittel, wie die Sekte der Geißler, umsonst erfnnden worden. Da die Pest bis ins dritte Jahr fortdaurte, und die Menschen beynahe verzweifelten, fiel der Verdacht auf die Juden, daß sie durch Vergiftung der Brunnen die Pest verursachet haben. Zofingen, und Bern verbreiteten zuerst das schreckliche Gerücht. In Zürich hatte ein hinter den Juden-Häusern im Wolfbach todgefundnes Kind die Meinung, daß sie es ermordet, nnd an Vergiftung der Brunnen, woher man die Pest leitete, schuld seyen, in den Augen des Pöbels noch mehr bestäthigt. Der Verdacht, daß eine allgemeine Verschwöhrung aller Juden gegen das Leben der Christen die Pest verursacht habe, verbreitete sich von Bern aus in der Schweiz, in Schwaben und den Rhein hinunter, und brachte aller Orten den Pöbel zum Aufruhr gegen die Juden, und die sie schützenden Obrigkeiten. Es war umsonst, daß man demselben die Unmöglichkeit einer solchen Verschwöhrung, ohne daß sie von Juden selbst entdeckt wurde, die Unmöglichkeit einer den Juden gleichschädlichen Brunnen-Vergiftung, und daher entstehenden Pest, und die Unschuld, wo nicht aller, doch weit der meisten Juden, die Pflicht ihnen Recht zu halten, und die Sache regelmässig zu untersuchen, daß ja auch Juden an der Pest sterben, u. dgl. vorstellte. Der Umstand, daß sich die Juden hie und da zu hüten gewußt, und beym Nichtgebrauch der Brunnen nicht so allgemein hingeraft worden, daß ein paar gemarterte Juden die Vergiftung bekennt, daß man zu Zofingen ganze Säcke voll Gift, (man weiß nicht eigentlich was) in einem Brunn

gefunden, war so sehr überzeugend in diesen Zeiten der Finsterniß, daß mit einmal alle Schirmbriefe ihre Kraft, und die Obrigkeiten ihre Gewalt verlohren. Der Pöbel wüthete, und übte Gerechtigkeit, das ist, marterte die Juden, bis sie bekannten, oder nöthigte die Obrigkeiten, auch ohne Bekenntniß sie hinzurichten, oder bannisierte selbst und spielte den Henker, wann die Rechtspflege zu lange daurte, oder wenn man die Juden unschuldig finden wollte. Die Städte warnten einander, wie vor feindlichen Ueberfällen, vor den Juden, und das Exempel eines Raths, einer Stadt diente andren für Untersuchung. Erst hintendrein erinnerte man sich der Verbrechen, oder vergrösserte, oder ersann sie. Allein zween Umstände warens, die den Pöbel eigentlich in Wuth setzten. Der eine der religiose Aberglaube, daß die blosse Duldung der Juden an einem Ort, als Feinde Christi, Sünde, und die Ursache von Landplagen, Ueberschwemmungen, Hunger, Pest, Feuersbrunsten in einem Land sey. Und alle diese Uebel verheerten seit einigen Jahren Deutschland und die Schweiz. Der andre war: das Volk war gegen die Juden verschuldet, und der Tod der Elenden war das einzige Mittel, aller ihrer Plagereyen und seiner Schulden mit einmal los zu werden. Das war das Gift, sagen einige alte Chroniken, welches die Juden mehr als die Christen tödete. Allen Glauben übersteigt die schreckliche Execution. Man marterte die Juden mit kannibalscher Unmenschlichkeit, daß sie nicht nur Vergistnng und Pest, und allgemeine Verschwöhrung hie und da bekannten, sondern auch Gott lästerten, oder sich zu Christen bekannten, oder daß manche lieber sich selbst verbrannten, oder verbrannt zu werden, als eine Gnade der Marter vorzogen. Mit den Waffen in

der Hand nöthigten die Bürger zu Basel den Rath auf der Stelle zu erkennen, die Juden zu verbrennen, und in 200. Jahren keine neuen anzunehmen. Die Juden wurden auf einer Insel des Rheins in ein hölzernes Haus zusammen gesperrt, und verbrannt. Zu Strasburg entsetzten die Bürger den zaudernden Rath, 1800. Juden, selbst kleine Kinder wurden verbrannt, und alle Schulden wett gemacht: alle Handschriften und Pfänder herausgegeben. Was entrann aus den Städten, stachen die Bauren nieder auf der Flucht. Zürich richtete jene Mörder des gefundnen Kinds mit dem Rad, und bannisierte alle Juden auf ewig. Constanz, Winterthur verbrannten ohne weiters alle ihre Juden, Zofingen und Bern hatten sogar die ersten das Beyspiel gegeben. Mehr als dreyhundert Juden, die sich aus dem umliegenden Thurgäu ins Schloß Kyburg geflüchtet hatte, mußte der Herzog von Oesterreich herausgeben, wenn er nicht seine Burg mit verbrandt sehen wollte. St. Gallen verbrannte i. J. 1350. Juden: Müllhausen plünderte zugleich ihre Häuser. Auch Genf, Chillon, Veray richtete seine Juden hin. Zu Eßlingen in Schwaben verbrannten sich die in der Synagoge versammelten Juden selbst, und zündeten so auch die Stadt an. Ein Constanzer Jud verbrannte sich und die Seinigen in seinem Haus, wordurch 40. Häuser in Asche gelegt wurden. Die Ausrottung der Nation schien nahe zu seyn: und die zerstreute grosse Menge der Aufruhren, hielt das Schwert des Kaisers in der Scheide: und die unheilige Erbschaft, (denn was übrig blieb von Judenbesitzungen, sprach der Kaiser an,) versöhnte seine Raache gegen die Mörder seiner Knechte, der Juden. Nur Schafhausen allein schützte standhaft seine Juden gegen die Aufwieglungen

der Pfaffen, und des Pöbels in diesem Jahr der Trübsalen. Die Juden aber zählten alle bey diesem Anlaaß umgekommenen, unter die Märtyrer des Glaubens — wol sollten sie dieselben auch unter die Märtyrer der Habsucht zählen. —

Ein eben so grosses Erstaunen überfallt uns, wenn wir in den Geschichten lesen, daß aller dieser Wuth ungeachtet der Rest der Juden, troz aller Volksschlüsse und Rathserkenntnisse wieder in eben die Städte aufgenohmen worden, die die Väter ausgereutet hatten. Die Kaiser bewilligten alles: der damalige Kaiser Carl IV. z. E. bewilligte in demselben 1349. Jahr, aus dem Vermögen der Juden fürs erste alle Schulden dieser Unglücklichen an die Zürcher zu zahlen, demnach den Zürchern die Schulden an die Juden zu schenken, ferner aus dem Judengut alle zu entschädigen, die etwa um seinetwillen zu schaden gekommen wären, bis auf 300. fl. den einzelnen Bürgern; den Jüdinnen und lebendigen Kindern der hingerichteten das noch übrige zu lassen: und 1352. waren schon wieder Juden in Zürich, 1365. in Basel, und an beyden Orten Bürger. Sie müßten zuerst alle Ansprache an die Städte wegen ihrer Vorfahren aufgeben. Sie mußten nemlich doch irgendwo leben; und lieber unter mächtigen Magistraten, als unter dem Pöbel.

Nichts aber beweiset die beständige Neigung des leztern, die Juden, unter derer Druck je der ärmste am meisten schmachtete, mit Vortheil vom Naken zu laden; und lehrt so deutlich die gewaltthätige und ungerechte Artt jener Verfolgung, als die lange Reyhe der Versuche, die von da an, bis auf den heutigen Tag sie zu entfernen, und immer vom Volk, gemacht worden; und die von Zeit zu

Zeit verschärften Geseze, durch die sie endlich in einen Winkel der Schweiz gebannt worden, und auch da noch so strenge gehalten sind, daß ihnen ihre Bereicherung unmöglich geworden.

Aus einer Reyhe von Schutzbriefen erhellet, daß die Stadt Zürich, wo allmählich der grosse Rath in alle Rechte so wol der Kai er als der Bürgerschaft im Lauf des XIV. und XV. Sekulums eintrat, durch die Zweyhundert, Jahr für Jahr einen oder zween neue Juden zu Bürgern bekam, indessen andre jüdische Familien wieder abtraten, so daß immer etwa 10. bis 20. Juden-Familien, vornehmlich in den beyden Brunngassen, die in den Urkunden dieser Zeit die Judengaß hiessen, aber auch hin und her zerstreut wohnten, ihren Kirchhof vor dem Lindenthor, und ihre Synagog am Wolfbach hatten. Sie kauften und verkauften Häuser, Güter, und liegende Gründe, doch leztres mehr durch Auffalsrechte. In Bern waren die Juden seltener, hingegen trift man sie im Lauf des XV. Sekulums nicht nur in den Städten der nordlichen Schweiz, sondern auch auf dem Land zerstreut an. Basel zahlt 1390. dem Kaiser Wenzel 2000. fl. für ein Privilegium, 14. Jahre lang Juden zu haben: und ihrer waren so viele, daß die Stadt ihnen einen neuen Kirchhof 1394. giebt: so wie Zürich den ihrigen 1384. einen Begräbnißort gegeben hatte, denn die Grabsteine früherer Kirchhöfe hatten beyde Städte zur Bedekung der Ringmauern verwendet, und die Pläze eingehen lassen. Und hinwiederum hatte Basel schon 1385. vermittelst der Baselschen, Augspurgischen und anderer Juden dem Kaiser eine Summe von baaren 40000 fl. zugeschickt. Allein statt von 1. Pf. 2. Pfenning, durften sie nun vom fl. nur 1. Pf. Wochenzinß nehmen. Anstatt des einzig bisher üblichen

Geldliehens wurden sie nun Handelsleuthe, die in alle Begangenschaften, wo sie durften, pfuschten. Und wenn die jährlichen Steuren von 10. auf 30. und 40. fl. jährlich stiegen; so erhielten sie dagegen 1390. in Zürich das Recht, unter sich selbst eine Art niederer Gerichtsbarkeit auszuüben.

Bey alle dem standen sie immer in Gefahr, daß man an ihnen den Judenbrand von 1349. erneuern mochte. Der religiose Haß vereinigte sich mit dem Gefühl der Bedrükung. Unzucht mit Juden ward an Christen als Abfall vom Glauben gedoppelt gestraft. Vermißte man ein Kind, so entstand der Verdacht, die Juden haben es gemordet. Schon 1373. und zweymal in einem Jahr 1391. mußte der Magistrat zu Zürich seine Schutzjuden gegen solche Anklagen retten. Die Stadt Luzern machte schon 1337. ein Gesetz, daß die Juden nicht auf blossen Verdacht eigenmächtig sollen angelaufen werden. Die Kaiser wiederholten die Einschärfung, sie nicht auf blossen Verdacht zu martern, oder auf ungewisse Angabe hinzurichten. Schläghändel mit Juden waren in damaligen Zeiten sehr gemein. Die Vorstellung, sie seyen Feinde der Christen, Christenblut sey ein Bedürfniß für sie zu gewissen Arzneyen und Zeremonien; sie gehen mit Gift um u. dgl. daurten noch gegen die Zeiten der Reformation fort: desto mehr, da von ihnen (dem Vorgeben nach) gemarterte Kinder als Heilige Wunder thaten, und man in Zürich, Bern, Diessenhofen u. s. w. bey ihren Gebeinen nicht ohne Erhörung betete.

Es war 1401. als Schafhausen, Diessenhofen und Winterthur die Szene von 1349. erneuerten. Aus Veranlaßung eines von Juden zu Diessenhofen begangenen

Mords, und wegen erneuerten Verdachts von Brunnenvergiftung, wurden nach den entsetzlichsten Marteren 30. Juden zu Schafhausen verbrannt, die andren verwiesen. Noch auf dem Scheiterhaufen betheurten die Sterbenden ihre Unschuld, und fluchten der Bösewichter von Christen, die sie zu Tode quälten. Andre lästerten Gott vor Verzweiflung und Marter, die Weiber jammerten. — Winterthur verbrannte bald wieder 27. Juden; und zu Zürich entstand von Schafhausen her ein Auflauf. Man war genöthigt, die Gefängnisse mit Juden zu füllen, um sie der Mordsucht des Volks zu entreissen; und sie mit einer Busse von 1500. fl. auf ewig zu verbannen. Allein nicht lange, so nahm man schon 1404. 1412. 1416. wieder andre an, und 1419. Goßlim von Colmar um 60. fl. jährlicher Steuer. Auch Schafhausen hatte 1435. wieder Juden zu Bürgern, so gar hielt ein Jud damals ein Judenschulmeister-Seminarium mit hoher Bewilligung: die übrigen nahmen wieder die alten Wochenzinse von 1. Hlr. für 10. ß., 2. Hlr. für 1. Pf. 3. Hlr. für 1. fl. wochentlich.

Schon 1423. ward in Zürich erkennt, daß, wann die Traktaten ausgehen, kein Jud mehr in Zürich, Stadt und Land, wohnen solle, als Joseph der Arzt. Im folgenden Jahr wurden sie würklich bis auf wenige von Stadt und Land bannisiert. Allein nun scheint selbst das Bannisieren der Juden eine Spekulation geworden zu seyn, denn als schon 1425. der hohe Patron aller Juden, den Zürchern, wol nicht ungesucht, bewilligte, 12. Judenfamilien anzunehmen; so bestimmten Rath und Bürger ungeheure Summen für ihre Annahme. Ihr Geld fand Eingang. Man nahm von neuem Juden an. Allein

auch diese mußten, als die Stadt Ravenspurg auf einen Judenmord hin, der daselbst begangen worden, bat, 1429. ins Gefängniß wandren; wo denn gewöhnlich alle Zinse stille standen, und kamen erst im folgenden Jahr wieder los.

Nach wenigen Jahren fand man die geldliehenden Juden so gefährlich, und ihre Duldung so unchristlich, daß man sie 1436. Gott und unsrer lieben Frauen zu ehren, ewig von Stadt und Land verbannte. Ein Glück für sie, denn den Jammer, den der alte Zürichkrieg von diesem Jahr an mit sich führte, mußten sie nun nicht erleben. Auch Winterthur hatte seit 1401. wenig Juden mehr. Zu dieser Baunisierung gaben die unbegreiflich kühnen Lästerungen einzelner Juden, die sie, mehr oder weniger öffentlich gegen Jesum, und die heilige Maria ausspieen, die Veranlaßung: als wärs eine Glaubenspflicht der Juden, es auch mit Gefahr ihres Lebens zu thun. 1420. ward ein Jud wegen dieses Vergehens aus Zürich bannisiert, und ein andrer sogar nach 1633. enthauptet. Mit welchem Aug mußte indessen der Jud eine Religion ansehen, die solche Barbareyen gegen ihn erlaubte?

Indessen übten auch Kaiser etwa Strafen an Juden aus, die den Schweizern zu statten kamen. Da 1446. Friedrich III. zu Constanz einiche Schweizerjuden ins Gefängniß sezen ließ, gab er selbst Befehl, keine Zinse in der Zeit der Gefangenschaft zu zahlen. Welche Anreizung, die Juden, wo möglich in den Kerker zu befördern!

Nun nahm auch der Aufenthalt der Juden im Thurgäu ein Ende. 1469. mußte der lezte Jud, der im St. Gallischen wucherte, mit Zurücklassung einer Busse von 1000. Ducaten das Land räumen, und über seine

Schuldfoderungen disponirte der Abt. 1491. mußten alle Juden das Thurgäu auf Befehl der Eidgenossen verlassen, weil sie die Armuth des Landes in ihren Vortheil verwandelten. Allein nur allmählich ward man ihrer los. Der immer fortgesetzte Handel und Wandel aber daurte immer fort, und die Landvögte mit dem Oberamt verkauften die Patente noch in diesem Jahrhundert um 40. Thaler ungefehr — Vor 1500. wird der letzten Juden in Zürich erwehnt, und 1491. wurden sie auch von Genf vertrieben, 1543. von Basel, und erst 1637. im Schwedenkrieg von Schafhausen, 1622. aus Appenzell.

Die Reformatoren trugen nicht wenig zu ihrem Untergang in der nordlichen Schweiz bey, als sie in der südlichen schon verbannt waren. Denn dort schlichen sie sich immer wieder ins Thurgäu u. s. w. ein, und selbst ins Zürichgebiet. Die Grafschaft Baden aber war ihr noch einzig übriger privilegierter Zufluchtsort. Der Gedanke, daß der göttliche Fluch immer noch wegen ihres Unglaubens über den späten Enklen walte, deren schuldigern Vätern doch die Ermordung Jesu Christi verzigen war *), daß Wucher die Religion schände u. dgl. verhärtete aller Herzen. Indessen machten die wichtigern Auftritte der Geschichte im XVI. Sekulum, daß von den Juden sehr selten die Rede war. Man setzte sie unter die grossen Haufen der Irrgläubigen, mit denen sie das Schicksal theilten. Das letztverfloßne Jahrhundert war ihnen eben so ungünstig. Einmal wurden sie wegen Aufwechsel besserer Geldsorten aus dem eidgenössischen Bezirk bannisiert (1623.) Aus dem Zürcherischen wurden 1634. veranlaßt durch die

*) Math. XXVII. Act. III.

Lästerungen eines fremden Juden, alle seine Glaubensgenossen wegen ihres Betrugs, Verheelungen des gestolnen u. s. w. mit Schärfe weggewiesen, und man durfte von den Juden vor Rath nur keinen Anzug mehr thun.

Die Grafschaft Baden war nun mit Ausnahm weniger entlegener Orten im Thurgäu, wo Mammern noch am Ende des letzten Sek. 6. Familien hegte, der einzig übrige Ort, wo die Eidgenossen befohlen hatten, Juden aufzunehmen, wenn sie bey einem Bürger eines Dorfs Aufnahm fänden. Umsonst hofte das Land die Gnade zu erhalten, welche man allen andren gemeinen Herrschaften erwiesen hatte. 1641. 1657. 1658. 1678. schützten die hohen Orte die Juden gegen die um ihre Bannisierung bittenden Grafschaftsleuthe, und dabey bliebs bis auf unsre Zeiten. Die Grafschaft Baden, nicht Endingen und Lengnau allein, ist die Herberge der Juden; die übrigen deutschen Provinzen sind der Raum, wo sie ihre Künste spielen, und ihren Handel treiben dörfen. Es war umsonst, daß die Dorfschaften, wo sie sind, 1756. um ihr Bannissement anhielten, und daß ihre Duldung lange und immer zweifelhaft blieb *), sie konnten dennoch sich immer

*) Bis 1658. hofte man, nach dem westphälischen Frieden werden sie in Deutschland ziehen, und duldete sie aus Mitleid, wie andre Verfolgte. 1658. ward wirklich ihre Abschaffung nur für einiche Jahre verschoben, und von 1668. ihr Aufenthalt auf Baden einzig eingeschränkt. Man ignorierte die übrigen thurgäuischen Juden. 1700. waren sie mit gänzlichem Bannissement bedroht, weil die anspachischen Juden einen Unterthan des löbl. Cantons Bern fälschlich eines Mords beklagten. 1712. bekamen die Juden auf Anhalten des Canton Glarus wieder Schutz. 1732.

erhalten. Alles, was die Grafschaft erhielt, sind Einschränkungen der Juden, die indessen sich alle in die beyden Dorfschaften zusammenzogen. Man zog etwa einen Landvogt (1634.) zur Rechenschaft, der neue Juden-Familien ins Land beförderte, die ihn bestochen hatten. Seit 120. Jahren ist ihnen der Besitz liegender Gründe, und selbst als Hypothek verbotten. Seit 1687. das Geldliehen an Unmündige und Bevogtete. Allmählich fielen seit mehrern Jahren das Thurgäu, das Rheinthal, die obern Freyämter als gewohnte und privilegierte Plätze weg, und verkauften die Landvögte das Geleit nur einzelnen Juden. Seit 60. Jahren sind ihre Schreiber abgeschaft, und müssen sie vor christlichen Beamteten Rechnungen und ihre Geldanliehungen machen. Eben so hat jeder Christ zu laufenden nicht verbrieften Schulden, und ihnen zugefallnen Häusern das ewige Zugrecht. Noch müssen sie überall, wo sie etwa zum Handel, oder auch nur zum Durchpaß eingelassen werden, die Schirm- und Geleitszedel eigens bezahlen, oder erhöhete Zölle abstatten. Das Jahr 1792. wird wol ihr Daseyn für 16. andre Jahre verlängeren. —

Die Summe der ganzen Geschichte ist. Die Juden wurden, nachdem sie die Einwohner bis aufs Mark und Leben ausgesogen, hinwiederum, je nach der Rohheit oder Verfeinerung des Zeitalters, von denselben gemartert, geschlachtet, bannisiert, und in jedem Fall ihnen der Raub wieder abgenommen. Dabey war ehmals dem Stätter der Jud, und dem Jud der Stätter ein so unentbehrliches Uebel, daß der Jud über die Asche seiner

---

machten die Dorfgenossen wie 1678. Bewegungen sie vom Hals zu laden.

verbrannten Väter in die Stadt zurückwanderte, die sie hingerichtet hatte; und daß der Städter froh war, seinen Tyrann und Plager gegen alle in der Erbitterung gemachten Schlüsse, und seine Neigung wieder in seine Thore aufzunehmen. Nur heut zu Tage scheint man die Geseze der Duldung etwas besser, leider auf Unkösten der herrlichen Grafschaft, auszuüben!

29.

Der Stein zu Baden.

Niemals ist die Stadt Baden, und niemals sind die Bäder so sehr bevölkert, als nun die Zeit, wo sich der Syndicat, oder die Ehrengesandte der löbl. drey über die Grafschaft regierenden Cantons daselbst aufhalten. Es sind nicht nur sie selbst mit ihrem Gefolge von Advocaten und Dienern, nicht nur die Personen, welche ihre appellirten Processe vor sie ruffen; sondern viele Fremdlinge, welche die auf diese Zeit vermehrten Zerstreuungen und Vergnügen, noch häuffiger die in den heissen Monaten glücklichern Curen herbeylocken. Auch wir logirten uns in einen Gasthof der Stadt ein, und bestiegen erstlich von da aus den schroffen Felsen, das alte Schloß, das den Alten der Stein zu Baden hieß. Ein marmorartiger, an Sonne und Regen seit Jahrhunderten verwitternder Felß, der nur von einer Seite mit dem gleichhoben Martins-Berg zusammenhängt. Mühsam klimmt man von der Seite der Bäder, gewöhnlicher und bequemer von der östlichen Seite den Felß hinan, der wie terassiert, und in den Zwischenräumen mit gutem Rebgewächs angepflanzt ist. Es liegt seit 378. Jahren die Veste, die den Felß krönte, vornem-

lich aber seit 1712. in Ruinen, nach dem der Hügel zu- vor mehr als einmal wieder um etwas befestigt worden war.

Seine Lage zwischen mehrern Hügeln, und eben so viel Thälern, die sich hier endigen, im Mittelpunkt von vier Strassen, die er beherrscht, wo ehmals die Gränze des Aergäu war, machte den Ort von jeher zu einem wichtigen Platz. Keine Festung ist wol in der helvetischen Geschichte so berüchtigt geworden, und doch ist nur die St. Niklaus Cappelle, eine östreichische Stiftung, und die armselige Wohnung des Hochwächters in einem etwelcher Maassen guten Stande. Alles andre traurt weit und breit, als Denkmal, in modernden Trümmern, über die wir nicht ohne Gefahr kletterten. Jener tieffe Einschnitt gegen Mittag scheint ein Rest des Burggrabens, diese heraussteh- henden Ecken scheinen Vorwerke und Thürme gewesen zu seyn. Oestreich hat im XIV. Sekulum diese damals un- besieglichen Vestungswerke gegen die Streifereyen der Zür- cher angelegt, denen das Schloß in einer Entfernung von nur 4. Schweizerstunden ein Dorn im Fleische war. Von keinem andren Burgstall gehn Fragmente von Nachrichten so weit hinan. Die Römer verbrannten die Veste 70. Jahre nach Christi Geburt; sie hieß schon damals, nach Tacitus, sehr alt. Dann finden sich seit dem zehnden Sekulum Grafen von Lenzburg als Besitzer. Erbsweise kam hierauf die Veste in die Hände der Grafen des Thurgäu auf Kyburg: eben so nach diesen an Habspurg und an Oe- sterreich, bis die Eidgenossen 1415. bey der Eroberung des Aergäu das verhaßte Castell den Flammen opferten. Nur zufällig und kurze Zeit war das Schloß mit der Graf- schaft 1244 - 1263. ein Lehen des Bischofs von Straßburg.

Niemals war diese Burg den Eidgenossen, und besonders

den

den Zürchern furchtbarer, als für jene, von 1307, und für diese von 1350. an. Denn ein so mächtiges Haus, als das Herzoglich = Oesterreichische war, und einen so erklärten Feind des helvetischen Bundes in solcher Nähe zu wissen, war im Lauf des ganzen kriegerischen Sekulums auch für die alten Eidgenossen nicht gleichgültig. Dazu kam, daß an beyden Ufern der Limmat die Grafschaft sich bis auf eine kleine Meile gegen Zürich erstreckte; daß die Vogtey Altstätten so viel als in östreichischen Händen lag; daß eine Menge Bürger unter den Eidgenossen, und Zürchern besonders, Dienstmänner von Oesterreich und Baden waren; und badische Soldaten häufig bis an die Stadtmauern von Zürich streiften, das Vieh von den bürgerlichen Weiden trieben, reisende beunruhigten, und so Tag und Nacht die Stadt in Unruhe erhielten, bis 1415. die Lage der Umständen, und das Glück die Eidgenossen begünstigten. Hinwieder hielten die Oestreichischen Fürsten Baden, Stadt und Schloß, für so wenig gesichert, daß sie durch die größten Privilegien, die schönsten Verheissungen, und den Verkauf herzoglicher Einkünfte, Rechte und Vorzüge die Bürger zu Baden, zur Befestigung ihrer Stadt und des Schlosses aufmunterten. Von diesem glänzenden Zeitpunkt der helvetischen Geschichte schreiben sich also diese soliden und antiquen Thürme, die man für unergründlich tief vorgiebt, von ihr die ehmals glänzendere Freyheit der Bader, und der Reichthum ihrer gemeinen Güter größtentheils her.

Dieser für Baden glänzende Zeitraum daurte wenig mehr, als ein Jahrhundert. Da in demselben die Feste, die beständige Residenz der östreichischen Vögte aus gräflichen, freyherrlichen oder ritterlichen Geschlechtern, und

die öftere Residenz der Könige und Fürsten selbst, auch der Sammelplatz von allen den Armeen war, die von Zeit zu Zeit gegen die Helvetier zu Felde zogen, so machte dieß die Periode vor allen ausgezeichnet. Nur die flüchtige Bemerkung der, in Baden bestätigten, Akten lehrt schon, daß die Fürsten sich oft im Schloß geweilet haben. König Rudolf war persönlich da 1271. (eh er erwählt war) und 1291. König Albrecht 1292. (eh er erwählt war) 1298. 1300. und an seinem Todestag selbst. Herzog Leopold, der bey Morgarten besiegt wurde, 1313. 1315. 1318. 1323. König Friederich 1315. Herzog Albrecht 1320. 1333. Herzog Otto 1329. Herzog Leopold, der bey Sempach umkam, 1375. sein Sohn gleichen Namens 1397. 1398. und 1406. Herzog Friedrich 1406. der lezte Besitzer zu Baden. Selbst unter eidgnößischen Händen hatte die Stadt die Ehre König Friedrich aus diesem Hause 1442. mit Nachtquartier zu versehen. Der Aufenthalt, der Durchzug wenigstens der östreichischen Fürsten durch Baden war desto häufiger, seitdem Königsfelden und Brugg gleichsam ein zweyter Hof für dieselben geworden. Oft besuchten die Prinzen ihre Schwester und Muhme, Frau Agnes, die von 1312. bis 1364. in Königsfelden sich aufhielt. Oft begleiteten sie Leichnahme der erlauchten Prinzen und Prinzessinnen dahin. Denn schon die Königin Elisabeth legte in Gegenwart zweyer Prinzen und dreyer Prinzessinnen den ersten Stein zum klösterlichen Denkmal ihres ermordeten Gemahls, und ward selbst 1314. dahin zur Begräbniß geführt. Man fand den Leichnam noch 1770. in Seide gekleidet, und das Todtengeripp um den Schädel verschleyert. Ihm folgte 1326. Leopold, ihr Sohn, und 1327. Heinrich,

des leztern Bruder in die Begräbniß zu Königsfelden. 450. Jahre lang war der Leichnam Leopolds noch ganz geblieben. 1356. ließ Agnes die Leiche ihrer Schwester Elisabeth, einer Herzogin von Lothringen nach Königsfelden bringen; schon vorher ward eine andre Schwester, Gräfin von Oettingen 1329. eben daselbst eingesenkt. 1364. beschloß Agnes selbst die erlauchte Reyhe der Kinder, da schon früher daselbst auch ein Paar Sohnsfrauen, Catharina von Safoy, und Elisabeth von Virneburg beerdigt worden. Vom Schlachtfeld selbst bey Sempach ward der brave Leopold in Sand nach Königsfelden geführt. — Und gerade die umständlichere Erzählung von der lezten Leichbegängniß läßt das Gepränge vermuthen, unter welchem alle diese Leichen beygesezt worden.

Indessen beweiset der Rang und das Ansehn der österreichischen Vögte, in Abwesenheit der Fürsten, den in dieser Periode glänzenden Zustand dieser alten Burg. Manche derselben beherrschten den Thurgäu zugleich, und einiche alle österreichische Besitzungen im Schwabenland. Aus der verwandten Familie von Habspurg Lauffenburg wurden mehrere gewählt, die den Sitz in Baden etwa einem geringern Ritter überließen, und in Lauffenburg residirten. Oft rief man in unruhigen Zeiten einen tapfern Feldherrn dahin. 1312. war Graf Rudolf von Stühlingen Landvogt. 1328. Walter Vasolt. 1329. Gottfried von Bubendorf. 2347. Johan von Frauenfeld. 1353. Herman von Landenberg. 1363. Johann von Sureneck. 1364. Graf Johann von Frohburg. 13?0. Heinrich von Spietz. 1381. Walther von Altenklingen. 1391. Reinhard von Vöhingen. 1392. Reinhard von Stühlingen. 1393. Engelhard von Weinsperg. 1401. Hans von Lupfen, und

1415. der Held Burkhard von Mannsperg. Er wars, der während der Fehde Herzog Friedrichs, des lezten Besitzers von Baden mit der Kirchenversammlung zu Konstanz, nach tapferer Gegenwehr den Eidgenossen die Burg ablieferte, die sie jubelnd abbrannten, als eben Gesandte Kaiser Sigmunds dabey anlangten, Friede zu gebieten. — Doch die Geschichte ist zu bekannt, als daß sie hier wiederholt werden dürfte.

Ruhig moderten die ausgebrannten Mauren dritthalb hundert Jahre lang. Selbst die einheimischen Fehden des XV. Sekulums veranlaßten keine Veränderung. Als aber von 1531. an die frommen Bader aus Vorliebe für die Genossen ihres catholischen Glaubens unter den regierenden Cantons ihnen einseitiger anhiengen, und von ihnen hinwieder thätlich, so wie von einichen Kaisern schriftlich unterstützt und ermuntert wurden: so zog diese Parthey-lichkeit zuerst neue Verbesserungen und später den vollkommensten Ruin der alten Burg nach sich. Da 1656. ein Religionskrieg in Helvetien ausbrach, entnagelte die zu den 5. Catholischen Orten als der Mehrheit sich schlagende Stadt die Brugg, die von Zürich zu ihr führt, nahm Volk von der Grafschaft als Besatzung ein, schnitt auch die übrigen Zugänge durch Graben und Brustwehren ab, befestigte das Schloß selbst, und sezte durch die neue Fortification Zürich in die Nothwendigkeit, seine Truppen nicht anderstwohin verwenden zu können, um dem feindseligen Schloß aufzupassen; und schnitt Zürich die Vereinigung mit seinem einzigen Allirten Bern, ab. Lange wurde die Niderreissung dieser neuen Festung betrieben, bis sie endlich im lezten, unseligen, einheimischen Krieg der Schweizer von 1712. theils während der Belagerung,

theils durch die Capitulation zu stand kam. Seitdem liegt der Stein zu Baden in seinen Ruinen, dem Frieden unter den Cantons ein Opfer, und eine Verminderung der Last, die etwa daher diese Städter zu tragen hatten. Nicht nur das, sondern die mit dem Schloß verbundenen Stadtmauern sind mit schönen Wohnungen bebaut; in den tiefen Stadtgraben blühen Gartengewächse, steinerne Brüggen sichern die Zugänge. Alles verkündigt tiefe Ruhe, und ewigen Frieden. Und die Capelle des heiligen Niklaus, die allein, und billig, als ein Tempel des Friedens ganz, wenn schon wenig geschmückt, sich in die lichte Luft erhebt, wird nur einmal gegen dem Ende jeden Jahrs mit militarischem Pomp besucht.

30.

Das Kloster Wettingen.

Der Bernhardstag lokte auch uns, mit vielen Badgästen, der jährlichen Feyer desselben im Kloster Wettingen beyzuwohnen. Der Redner begann zwar mit einer mittelmäßigen Lobrede auf den Heiligen und Ordensstifter, der, nach unserm Sinne, als ein in seinem Zeitalter sehr grosser Mann, sowol durch Geistesanlagen und unermüdete Thätigkeit, als die größten und allgemeinsten Veränderungen, die er in der Welt stiftete oder beförderte, und besonders als Reformator des tiefgesunkenen Benedictinerordens, gerade dafür am wenigsten Lob erhielt, wofür er es am meisten verdiente. Die strenge Zucht, die er nicht nur in Formalitäten, sondern in den Sitten und ihrer Reinigkeit einführte, wodurch er dem Mönchsleben seine ehmalige Achtung, und mehr verschafte, wurde

mit wenigem berührt. Sie ist in der That ein Punkt, der in unsern Tagen für reichere Klöster nicht leicht berührbar ist. Und der grosse Mann würde sich wundern, seinen Orden jetzt so sehr reformirt zu sehen, als es nach seinem Sinne nicht leicht geschehen sollte. Die von allen Seiten mit Kreuz und Fahnen angerückten Processionen so vieler angehöriger Gemeinden mit Sang und Klang, die Musick, das Gedränge in der Kirche waren Umstände, die uns in dumpfer Gefühllosigkeit gegen die Hauptsache wegen ihrer alljährlichen Wiederkehr liessen. In diesen Umständen fällt es der lebhaften Jugend schwehr, das nöthige Decorum in Worten und Gebehrden beyzubehalten, und dem betenden Volk kein Aergerniß zu geben Auch ist die Kirche etwas düster, und mit gewöhnlichen Zierarten zu sehr überladen, als daß sie die Aufmerksamkeit lange beschäftigen konnte.

Die freye Lage des Klosters, eine kleine halbe Stunde von Baden, auf einer von drey Seiten von der Limmat umflossenen Ecke einer weiten Fläche, hat etwas angenehmes. Nirgends hat der Strom eine reissendere Schnelligkeit, ein gefährlicheres Felsenbet, und schärfere Krümmungen. Ein Schiff, dem man auf der schönen Brügge in seinem Anrücken zusieht, macht durch sein, dem Galopp des Pferdes ähnliches Hüpfen, und die Schnelligkeit des Laufs dem Schauer bange, mit der es zwischen den Fluthen des Stroms daher stürmt, und in einem Nu unter der Brücke wegschwindet. Diese Brücke selbst ist unstreitig das schönste, kunstvollste Gebäude, und das Meisterstuck Grubemanns, dessen Bruder nach gleichen Grundsätzen die berühmtere Schaffhausische Brücke gebaut hatte. Ausser der neuern Kanzley und dem Wirthshaus am

Ufer, die nicht in die Klostermauren eingefaßt sind, sind die übrigen Gebäude ein Gemisch alter und späterer Baukunst, regellos auf dem Abhang und der Fläche selbst, je nach Bedürfniß, von Zeit zu Zeit aufgebaut. Man dachte schon auf einen neuen Klosterbau. Auch die Zimmer haben nichts ausgezeichnetes; und zu alten Einrichtungen gesellen sich einiche neuere Bequemlichkeiten. Eben so sieht man in den verschiedenen Garten mehr für den Vortheil als Liebhabereyen gesorgt. Hingegen empfehlt sich die Brücke dem Auge von aussen, durch den einzigen, kühnen, über den 200. Fuß breiten Strohm gesprengten hölzernen Bogen, an dem der Fußboden der Brücke hängt, in einer Höhe über dem Strom, und mit solchen Landfesten, welche den Durchgang eben so sicher, als sonderbar machen. Noch steht sie in Absicht auf die anstossenden Felder so tief, daß man sich der Brücke nur durch steile besetzte Gassen nähern kann. Diese Lage selbst macht sie, nebst der Bedeckung, dunkel. Sie ist vor zwanzig Jahren anstatt einer fliegenden Brücke gebaut worden, und hat dem Abt eine beträchtliche Summe gekostet. Die Eidgenossen, Schutz- und Schirmherren des Klosters, und Oberherren der Grafschaft bewilligten einiche Jahre lang ein erhöhtes Fahrgeld. Die undankbare Welt glaubte, nachdem die Brücke mehrere Jahre gestanden hatte, der Brüggenzoll dürfte nun abgeschaft werden, und erinnerte sich nicht mehr, daß bey der fliegenden Brücke der Lohn der Ueberfahrt von Menschen und Vieh, wie billig, zu bezahlen war, wo der Prälat nur einen Schiffer und ein Schiff zu halten hatte, und daß er also keine Strafe verdiene, weil er dem Reisenden das Passage so gefahrlos und angenehm gemacht hatte. Das ist

die Würkung der seit dem Bruggenbau durch diesen Bruggenzoll etwas vermehrten Einkünfte des Klosters, und der sonst den Einwohnern ungewöhnlichen Last, auf einer Brücke zu Zollen, da er bey einer Fähre jedem als billig einleuchtete. Befremdender ist es, daß die sogenannte neue Strasse am linken Ufer der Limmat, aus Rücksichten auf alte Privilegien und Privatvortheile, nicht bis Baden fortgesezt, sondern der Reisende genöthigt wird, zwey Brücken, nicht ohne Kosten und Umwege zu passiren, die er alle, bey gerader Strasse, vermieden haben würde. Hat doch der Abt, auch gegen alte Verkommnisse, die Fähre in eine Brücke verwandelt.

Das Kloster selbst ist eines der Angesehensten, nicht nur seines Ordens, sondern unter allen helvetischen Gotteshäusern, man mag auf den Umfang und die Grösse seiner Besitzungen, oder die Immunitäten, die es genießt, oder die Zahl der davon abhängigen Klöster, Kirchen, Herrschaften, und weltlichen so wol als geistlichen Gerichtsbarkeiten sehen. Der Prälat, ein sehr popularer und menschenfreundlicher Mann, und der XLI. in der Zahl der Aebte, schreibt sich per Helvetiam et Alsatiam vicarius generalis, steht 47. Vätern und Brüdern vor, vereinigt 10. Orte unter seine Gerichtsbarkeit *), denen er Baurengerichte ordnet, und von denen er die Appellation für sich und seinen Kanzler vorbehält, hat über sieben

*) Wettingen, Würenlos, Dietiken, Schlieren, Spreitenbach, Oetlikon, Neuenhofen, Kilwangen, Schönenwert und Starentschweil. Siehe den geometrischen Grundriß aller Marken der Gerichtsbarkeit des Gottshauses Wettingen 1693.

Klöster seines Ordens die Aufsicht, und giebt ihnen Beichtväter *), wählt selbst den Pfarrer zu Baden, und vier reformierte Pfarrer im Zürichgebieth **), und läßt durch Conventualen seines Klosters, vier benachbarte Kirchen versehen, welche von Zeit zu Zeit mit dem Kloster vereiniget wurden. In Zürich hält er auf einem weitläufigen Hof einen Bürger als Amtmann, der seine Gefälle in dem Canton besorgt, welche bey ungleich niedrigern Preisen der Lebensmittel sehr hoch angeschlagen wurden. Der Lehen, als Wirthshäuser, Höfe u. s. w. sind besonders in den bis an die Stadtthore von Baden, und den Grat des Lägerbergs sich ausdehnenden Gerichtsherrlichkeiten viele ein Eigenthum des Klosters. Forsten und Waldungen mit Jagdbarkeit, der Limmatstrohm bis über Dietikon in Absicht auf Fischerey, der Katzensee mitten im Zürichgebieth, der schöne Sennhof auf dem Heitersberg dem Kloster gegenüber, mit einer der schönsten Aussichten dieser Gegend, und reicher Jagd, der Erholungsort des Prälaten und ganzen Convents erheben den Abt bey seinen bischöflichen Rechten, unter den nicht souverainen und fürstlichen Aebten des Schweizerlands, nahe an die erste Stuffe. Daher ist das Wappen mit einer Bischofsmütze und einem Stab geschmückt; so wie der Name Marisstella ein Denkmal der Stiftung bleibt. Viele andere schweizerische Bezirke zollen dem Kloster Einkünfte.

*) Feldbach, Frauenthal, Gnadenthal, Kalchrein, Magdenau, Tennikon, Wurmspach. Leu.

**) Höngg, Kloten, Otelfingen, Thalweil—Pfrundbuch: und so den zürcherischen Pfarrer zu Dietikon.

Mitlerweile die Aebte sich von sehr vielen Päbsten und Kaisern ihre Rechtsamen bestätigen und vermehren lassen, und auch kein päbstlicher Legat, seit langem, diese Zistertienser mit Excommunication, vielweniger mit Geldsteuren belegen darf; und vor 1712. 8., nunmehr 3. Cantons die Schutz- und Schirmherren des Klosters ausmachen, doch daß innert dem Klosterschrank kein Richter als der Orden selbst sich einmischen darf; mitlerweile der Abt verus et indubitabilis Rector seiner Pfarreyen ist, und ihm die katholischen Pfarrer resigniren müssen, der Decan mit einem Conventual in den sieben Klöstern visitirt; indessen das Kloster während einem Intendirt bey beschloßnen Thüren Gottesdienst halten darf; in weltlichen Dingen, auf allen seinen Lehen den Ehrschatz und den Fall nihmt; und in seinen Baurengerichten alle mindere Vergehungen bestraffen läßt, die nicht Blut und Wunden, Frevel mit Waffen, Halsverbrechen überhaupt angehen, oder auf der Landstrasse verübt werden, als welche für den Landvogt zu Baden gehören: lebt der Convent der Brüder in sorgenloser Freyheit, und in anständiger Gleichförmigkeit. Zwar hat der Abt unumschränktes Richteramt über dieselben, allein es scheint viel mehr Traulichkeit als Furcht, und eine gelinde Zucht zu herrschen, und etwa selbst ein jovialischer Ton. Er hat allein die grösseren Correctionen der Mönchen und Klosterfrauen in den untergebnen Klöstern, allein er ist mehr geliebt, als gefürchtet. Die Pontifikalia braucht er vornemlich zu Baden; und die Bischofsrechte in strengerem Sinn im Dorfe Wettingen. Der Amman im Dorfgerichte presidirt in seinem Namen, die Appellation geht an ihn, erster Instanz, in zweyter an den Landvogt, in dritter an den Syndicat,

und endlich an die Souverains in den regierenden Cantons. Auch muß sein Kanzler ein Eidgenoß seyn. Ueberall ist, nach vielem Streit, die Regierung zwischen Abt und Landvogt verschiedentlich getheilt. An verschiednen Orten des Gottshauses ist ein Asylum. So wie keine liegende Gründe ferner in die todten Hände des Klosters fallen, so darf hinwieder der Abt, ohne den Convent, keine verkaufen.

Die Einwohner der Klostermauren sind nächst dem Vorsteher etwa 35. Väter, 6. Brüder, die Profeß gethan, und etwa so viele Conversi, um den Kunstausdruck beyzubehalten, nebst zahlreicher Dienerschaft. Bis auf Einen sind alle von Geburt Schweizer, und meistentheils aus den nähern kleinen Städten der deutschen Catholischen Schweiz, Baden, Rapperschweil, Zug, Mellingen, Bremgarten, Olten, und mehr aus dem Gebiet als aus den Hauptstädten Luzern, Solothurn, u. s. w. jetzt meistens Männer von kraftvollem mittlerem Alter, zwischen 30. und 50. Jahren. Weil Nord- und Ostwerts der ganz reformirte Canton Zürich so nahe angränzt, so ist es aus den dem Kloster südwerts liegenden Städten, woher sich das Gottshaus bevölkert. Eine Menge wirthschaftliche Gebäude liegen zerstreut innert den Klostermauren, und beherbergen das zahlreiche Gesind, Handwerker und Angehörige verschiedner Art. Der Abt Peter Schmid, der vor 200. Jahren eine lange Zeit die Würde bekleidete, wird für den Haupterbauer der jezigen Gebäude gehalten. In spätern Zeiten brachte man so viel Geschmack und Bequemlichkeit in einzelne Theile derselben, als möglich. Ob dahin die Einrichtung zu zählen sey, wo in zwo langen Reyhen von Klausuren die ehrw. Väter ihre kurzen

Meditationen in einem einigen Zimmer halten, in dessen Mitte eine Anstalt zur Kurzweil angebracht ist, möchten wir nicht entscheiden. Die Bibliotheck enthält wenig neue Schriften, aber alte seltene Ausgaben, und unter den Handschriften, liegen nicht nur die das Kloster am nächsten angehenden, im Archiv, sondern sind vor hundert Jahren in einem Folioband abgedruckt, und die Exemplare in andere Klöster zerstreut worden. Sehr viele dieser Urkunden finden sich bey Herrgott, Tschudi, in Schmids Geschichte von Uri, wieder. Aus ihnen ist die folgende kurze Geschichte genommen.

Man sucht umsonst nach vielen andern alten Denkmalen, es wären denn einiche Grabsteine, welche die erlauchten Familien der Stifter des Klosters betreffen; und auch bey diesen muß man die oft neuern Inscriptionen von dem übrigen unterscheiden. Dazu kommen einiche alte Gemählde. In der Kirche selbst sieht man das Grabmal des Grafen Rudolf von Habspurg Lauffenburg; wenn aber auf der hintern Seite desselben eine Inscription des 13. monatlichen Aufenthalts des Leichnams des ermordeten Kaisers Albrecht erwähnt, so ist dieselbe sicher von späterm Datum als 1308. oder 1309.: und selbst in der Grabschrift Rudolfs, seines Vaters, deutet das Wort Tigurinis auf eine spätere Zeit der Verfassung, da man im XIII. Jahrhundert, wie heut zu Tage wieder, Turicenses in Zürich kannte. Zwo andere Aufschriften in der Kirche auf die beyden Grafen Hartman von Kyburg, die Erben von Baden und Lenzburg, und die Grafen Hartman und Friedrich von Dillingen, die Blutsfreunde der Kyburger, die in gleiche Gruft gelegt worden, und die Grafen Gottfried und Heinrich, Grafen von Habspurg,

Kyburg, Erben der Kyburger, würden nicht unwichtige Aufschlüsse der Zeit seyn können, wenn sie nicht als von späterm Datum zweifelhaft wären. Im Capitelhaus lag der einfache Grabstein des edlen Stifters, Graf Heinrichs von Rapperschweil, und sein Tod als Conventbruder wird auf das Jahr 1247. gesezt, indessen ein altes Gemählde denselben dem Jahr 1246. zuschreibt, und anzeigt, daß er nach der Stiftung 19. Jahre noch gelebt, und seine Gemahlin auf einer Wallfart ins heilige Land zu Jerusalem verlohren, die daselbst 1230. begraben worden, so daß er des Lebens überdrüssig sich ins Kloster vergraben habe. Manche Vetern liegen ihm zur Seite, sein Oheim, Rudolf von Rapperschweil, und desselben Sohn; Heinrich von Stretlingen seiner Schwester Sohn mit Schild und Helm, und seine Baase Anna von Kyburg. Zerstreut findet man im Kloster die Grabmale einicher anderer Edlen, und erinnert sich dabey nicht ohne Rührung des gutthätigen, und uneigennüzigen Aberglaubens der Stifter und Wohlthäter des Klosters, und der Sitten der Zeit. Eine kurze Geschichte des Klosters täuschte nicht unangenehm die Stunde der Rückkehr nach Baden.

31.

Fragmente zur Geschichte des Klosters Wettingen.

Der Platz, auf welchem das Kloster gebaut worden, gehörte 1227. einem Graf Heinrich zu Dillingen, verwandten der Grafen von Kyburg, die seit 1172. die Grafschaft Baden besassen. Die Stift Schennis, damals reich an Einkünften aus den herumliegenden Grafschaften,

war Besitzerin der Kirche Wettingen: und der Abt von Constanz Oberhirt der Gegend. Alle wetteiferten, die frommen Wünsche Graf Heinrichs von Rapperschweil zu befördern, der als Stifter des Klosters in einem Gemählde in der Kirche figurirte. Der Graf von Dillingen, und die Aebtissin zu Schennis verkauften dem edlen Klosterstifter das Gut, die Gerichtsbarkeit und das Patronatrecht der Kirche Wettingen. Graf Ulrich von Kyburg, begleitet von seinen Ministerialen bestätigte die in seiner Grafschaft Baden gemachten Käufe und Schenkung auf dem Hügel zu Kloten. Der Abt von Salem stiftete nach seinem Orden, der neu, und als eine Wiederbelebung der ältesten Klosterzucht der Benedictiner, unter dem Namen von Zisterz, sich jetzt über die andern erhob, mit Einwilligung des Bischofs, das neue Kloster, und versah es mit einem Abt und Brüdern von daher. Heinrich, der Wandelbare, oder von Wandelberg selbst hatte weniger nicht als 1300. Mark auf die Gründung gewendet, und war einer der ersten Klosterbrüder und Cantor; sein Name kommt in vielen Handlungen mit dem Beysatz frater nobilis vor. Müde von Pilgrimsreisen, die er auf den Sinai, nach Jerusalem, Alexandrien und Constantinopel, nach St. Jago und Rom gemacht, und gerettet aus einem Meersturm durch ein neuerblicktes Gestirn, gelobte er zum Beschluß seiner frommen Unternehmungen diesen Klosterbau, um selbst seine Tage in andächtiger Ruhe darin, in Mönchskleidung zu endigen. So begann 1227. das damals schon berühmte Kloster, das nun Meerstern (Marisstella) vom Stifter benennt wurde. Allein der alte Name des Orts gewann die Oberhand. Nach vielen Jahren, 1247. wurden seine Gebeine

unter den kleinen, mit einer simplen Rose bezeichneten Stein, den wir sahen, gesammelt. Prahlende Grabsteine mit erhobenen Figuren sind von etwas späterem Datum.

Das war die Geburt dieser religiosen Stiftung. Ihre schnelle Bereicherung macht den glänzendesten Theil der frühsten Geschichte aus. Wie in einen Bienenkorb trugen die edlen und reichen Güterbesitzer den Wolgeruch des Lands dahin zusammen. Oft auch glich das Kloster einem wolbestellten Comtoir, wo durch Tausch und Kauf, Darlehen von Geldsummen, und Verträge vortheilhafte Besitzungen gewonnen wurden. Beydes der Geruch der Heiligkeit der Brüder, und die Indüstrie einicher langlebenden Aebte, die Talente und Betriebsamkeit zur Aufnahm der klösterlichen Wirthschaft vereinigten, erhoben es zu grossem Glanz und Reichthum. Lehentrager von Grafen und Freyherren traten bald aus Frömmigkeit, bald für baare Bezahlung ihre Lehngüter mit Vorwissen ihrer Herren ans Kloster ab, und diese aus ähnlichen Gründen bewogen, gaben nicht selten, ihr Lehnrecht oben drein. Sclaven tauschten gerne die unruhige Regierung der kriegerischen Herren an den sanftern Hirtenstab des Gottshauses. Päbste und Kaiser verschwendeten Schutz und Schirmbriefe, Bullen und Immunitäten, die sie einige Zeilen kosteten, und nur Nachbarn und Fremden druckend wurden. Bald vergieng kein Jahr, wo nicht eine Vergabung von liegenden Gründen, Sclaven, Schutz- und Schirmrechten über eine Kirche oder ein Dorf, ein Kauf, oder Tausch u. s. f. den Reichthum des Klosters vermehrten, bis die Cantone demselben Gränzen setzten, mittlerweile Zufälle und Fehden hie und da sie verminderten. Ein Gemählde voll Figuren enthält die vornehm-

sten Gutthäter, meistens Grafen aus den Häusern Kyburg, Habspurg, Oesterreich, Lauffenburg, die zugleich Kastenvögte und Schutzherren des Klosters waren.

Unter die vornehmsten Vergabungen gehört der Wald am Badberg, die Befreyung vom Bruggenzoll zu Baden, das Patronat der Kirche zu Baden, womit Herzog Albert von Oestreich das Kloster für seinen in der Fehde mit Zürich erlittenen Verlust entschädigte, die Besitzungen im Canton Urj, die der Canton seither an sich brachte, der Weinzehenden im Dorf Höngg. Nur aus dem Dörfgen Wettingen kommen dem Kloster nebst vielen eigenthümlichen Besitzungen, und fast bischöflichen Rechten, und einer ausgedehnten Gerichtsbarkeit von 8. Höfen gegen 200. Mütte Getraid, und ein Paar tausend Eyer zu. Die Kirche zu Dietiken war so reich, daß ein Graf von Habspurg sich nicht schämte, Kirchherr zu Dietiken zu seyn. Unter den Käuffen ist der 1259. von den Grafen von Habspurg, um Dietiken, einer der merkwürdigsten, weil er viele Lehen, das Fischerrecht in der halben Länge der Limmat von Zürich bis Baden, Jagdrechte, nebst manchen Höfen und einzelnen Grundstücken, um die Summe von 540. March Silber in die todten Hände des Klosters lieferte. Die ersten Schenkungen in Urj wurden durch Auskäufe der Rechte der Häuser Homburg u. s. w. immer vermehrt, so daß sie 1310. dem Kloster nicht weniger als 400. Pf. Pfennige eintrugen. Die traurige Lage der gräflichen Wirthschaften auf Kyburg und Habspurg, der Freyen von Schönenwerth u. a. m. verschafte dem an Gelde reichen Kloster neue Vortheile. Wie in einer Leihebank kamen die Edlen, von Schulden gedrückt, Gelder zu entlehnen, wobey das Kloster kluge Maaßregeln nahm. Zehen

hen Jahre hatt' es die Nutzniessung der habspurgischen Kammergüter. Dem Freyherrn von Seon kaufte das Kloster die Herrschaft Höngg ab, die es nachher an Zürich abtrat, mit Vorbehalt der Kirche mit dem reichen Zehenden. So schwang sich das Kloster in seinem ersten Jahrhundert empor. Und man muß gestehen, daß die Grafen von Baden aus dem Habspurgischen Stamm es verdienten, daß die Aebte sich so lang als möglich zu diesen ihren Schutzherren hielten, und ihr Schicksal theilten in den Fehden mit den Eidgenossen.

Von dem ersten Schweizer-Bunde litt das Kloster manche tiefe Wunde. Es besaß, wie gesagt, so viele eigenthümliche Güter, Zölle, Gerichtsbarkeiten in Urj, daß es zwey Bauerngerichte besetzte, und Lehenleute in beträchtlicher Menge hielt. Die immer wachsenden Güter, und über dieselben verbreiteten Privilegien, empörten zuerst die Landgemeinde von Urj. Daß nun die Oestreichischen Prinzen, mit denen die Eidgenossen in ofner Fehde lebten, Kastenvögte von Wettingen waren, gab dem von Freyheit erhizten Volke Titel, zuzugeben, daß die Lehnleuthe ihre Zinsen von Jahr zu Jahr verminderten, Amman und hohe Beamtete Lehen ohne Zinse annahmen, und sich darüber hin Geschenke geben liessen, auch bey den zahlreichen Landgemeinden, Gäste in die Lehen des Klosters einquartiert wurden; so daß 1350. kaum der achte Theil der Einkünfte dem Kloster zukam, und dieses sich genöthigt fand, 1359. dem Stand Urj alle seine Ansprüche zu verkauffen.

Um die Hälfte der Kaufsumme von 8448. Rh. Gulden hatte Wettingen die Herrschaft Höngg gekauft. Jetzt entspannen sich die Kriege des Hauses Oesterreich mit Zürich. Sonst lebte Wettingen mit Zürich in Friede,

hatte schon früher in der Stadt ein Haus und einen Speicher, und stand seit 1293. mit derselben im Bürgerrecht. Die Oestreichische Fehde brachte nun auch von dieser Seite das Kloster um die Nutzniessung mancher Güter, und stürzte es in Schulden, die eine streitige Abtwahl noch vermehrte. Die Räubereyen des Partheygängers Coußi im Aergäu erschöpften das Kloster noch mehr. Kaum hatte es sich durch den Verkauf der Herrschaft Höngg an Zürich, und den frühern Frieden seiner Kastenvögte mit den Eidgenossen in etwas erhollt, so sank es während der wenigen Jahre des Sempacherkriegs in einen neuen Abgrund von Schulden. Mit der Eroberung des Aergäu durch die Eidgenossen, trat auch Wettingen unter den Schutz der Eroberer, 1415. und hatte nun die zeitherigen Brandschatzungen nicht mehr zu fürchten.

Von nun an trat das Kloster ins dunkel zurück. Mit dem Anfang des XVI. Sekulums aber bis in die Mitte des XVII. durchlebte es eine Periode, die nur dem Namen nach nicht ein gänzlicher Ruin war.

Unmittelbar vor dem alten Zürichkrieg erhielt Abt Rudolf die Insul, den Stab und Ring: aber das Kloster verarmte während demselben, 1507. verbrann das Kloster, angezündet von einem Mönch, den 1532. die Eidgenossen zum Abt erhoben. Nie war das Kloster unglücklicher, als um die Zeit der Reformation. Man berechnete seine damaligen Schulden, während der glänzendsten Kriege der Eidgenossen, auf die ungeheure Summe von 150000. Gulden, von Seite seiner Kastenvögte. 1528. nahm der Abt Müller von Baden mit allen Conventbrüdern bis auf zwey die reformirte Lehre an. Die Messe war bereits abgeschaft, das Kloster ware durch den

Einfluß der Zürcher in eine Schule verwandelt, als nach der Schlacht bey Cappel die siegenden Cantone die Sache so viel möglich auf den alten Fuß sezten; den einen der standhaft bey seinem Glauben gebliebenen Brüder, unter dem Namen Johann VI. zum Abt einsezten, und dem Reformator Müller ein jährliches Einkommen zum Unterhalt ausmachten. Die tiefe Armuth des Klosters, dem die Landleute Zehenden und Einkünfte zurückbehalten hatten, vermochte nun kaum sechs Brüder zu nähren; der Landvogt zu Baden ward zum Beyständer in der Wirthschaft gemacht; die Eidgenossen wählten mehrmalen selbst die Aebte, 1539. sogar aus einem andern Orden, und liessen sich Rechnung von der Wirthschaft geben. Damals kam es ihnen in die Frage, ob sie das Kloster ganz sekularisiren wollten. 1544. wurde dem Abt erlaubt, bey allmählicher Aufnahm der Wirthschaft den zürcherischen Schafner nicht mehr zu halten, und in die alten Klosterrechte zurück zu tretten, und er endlich 1612. der Pflicht entlassen, den Kastenvögten Rechnung abzulegen. 1593. wurden die wichtigsten der alten Gebäude und der Garten in eine einige Mauer gefaßt, da sonst die Landstraß Garten und Gebäude getrennt hatte. Keiner der neueren Aebte war berühmter, als Nicolaus II. 1676. der sich durch den Ruf von Eifer und Frömmigkeit bis zum Visitator von 21. Klöstern seines Ordens erhob, und sein eignes emporbrachte. Sein Nachfolger ließ die Urkunden des Klosters in einen Band zusammendrucken, (aus denen dieser Entwurf zum Theil gemacht ist) und baute das ehmals berühmte Walterschweilerbad im Canton Zug. 1712. hatte das Kloster 200. Mann Besatzung eingenommen, und gieng mit der Grafschaft unter die Oberherrschaft

von Zürich, Bern und Glarus über, deren Gesandten Abt und Convent huldigten. Es sind kleine Anecdoten, als die Verschönerung der Kirche 1745. und der Bau der Grubenmannschen Brücke, welche mehr den zeitherigen Wolstand des Klosters, als einiche merkwürdige Veränderungen in seiner jezigen Lage verrathen.

32.
Die Stadt Baden.

Die Stadt scheint mehrere Nahrungs- und Hilfsquellen zu haben, als manche andre fabriklose Landstädte, und doch sind so viele Spuren der Armuth. Die warmen Bäder, der Sitz der Regierung, besonders zur Zeit des Syndicats, der starke Paß, die vielen geistlichen und weltlichen Aemter, die grossen Gemeingüter sind Titel und Vorzüge, die es fast unbegreiflich machen, daß eine so kleine Zahl von Bürgern, sich auch bey geringem Fleiß nicht vermittelst derselben reichlich ernähren sollte. Allein das größte Uebel ist, daß beynahe alle diese Vorrechte zu unbehülflichem Müssiggang verleiten, und dardurch zur Armuth. Man bemerkt überall, daß wo solche Vortheile von alten rühmlichen Zeiten her recht im Ueberfluß, und oft mit dem ehrenwerthen Blut der Alten erworben worden sind, die schlimme Nachwelt, dardurch in Unthätigkeit eingewiegt, durch sie allmählich in desto tieferes Elend und in ein, wenig ehrenvolles, Leben versinkt, welches der Fall nicht ist, wo Kunstfleiß herrscht, und Mangel an solchen Erleichterungen jede Kraft der Seele und des Leibs in Anstrengung sezt. Die Schweiz liefert von beyden die auffallendsten Exempel, und lehrt diese uner-

wartete Wärkung der allzu grossen Zärtlichkeit der Väter für die noch ungebornen Enkel, ihnen diese Quellen zu öfnen und reichlich fliessen zu machen. Mehr als 20. im Sommer mit Gastung gefüllte Gasthöfe in und ausser der Stadt sind den Bürgern zugesichert; kein Haus der Stadt darf anderst als an einen Mitbürger, und wärs noch so sehr unter dem Werth verkauft werden, daher wolfeile Hausmiethen, und daß kein fremder Einsäß den Bürgern ihren Erwerb verkümmern kann. So viele Becker, Fleischer, Fischer, Hafner, Barbierer, Krämer, Kutscher erwerben sich Geld von den Fremdlingen. Der hochl. Syndicat, der sich immer zwey bis drey Wochen hier aufhält, welches eine Comödie für die Menge sich einfindender Gäste und Zuschauer zur Folge hat, die Processe u. dgl. sind eine reiche Quelle von Gewinn für die kleine Zahl derer, die sie benutzen. Baden ist eine der bekanntesten Stationen für Leute, die aus Deutschland über Schaffhausen und Zürich in die südliche Schweiz reisen, oder nach Basel, und hat auch dardurch Gelegenheit zu einichem Gewinn. Der vielen Waldungen und Weiden nicht zu erwähnen, welche die Hauswirthschaft erleichtern, noch der Chorherren-Stift, der Kirchen-Aemter, der politischen Stellen, welche mehr und weniger ihren Mann ernähren. Schon der geringe Preiß der Güter verrieth den Verfall der Cultur des Bodens, und den Mangel an baarem Gelde. Der reiche Spittal ist die letzte, aber nicht ungewöhnliche Hofnung des Verarmten. Die Unthätigkeit und Unbehülflichkeit der Aermern ist so groß, daß selbst die Krämerey in meistentheils fremden Händen liegt, daß die Bäder und Gasthöfe an edlern Gemüßarten und Gartengewächsen Mangel haben; und

der Geschmack in Kunstsachen auf dem alten Fuß der Großväter steht. Ruhe scheint über alles zu gelten; wenige Reiche zeichnen sich durch ansehnlichere Wohnungen, schönere Gärten u. dgl. aus.

Die Hauptgasse ist breit, wol gepflastert, und durch die beßten Häuser geziert; desto schlechter sind die Wohnungen der steilen Vorstadt. Ein durch die Hauptgasse lauffender Bach ist in dieser Höhe gedoppelt vortheilhaft, für Müllwerke, und für die Reinlichkeit und Sicherheit der Stadt. Unter den Gasthöfen wird die Waage von Fremden vorzüglich besucht, indem sie mehr als die übrigen vortheilhaft ins Aug fällt, und auch mehrere innere Bequemlichkeiten hat. Im Städtgen sind nur drey Häuser Protestanten gehörig, und alle sind öffentliche Gebäude, das Bernerhaus, worinn die Ehrengesandten dieses Standes zu wohnen, und durch den Hofmeister von Königsfelden sich gastieren zu lassen pflegen, die Kanzley der Grafschaft, und die Wohnung des reformierten Pfarrers. Nur mit Mühe erhielt die Regierung nach langem Streit die Plätze dazu von den mißtrauischen Bürgern zum Verkauf. Die Ebne, worauf die Stadt gebaut worden, scheint gleich weit von der Spitze des alten Schlosses, und der Tiefe der Limmat entfernt zu liegen; und der kalchartige, graugelbe, marmorartige Stein, der ringsherum den Grundstoff der Berge ausmacht, ist eine eben so unerschöpfliche als nahe Steingrube zum Bauen. Die seltsamen Innschriften an mehrern Häusern, besonders der Vorstadt sind von mehrern Reisenden bemerkt, und einige wegen ihres Unsinns copiert worden. In der Stadt selbst sind solche, wie die Mahlereyen, womit das sechszehnte Sekulum die Hauptface der beßten Häuser zu schmücken pflegte, aus-

gelöscht werden; man hat sie also, wo sie noch sind, mehr als Resten des Alterthums anzusehen —

Seltsam, daß die sonderbare Tracht des weiblichen Geschlechts in Baden, dem schönen Geschlecht auch in den kleinen Cantons gemein ist, indessen das Zürich- und Bern-Gebieth mit den freyen Aemtern, die zwischen Baden und den Cantons liegen, ganz andre Landtrachten haben. Nur die Städte Mellingen und Bremgarten beobachten ebenfalls diese den catholischen Cantons, und den Städten derselben eigne Sitte. Die Männer sind durch nichts ausgezeichnet.

Die öffentlichen Gebäude der Stadt tragen das Gepräge eines hohen Alterthums, und weniger Verbesserungen. Die alte beliebte Solidität und Dunkelheit, der ernste und traurige Ton des Zeitalters ist in dem Rathhaus, der Stiftskirche, den Thürmen u. s. w. schon von aussen sichtbar. Das Rathhaus, ansehnlich durch seine Weitläufigkeit, war ehmals auf dem Plainpied auch das Zeughaus, ehe 1712. die brauchbaren Mobilien desselben unter hoheitliche Sicherheit weggebracht worden. Hier ist auch das Zimmer, wo so oft in einer Reyhe von 300. Jahren die allgemeinsten und wichtigsten Angelegenheiten der Schweiz und ihrer Bundsgenossen von der Tagleistung berathen oder abgeschlossen worden, als Baden der gewöhnliche Sitz der Diät war; seither faßt es selten mehr als den H. Syndicat der regierenden Cantons. Das Zimmer selbst ist äusserst simpel, zur Nothdurft meublirt, und nur von einer Seite beleuchtet. In gleichem Hause hat die Stadt ihr Rathzimmer, wo unter dem Schirm der drey regierenden löbl. Orte, in manchen Stücken mit unappellabler Gewalt, in dem Stadtbann, der Rath, selbst

fremde Gesandte, und ihre Bediente, und das Gesind des regierenden Landvogts richtet. Die angesehensten Fremdlinge sind in den Bädern dem Scepter desselben unterworfen: im Fall des Ungehorsams leihen die Schirmorte, Beschützer der badischen Freyheit, ihren Arm. Die Stadt besitzt Malefizrechte, und diese Freyheit hat die Vergünstigung nach sich gezogen, das Gut der Hingerichteten zu confiscieren, aber auch die Last, die Findelkinder der Grafschaft in den reichen Spithal aufzunehmen. Schultheiß und Rath mißt ferner jeden Frühling den warmen Bädern ihr Wasser beym heissen Stein zu. Der Landvogt darf dem Rath als Wächter der hoheitlichen Rechte beywohnen; er hat auch einen Schlüssel zur Brücke über die Limmat und dardurch zur Stadt selbst. Hingegen sitzt ein Bürger von Baden als Untervogt im Oberamt des Landvogts mit berathender Stimme: das Geleit wird ebenfalls an einen Bader verliehen; und innert ihren Creutzsteinen hat die Stadt nebst der Gerichtsbarkeit auch das Jagdrecht. Die Ruinen des alten Schlosses hingegen, obgleich im Stadtbann gelegen, gehören mit dem neuen Schloß den regierenden Cantons. Bey der kleinen Zahl der Bürger, und der verhältnißmässig noch kleinern des kleinen und grossen Raths waltet, oft zwischen allen drey Partheyen Mißtrauen, welches in der sonderbaren Wahl des Schultheissen, den Anlagen zur Aristocratie u. s. w. seinen Grund hat. Im Lauf dieses Jahrhunderts ist die Zahl der grossen Räthe beträchtlich auf Bitte der Bader selbst vermindert worden. Vermittelst der Besitzungen des Hospitals übt der Magistrat auch ausser seiner Bannmeil, die nur von Seite der Bäder und gegen Tätweil eine Viertelstunde von den Mauern sich entfernt, einige Gerichtsbarkeit aus.

Die zween alten Thürme, unter denen man zu den Stadtthoren von Ost und West eingehet, haben ganz die Miene des vierzehenden Jahrhunderts, dem sie zugeschrieben werden, und eben so einige andre; die Ringmauern der Stadt hingegen sind mit Wohnhäusern, gegen die alte Sitte überbaut, und die tiefen Graben sind in Gemüßgärten verwandelt. Vier steinerne Brücken vereinigen die Stadt mit der umliegenden Gegend, und mit den in allen Richtungen von derselben ausgehenden neuen Strassen. Strassen und Brücken sind neue Anstalten, und unter der Regierung der drey Cantone entstanden. Die Kirche ist Stadt und Stiftskirche zugleich; denn die Stift selbst ist von neuerm Datum 1624., und die Einkünfte der Chorherren sind mässig genug. Ihnen ist die Aufsicht der Stadtschule, und ein Theil der Besorgung des Gottesdiensts übergeben. Das Gebäude ist groß und dauerhaft im Geschmack der frühen Erbauung, und das innre mit Gemählden von ungleichem Werth, und vielen kleinlichen Zierarten geschmückt. Die St. Niklaus Capelle auf dem alten Schloß hängt am verwitterten Felß, und hatte ehmals unabhänglich von der Stadt eine reiche Pfrunde, die die Herzoge von Oesterreich stifteten. Sie wird nur noch im Winter einmal feyrlich besucht, und war Schloßcapelle der alten erlauchten Besitzer der Feste. Kein Kloster befindet sich innert den Ringmauern. Ein männliches und ein weibliches Capuzinerkloster liegen in der Vorstadt gegen Mellingen; beyde sind selbst für die wenigen Bewohner wenig vortheilhaft ausgesteurt. Anmuthiger ist ihre Lage, die hölzerne, ohne Pfeiler von einem Felsenufer zum andern gesprengte Brücke liefert der Stadt Baden einen Zoll. Eine Bildsäule, des heil. Nepomuck, des Patrons der Brüggen

ziert den Eingang, und ist ein Geschenk des im ersten Viertel dieses Jahrhunderts hier residierenden kaiserlichen Gesandten von Trautmannsdorf. Die modernsten und geschmackvollsten Gebäude sind das Bernerhaus und seit ihrer Verbesserung die Canzley mit einem wichtigen, vom berühmten Scheuchzer zu seiner Zeit gesammelten Archiv der Grafschaft u. s. w.

Unter allen Verbesserungen scheint eine geschmackvoll verzierte Tropfmaschine zum Beßten der Elenden in dem Verenabad der Aufmerksamkeit am würdigsten. Das hinaufgepumpte Wasser träufelt auf vier Seiten nach Belieben herab. Es mangelte der Armuth immer an einem Vortheil, den sich reiche Privaten etwa in ihren Bädern verschaffen konnten.

33.

Fragmente zur Geschichte der Stadt Baden.

Die Stadt Baden, immer durch ihre Bäder weit und breit berühmt, hatte auch immer das Schicksal ihrer Besitzer. Sie blühte unter den Römern, nach Tacitus, unter der Regierung der friedfertigen Kaiser zur Ehre einer Municipalstadt auf; sank nach ihrer Zerstörung unter Cecinna ins vergessen; ist unbekannt unter den unbekannten Regierungen der Grafen von Baden und Lenzburg geblieben: stieg auf den Gipfel ihrer Freyheit und Grösse unter den Herzogen von Oesterreich, und im ersten Jahrhundert eidgnössischer Beherrschung; und sank wieder, wie das Ansehn der Schweizer in Europa sich verminderte. Wir führen einiges aus ihrer Geschichte in den glän-

zendsten Zeiten des vierzehnden und sechszehnden Jahrhunderts an.

1369. ist der Stadt Baden die Handfeste sammt Brief und Sigel um ihre Rechte gänzlich verbrunnen. Auf Anhalten stellte Herzog Leopold, der Held von Sempach, dieselben, in seinem und seines Bruder Albrechts Namen her. Sie sind noch vorhanden, bestätigt von Kaiser Sigmund 1434. und von den Eidgenossen 1450. Dazu kommt die Offnung von 1455. bestätigt 1492. aus beyden ergiebt sich die damalige Lage der Stadt, und ihre Wirthschaft. Oft war unter den Herzogen während den langen Fehden mit den Eidgenossen diese Residenz der Landvögte einem glänzenden Hof ähnlich: und die häufigen Diäten der Eidgenossen nach der Eroberung von 1415. setzten diese der Stadt nützlichen Auftritte fort, so wie nicht weniger der damalige Ruhm der Bader den jezigen bey weitem übertraf. Unter Oesterreich besassen viele Bürger Güter, Lehen der Herrschaft, und erhielten 1317. die Freyheit, wo es sich thun ließ, Reben zu pflanzen, und andern einen Theil ihrer Besitzung wieder zu verlehnen: sie durften Markthäuser bauen, dieselben für Zinse oder Dienste auszuliehen: 1354. stiftete die Königin Agnes den Spithal, indem sie 40. Mütte Korn und Haber zum Grund der Stiftung für 5. Dürftige und einen Siechen legte: den Schultheiß und Rath zum Aufseher, und einen aus ihrem Mittel zum Verwalter bestellte. Herzog Rudolf schenkt der Stadt für die ihm und seinen Vordern geleisteten Dienste, nammentlich den kostbaren Bau der Stadtmauern, Graben und Thürme, den Bruggzoll, wenn er ledig werde, d. i. nach dem Tod des Arzts, Meister Rudolf in Zürich, der denselben als Leibding ge-

noß, doch sollten sie Brügge und Burggraben unterhalten 1359. Er vermehrte 1363. die Märkte noch mit zween, jeden drey Tage zu halten, und hieß die Unterthanen denselben besuchen: bald darauf erlaubte er den Bürgern mit Herzog Leopold, 1369. eine Wechselbank zu halten, wo alle Wechsel gezogen werden sollten mit gemünztem und ungemünztem Silber. Die daher fliessenden Vortheile soll die Stadt auf Bauten verwenden. Damals schon wählten, nach alter Sitte, Schultheiß und Rath andre Rathsglieder, und der Herzog oder sein Landvogt bestätigte sie. König Wenzel begnadigte sie 1379. mit der Freyheit vor kein königliches Hofgericht gezogen zu werden, für geleistete Dienste auch mit der, offene ächter Hausen und Hofen zu lassen; und Herzog Leopold schenkt ihnen, wegen ihrer Treu und Ehrbarkeit gegen die Herzogen, das Weinumgeld. Kaiser Sigmund und Herzog Friedrich bestätigen 1411. u. s. w. diese und mehr geschenkte Freyheiten, wegen Unverdrossenheit mit Reisen, Bauen, und für in Schlachten für sie vergossenes Blut. 1400. hatte Herzog Leopold mehr als 5000. fl. Schulden: den Städten Baden, Mellingen und Waldshut verlieh er das Geleit in ihren Bezirken, mit der Pflicht, die Schuld zu bezahlen. In der Mitte des Jahrhunderts war ein Graf von Homburg Kirchherr zu Baden.

Es war das Zeitalter der östreichisch-helvetischen Kriege und Baden nicht nur der Siz der Prinzen, wenn sie im Land waren, sondern auch der Sammelplatz der Truppen. Zahlreich glänzen in den Geschichten die Namen der Bürger, welche sich in den berühmten Schlachten am Morgarten, zu Tätweil, Sempach, u. s. f. für und mit ihren Herren aufgeopfert haben; und von 1350. an war Baden das

Zihl der meisten Streifereyen der Zürcher, so wie diese von Baden her sich mehr als einmal, selbst nahe an der Stadt, angefallen sahen. Vorher war Oestreich, und nammentlich Baden in einen Bund mit Zürich 1333. getreten, allein er wich bald dem Eidgenössischen, und Zürich ward viermal in noch wenigern Jahren von Baden her überzogen. — Daher die Nothwendigkeit Baden zu befestigen.

In die östreichischen Rechte traten die Eidgenossen. Nach wenigen Jahren lud Zürich die übrigen Eidgenossen zur Mitregierung ein, und 1450. erhielt die Stadt die Schirm- und Freyheitsacte, welche ihnen nicht weniger Rechte und Vortheile zusicherte, als sie vorher besessen hatte. Wenn sie darinn eine Reichsstadt genennt wird, so hieß das offenbar anfangs, eine zu Handen des Reichs 1415. eroberte Stadt; und nach getroffenen Verträgen mit dem Kaiser und Oesterreich, eine zum deutschen Reich gehörige Stadt. Ausgedrückt besassen die Eidgenossen alle östreichischen Rechte, und zugleich mit den Prinzipalen hörte sie auf, in irgend einem Sinn zum heil. röm. Reich zu gehören. Auch selbst im deutschen Reiche sind die ewigen Erblehen der Städte (nicht der Familien) von wahrem Eigenthum wenig verschieden. Damals behielten sich die Eidgenossen, woran ihnen in ihrer Lage alles gelegen seyn müßte, vor, daß ihnen der Ort ein immer offnes Schloß seyn soll, Truppen dahin zu legen, daraus, darein, dardurch zu wandeln, u. s. w. Dagegen versprachen dieselben Bestätigung aller Freyheiten und Vorzüge, die sie seither erhalten hätte, oder nach ferner von ihnen selbst erhalten würde: sie vergönnten der Stadt bey Mißhelligkeiten der Eidgenossen (der alte Zürichkrieg

war eben geendigt) Neutral zu bleiben: Eine schwehre Aufgabe! wenn nicht Mehrheit sie an sich zöge. Sie versprachen, die Stadt niemals auf irgend eine Weise von Handen zu geben, — die Wirthschaft dieser Zeit, und den Reichthum der Stadt an liegenden Gründen lehrt die Offnung den neugierigen Liebhaber. Die Bader theilten nun mit den Eidgenossen den Ruhm der burgundischen, schwäbischen und italiänischen Kriege. Und Cardinal Matthäus Schinner von Sitten, vergönnt 1512. den Bürgern für die der Kirch und dem Pabst geleisteten Dienste im Stadtwappen, nebst den hergebrachten Zeichen, und so in Fahnen, Pannern, Schilden, das Bild der seligen Jungfrau, mit der Sonn umgeben, den Mond unter ihren Füssen, zu haben. In diesen Kriegen warfen sich die Landvögte selbst zu Hauptleuten auf, warben Truppen, und bestellten Offiziers; allein die Eidgenossen stellten ihnen die Ehre, unter eignem Hauptmann und Panner ins Feld zu ziehen, zurück. Sie verordneten sogar 1610., daß die Stadt im Nothfall 400. Mann Besatzung aus der Grafschaft zur Sicherheit annehmen möge. Seit 1514. gab in allgemeinen Volksaufbrüchen die Stadt einen, das Land zween Drittel der Mannschaft, und jene den Hauptmann, Fehndrich und Schreiber, das Land die übrigen Vorsteher.

Unter die merkwürdigsten Ereignisse der Stadt gehört die Bedrängniß, in welche sie durch die Reformation gesetzt wurde. Die Nähe von Zürich von der einen, der Einfluß Kaiser Karls und der Eidgenossen von der andern Seite, setzten die Bürger in die äusserste Verlegenheit. Noch sind zween Briefe, der eine von Karl, der andre von den V. Orten vorhanden, die ihnen die Beybehaltung

des alten Glaubens dringend empfehlen: und der Ausgang der berufenen Disputation von 1526. mußte sie dem alten Glauben gewinnen, bis die Schlacht zu Kappel vollends für denselben entschied. Zürich hatte damals schon die ganze Stadt und das Land reformiert. Alle übrigen Orte hingegen vereinigten sich zur Disputation. Diese heilige Spiegelfechterey war zum Bedürfniß geworden, um Irrung, Unzufriedenheit, Meuterey und Aufruhr durch den scheinbaren Sieg der Wahrheit zu bändigen und zu beruhigen. „Ob, hieß es, durch Gottes Gnad und Einsprechen in einig Weg erfunden werden möge, wie wir Eidgenossen in Einigkeit des wahren Glaubens, auch zu Fried und Ruh kommen„. Zürich aber blieb mit seinem Zwingli fern.

Die 12. Orte hielten sich für beschimpft, und ohne Zwingli die ganze Veranstaltung für zweklos. Sie sandten ofne, von sieben Orten gesiegelte Geleitsbriefe dem Reformator, und boten die möglichste Sicherheit für seine Person an, und sogar eine Bedeckung von 20. Mann; umsonst, gerade die gränzenlose Herablassung erweckte bald für Zwingli, und bald für den Glauben sorgsames Mißtrauen! Man eröfnete endlich ohne ihn in der Stiftskirche zwey gegen einander über stehende Kanzlen für die Disputirer. Ekk, Faber und Murner waren die Helden, die den alten Glauben siegreich vertheidigten; Haller und Hausschein, durch den Briefwechsel Zwinglis unterstüzt, behaupteten die neue Lehre. Indessen schien die äusserliche Unterscheidung einen Geist der Partheylichkeit zu verrathen. Die Catholischen Kämpfer nahmen die geschmückte Kanzel ein; den Reformirten ward eine einfache hingestellt. Sie war ein Sinnbild ihrer Lehre. Der Abt von Engelberg

eröfnete im Namen der Eidgenossen die Feyerlichkeit, und nannte die Bedingnisse. Aller Aug und Herz war auf die Streiter gerichtet. Alle Morgen um fünf Uhr fieng das Gespräch mit einer Messe und mit Gebet an. Vier unpartheyische Richter, zween Geistliche und zween Weltliche präsidirten, und vier Schreiber aus beyden Religionen gewählt, nebst vier Gehülfen oder vielmehr Aufsehern faßten die Hauptsätze auf. Sie verglichen nächtlicher Weile, unter Aufsicht der Präsidenten, ihre Aufsätze; und von einem Tag zum andern wurden die vorhabenden Punkten an den Kirchthüren bekannt gemacht. Wer disputiren wolte, durfte nur seinen Namen dem Präsident eröfnen, und mußte sich verpflichten bis Austrag der Sache in Baden zu bleiben. Achtzehn Gespräche wurden nur über den ersten Artikel gehalten, und die Catholicken triumphirten, daß sie die Gegenwart im heil. Sakrament ersiegt haben. Das Ende war die Verdammung der zwinglischen Lehre. Indessen trug Hausschein den Ruhm der Bescheidenheit und Gelehrsamkeit davon, daß das Volk mehrmalen rief: „O wär der groß gälb Mann auf unsrer Seite„.

Ueber die Ausgabe der Baderdisputation durch Doktor Murner erhoben viele ein Geschrey. Als nach der Hand die Handschriften der Schreiber selbst im neuen Schloß wieder gefunden, und mit dem Druck verglichen wurden, fand es sich, daß mehr die Vor- und Nachred, als die Untreu in der Hauptsache Tadel verdiene.

Für Baden hatte diese Disputation, und die Cappelerschlacht die Folge, daß aus Anhänglichkeit an den alten Glauben, aus Treue gegen die Mehrheit der regierenden Orte, und aus einer von beyden entstandnen Abneigung ge-

gegen die Reformation und Zürich, die so nahe Stadt in die gegenwärtige Lage kam. Im Vertrauen auf die verheissenen Unterstützungen wurde die Stadt trozig. Schon in der Gährung der Reformationszeit, verleiteten einzelne Bürger, besonders in den Bädern, Protestanten zum Abfall, und versagten verstorbenen die Begräbniß. Mitten im siebenzehenden Jahrhundert befestigten die Bader die alte Burg, und nahmen in bürgerlichen Kriegen die Parthey der Cathol. Orte, weil sie unter den regierenden die Mehrheit hätten. Man schmähte nicht auf der Kanzel allein, sondern überall den reformirten Glauben: hinderte Badgäste, sich mit Beten, Lesen, Psalmensingen zu erbauen, legte Abgaben auf die Nahrungsmittel, die von Zürich den Gästen in die Kur geschickt wurden, und hinderte den freyen Kauf, ließ an Fasttagen kein Fleisch essen u. s. w. Die reformierten Cantons wußten sich 1712. nicht anderst zu helfen, als daß sie die Grafschaft für sich behielten, und nur Glarus den schon beseßnen Antheil an der Regierung liessen, das im Bürgerkrieg neutral geblieben war. Die Stadt huldigte also mit Vorbehalt aller Rechte den drey Cantons schon 1713. und seit dem mehrere male. —

34.

Wettingen. Würenlos. Oedweil.

Nahe bey den Thoren des Municipalstädtgens Baden nehmen die Gerichte des Klosters Wettingen den Anfang. Vorbeygehend bemerkten wir die Linie, wo 1712. die Truppen von Zürich querfeldein Posto gefasset hatten, als sie die Stadt belagerten, und sich bis an den Läger-

berg ausdehnten, indessen 200. Mann das Kloster Wettingen bewachten. Die erste Besitzung des Klosters ist das Dorf Wettingen, nicht nur in der Folge unserer Reiseroute, sondern auch in Absicht auf die Zeit, denn 1227. eh noch an den Klosterbau Hand gelegt wurde, kaufte Graf Heinrich von Rapperschweil von den verschiedenen Besizern sowol den Grund zum Klosterbau, als die Gerichtsbarkeit, und das Kirchenrecht, die zur Freyheit desselben dienen, und ein Anfang seiner nachherigen Bereicherung seyn konnten*). Auch hier haben aufgefundne römische Denkmale, eine Inscription, mehrere Gottesdienstliche Geräthe, Münzen u. dgl. den alten Anbau der Gegend bewiesen, und den Antiquaren der Schweiz Stoff zu gelehrten Untersuchungen gegeben**). Der ältere Name des Dorfes hat auch den ersten Namen, Meerstern, den das Kloster trug, allmählich wieder verdrängt. Keine andre Besitzung des Klosters stehet so sehr unter der geistlichen und weltlichen Herrschaft desselben, und läßt uns die Lage der ehmaligen Dörfer und Weiler gegen ihre geistlichen Herren gleichsam mit Augen sehen. Die Einwohner des anmuthig am Fuß des Lägerbergs an beyden Seiten der Straß liegenden Dorfes, sind wahre Unterthanen. Die Pfarrey steht unter der fast bischöflichen Gewalt des Abts, und der Kirchsprengel geht bis an das Bruggthor zu Baden, und längst dem Grat des Lägerbergs. Acht Höfe und drey Beyfänge, also weit das meiste, sind Lehen, und liefern eine schöne Summe von

*) Siehe Seite 222.

**) Siehe Merians Topographie, Guillimann, Scheuchzer, Stumpf, Bochat u. a. mehr.

Getraid, Wein, Eyern u. s. f. unter den alten Titeln des Feudalsystems. Die Nachsicht der Aebte und des Convents hat freylich viele Erleichterung ihre Bauern geniessen lassen, doch bleiben noch immer Lasten übrig, die dem Schein nach, bey wenig Vortheil für die Herrschaft, dem Bauer drückend sind, als, daß an Hochzeiten das Mahl im Gasthof des Klosters muß gehalten werden, daß der Amman das Gericht in seinem Haus halten darf. Der Lugenbach trennt das Gericht Wettingen von Würenlos.

Indem man gegen dieß leztre Dorf fortrückt, erblickt man an der Strasse einen zum Theil nackten grossen Felsen. Die unordentliche Bearbeitung dieses ungleichen, im ganzen geschäzten Steins, wovon die Besitzer der darüber sich erstrekenden Gründe um kleine Summen regelmässige Stücke zu Brunnen sprengen und brechen lassen, zerstört einen grossen Theil des Nuzens, den er geben könnte, und macht die Arbeit selbst immer beschwerlicher, obgleich eine gähe Schleiffe die Steine leicht von der Höhe zur Strasse herabschleudert. Der Würenloser Stein (unter welchem Namen er einiche Meilen in die Runde zu Brunnenbeeten und Säulen verführt wird) hat die Härte des Granits, ist aber häufig unrein. Er daurt selbst in grosser Kälte des Winters aus; seine weißlicht graue Farbe, und sein Kern, auch bey weniger Politur, die er duldet, erhält dem Wasser seine Reinheit und Klarheit. Man behauptet die Besonderheit, daß manche Bete anfangs rinnen, und hie und da das Quellwasser durchsigen lassen, sich aber von selbst allmählich ergänzen, indem auch das reinste Wasser seine Mineraltheile zurücklasse, welche die dem Auge unsichtbaren Ritzen anfüllen, und so den Stein, je

älter er wird, desto haltbarer machen. Sehr viele Dörfer sind mit diesem Stein verschönert worden.

Das sogenannte Amt Wettingen, einer der acht Landbezirken, in welche die Grafschaft abgetheilt ist, begreift nebst dem genannten Dorf, auch das Gottshaus, das Dorf Würenlos, und verschiedene andre Dörfgen und Höfe.

Das Hard oder der Wald, der zwischen dem Kloster und der Gemeind Würenlos getheilt ist, verschließt die Aussicht über die jenseit der Limmat liegende Fläche; an demselben rauscht die Limmat in grosser Tiefe hin. Zu Würenlos endigt sich die reformirte Confession, die sich von da über den Rest der Grafschaft und das gesammte Zürichgebiet erstreckt. Die Kirche ist den vermischten Katholicken und Reformirten des Dorfes gemein, und die Heiligthümmer der ersten sind in den Chor der Kirche verschlossen. Ein Conventual des nahen Klosters residiert hier, den Freunden seiner Religion Seelsorge zu leisten, den Reformirten kommt ein benachbarter Pfarrer, wöchentlich Gottesdienst zu halten. Vielerley Täusche, Käufe, Prozesse, Vergabungen brachten nebst der Gerichtsbarkeit ganze Höfe, Zehenden, Kirchenrechte, Holz und Weiden in den Besitz von Wettingen. Der hiesige Bach läuft unter den Mauern des Gottshauses hindurch, einiche Wasserwerke zu treiben. Noch reichen die Einkünfte des Klosters eine beträchtliche Strecke über das Thal hin, das sich längst dem Lägerberg von Würenlos aus anmuthig öfnet. Am Ende des Dorfes nimmt ein Landhaus des Abts unter dem Namen der würenloser Trotte, einen Standpunkt ein, der wenig seines gleichen hat. Aus dem Saal desselben fällt der Blick auf die Limmat

herab im Moment, wo sie unter lautem Gebrüll im sogenannten Kessel eine recht winklichte Wendung macht; in der Ferne von 3. Stunden erblickt das Auge Zürich, und die Brüggen der Stadt; der Uetliberg spaltet zwey ungleiche Thäler, in denen man, von diesem Standpunkt, wie durch Sehrohre, die Cultur der Gegenden um Zürich, und die wilde Einsamkeit des ennetalbisliegenden Bezirks mit einem Blick umfaßt. Der Contrast wird erhöht durch die stundenbreite Ebene des Vorgrunds, die einsam, und horizontal den Blick zwischen zwey, dieselbe einschliessenden Bergen gerade dahin leitet. Ein weiter Halbzirkel von Schneegebürgen schließt ächt schweizerlich den intressanten Anblick, der auch schon von der Strasse jedes Auge entzücken muß.

Von da scheint man ein neues Thal zu betretten, und wir sezten unsre Reise mitten am Abhang des Hügels fort, der von den angränzenden Dörfern mehrere Namen entlehnt. Unfern der Trotte betraten wir die Herrschaft Oedweil, die verbunden mit der Vogtey Weiningen den Nordöstlichen Theil der Grafschaft ausmacht. Diese Herrschaft, wenn schon im Umfang derselben gelegen, stehet unter allen mit der Landvogtey in der geringsten Verbindung. Würklich haben die meisten zürcherischen Charten sie mit zum Gebiet des Cantons gerechnet, welches in Absicht auf hoheitliche Rechte zum Theil ganz unrichtig, zum Theil sehr bedingt wahr ist. Die nahe Lage, die Mannschaftrechte, die ehgerichtlichen Händel, die Religion, und vorzüglich, daß der Vogtherr von Weiningen von bürgerlichem Geschlecht und in der Stadt seßhaft seyn muß, schienen den alten Geographen Titel genug, in die Gränzpunkte des Zürchergebieths diesen Bezirk von Ba-

den einzuschliessen. Die Neuern haben den Fehler verbessert.

Die immerwährende Abwechslung von Höhen und Tiefen, die Schlangenzüge der Landstrasse, die Mannigfaltigkeit von Feldern, Dörfgen, Matten, Rebhügeln und Gehölzen, waren eine seit langem uns wünschbare Eigenheit dieses Bezirks. Nie fehlts an neuen und frappanten Aussichten, und häufig erquickt der Schatten hoher Hecken, und hoher Wallnuß oder mannigfaltiger Obstbäume, die der Landmann wirthschaftlich an die Strasse gepflanzt hat. Das durch einen Bach getrennte Dörfgen Oedweil selbst liegt romantisch am steilen Abhang des Bergs, dessen Fuß die Limmat bespült. Reicher Weinwachs und jede Art gewöhnlicher Produkte gedeiht hier. Schon vor mehrern Jahrhunderten, kam die kleine Herrschaft nach den zürcherischen Geschlechtern Schön und Businger kaufsweise an die altadeliche Familie, Meyer von Knonau, und ist seitdem von der Vogtherrschaft Weiningen nicht mehr getrennt worden. Das kleine Dörfgen ist in zwo Kirchen, Würenlos und Weiningen getrennt. Keine Spur von Fabrickarbeit. Die Limmat machte einiche Bauern zu Schiffern. Ein kleines Bächgen trennt hier die Landvogtey Baden von der Grafschaft Baden, diese erstreckt sich mit Hoheitrechten bis Höngg, jene nur hieher. Und aus sieben Häusern zieht die Mannschaft mit dem Gerichtsh-rrn und Zürich zu Feld; mittlerweile die Grafschaftleuthe des Unterdorfs Oedweil an den Stein von Baden gehört. Querfeldein eilten wir dem Kloster Fahr zu.

35.

Das Kloster Gelübd.

Wir eilten zur kleinen Kirch, die jetzt mit Blumen bestreut war, von Weihrauch duftete, und von Musick erklang. Weniger nicht als drey Mädchen sollten zugleich das Gelübd ewiger Keuschheit, der Armuth und des strengen Gehorsams ablegen. Die Witterung war einladend, und daher manche Gesellschaft von Zürchern, besonders aus dem schönen Geschlechte, zu Wasser und Land angelangt. Wenige Fremdlinge waren so glücklich im Innern des Chors mit Bequemlichkeit zuzuschauen, wo nebst den geschmückten Bräuten des Himmels, und dem fürstlichen Abt von Einsiedlen, sich auch die leibliche Verwandtschaft der Candidatinnen eingefunden hatte. Die zuerst gekommenen Zuschauer hatten sich also die nächsten Plätze ausserhalb des eisernen Gitterwerks im Schiff der Kirche gewählt. Der frommen Andacht der wenigen Catholicken genügten die Entfernten. Wir aber wurden, kaum auf den Zehen stehend, vom Gedränge hin und her gewiegt.

Die dunkle Bedeutung so vieler blendenden Ceremonien, der Schmuck der Kirche, die Feyerlichkeit der Musick, die Menge der Zuschauer erhöhten das Intresse, das unsre junge Gesellschaft am Schicksal der drey verlobten Jesu nahm, und spannte ihre Erwartung. Es schlug neun, und der Anblick des Hochzeitpredigers auf der Kanzel schuf eine gänzliche Stille.

Er hatte sich lange über das Verdienst und die Seelenruhe der klösterlichen Abgeschiedenheit von der Welt verbreitet, und eines der Andacht gewiedmeten Lebens, wo einzig ächte Freyheit herrsche, und endigte mit einer

Lobrede auf den Heroismus der guten Kinder, dem elterlichen Hause zu entsagen, die Weltfreuden zu verachten, und dieses Vorzimmer der ewigen Ruhe zu beziehen, die sich tief in die unerfahrnen Herzen unsrer Jugend prägte.

Und da jezt, nach einichen andern Feyerlichkeiten, die mit allem Flitterstaat der Mode und Eitelkeit gepuzten Mädchen, (es wollte uns scheinen, man habe ungewöhnlich darüber raffinirt, denn es war nicht die Landtracht) mit furchtloser Stimme, munter und muthig das derbe, grelle Bekenntniß der Weltverläugnung ablegten, und sich dem Gespons ihrer Seele hingaben, wollte es uns für ihre Großmuth bange werden. Allein wir besannen uns hernach, daß sie diese übertriebenen Formeln nicht mit der Rührung der Seele, und dem unnachahmlichen Accent der Herzenssprache her declamirt hatten, die ihr Innhalt und Wortklang zu besagen schien; und beredeten uns, daß sich dabey die Einschränkung mitverstand, „so viel es die menschliche Gebrechlichkeit erlaubt„, und wir waren froh, selbst mehr als einmal, nach der Hand zu sehen, daß die Entfernung aus dem väterlichen Hause die schwesterliche und kindliche Zärtlichkeit nicht ganz zu tilgen vermag, noch auch die Möglichkeit raubt, diese holdesten aller menschlichen Neigungen auch näher, als durch ein Gitter gegen die Geliebten der Erde zu äussern.

Als aber die klösterlichen Geweyhten im wahren Ernst den Weltputz ablegten, und jetzt im Unterkleid vor den menschenfreundlichen Fürsten hintraten, und ihnen von der greisen Hand die schönen Haarlocken abgeschnitten, und auf silbernen Opferschaalen weggetragen wurden; alsbald darauf die in Nonnen verwandelten Mädchen aus der

Sakristey hervortraten, konnten wir kaum unsern Augen trauen. Doch die grössere Schüchternheit und Befangenheit machte sie bald wieder eben so kennbar, als ihre Gestalt.

Noch rührender war der schwesterliche Kuß, mit dem der Kreiß der zwanzig Klosterfrauen die neuen Schwestern in ihren geweihten Chor aufnahm, und ihnen ewige Eintracht und Freundschaft versprach. Wir glaubten zu bemerken, daß in manchen die natürliche Anmuthung zur Jugend, und ihre Empfindsamkeit durch die Strenge der Klosterregel, und den hohen Begriff ihrer vorzüglichen Heiligkeit noch nicht unterdrückt worden, oder bey dieser freudigen Feyerlichkeit wieder aufgewachet sey. Einiche von uns wolten sogar bey zwoen Altersgenossinnen in der lieblichen Freundlichkeit, und dem heitern Anstand, mit dem sie einander gegenseitig küßten, eine vielleicht schon in der Welt, und der zur uneigennüzigen, herzlichen Freundschaft gestimmten Jugend oder Kindheit, gestiftete nähere Seelenverwandschaft gesehen haben. Ein festlicher Tag scheint, wenn irgend etwas, auf die Gemüther, selbst der Nonnen, einen Eindruck zur Geselligkeit zu machen. Nur die Neuverlobten schienen in einer Art von heiligem Taumel sich ein Weilchen verloren zu haben.

Tief und mannigfaltig waren die Gemüthsbewegungen, nicht so fast unsrer Reisegefährten, denen das Kloster nicht unbekannt, und die Feyerlichkeit nicht ganz neu war, als so vieler andrer jungen Leuthe, die in Mienen und Worten sich äusserten. Niemals erscheint die Stiftung eines Frauenklosters in einem blendendern Lichte. Der Anschein erhabner, großmüthiger, frommer Gesinnungen, grosser Aufopferung, und seeliger Seelenruhe, die sich, von einem nicht ungescheuten Prediger in einem

Ideal vorgemahlt, leicht die Phantasie der weiblichen Jugend im Kloster träumt, gewinnt ihr Herz. Das Gepränge, die Feyerlichkeiten, das Dunkel selbst, das vor den Augen der Unbekannten über dem Leben und Schicksal der neu Abgeschiedenen aus dem Tumult der Welt ruhet, täuschen manche mit ihrem Schicksal unzufriedene Seele über die Unvollkommenheiten des klösterlichen Lebens.

Wir verliessen mit der übrigen Menge nach ein Paar Stunden die Kirche. Aus Liebe zur unbefangensten Bequemlichkeit, und zur Freyheit, hundert Fragen der Neugierde Luft zu machen, und unsre Bemerkungen einander mitzutheilen, lagerten wir uns auf die kleine Anhöhe, die das anmuthige Kloster beherrscht, zum kalten Mittagmahl. Die übrigen Zuschauer zerstreuten sich zum Theil in nahe gelegene Wirthshäuser, andre lagerten sich in den Schatten naher Baumgärten. Unter dem Einfluß der glänzenden Sonne, die die ausgebreitete Aussicht beleuchtete, und der unvergessenen Empfindungen des Gesehenen, überströmte unsre Jugend in freymüthige Aeusserungen über Klosterleben, und Klosteraufhebung.

36.

Das Kloster Fahr.

Das Klostergebäude selbst lag mit der ansehnlichsten, der Nordseite zu unsern Füssen. Es besteht aus zween Haupttheilen, dem Kloster selbst, und der angebauten Probstey. Das Kloster ist ein mässiges Viereck, dessen in der Mitte liegende Hof den Frauengarten ausmacht. Gegen diesem Garten gehen ihre Zellen, wohin lange Gänge führen,

und die mit einer grossen Thüre verschlossen sind. Sie sind simpel nnd gleichförmig, wie es schwesterliche Gleichheit, und klösterliche Bescheidenheit erfodert. Ein Fenster beleuchtet jede Zelle. Ein Beth, ein Altärchen mit Kruzifix, ein Tischgen und ein kleiner Schrank, macht die Geräthschaft aus: die meisten Zellen haben Oefen. Die Kirche an der Nordseite, obgleich wegen ihrer Lage unmittelbar am Fuß eines steilen Hügels ein wenig düster, hat eine schöne Form, Simplizität in der Eintheilung, und einiche schöne Stukkaturarbeiten. Als sie um die Mitte des Jahrhunderts erneuert worden, wurde unter Probst von Roll vorzügliche Musick gemacht. Die Probstey, ein Gebäude des jezigen Jahrhunderts, und etwas neuer als das Kloster, hat nichts ausgezeichnetes. Ein zweyter Garten, einiche wirthschaftliche Gebäude, eine alte Capelle füllen den übrigen Raum. Keine andre Mauer schließt die friedlichen Bewohnerinnen ein. Aller Orten herrscht Anmuth und Bescheidenheit. Man bemerkt keine übertriebne Liebhaberey in Bequemlichkeiten, Verzierungen, Gemählden, Blumen u. dgl. Selbst das fürstliche und das pröbstliche Zimmer haben nichts ausgezeichnetes. Die langen Gänge, welche zu den Zimmern führen, sind mit schlechten Kupferstichen behangen, und auf dem Plainpied sind wirthschaftliche Gemächer angebracht. Rings umher liegen Gemüß- und Baumgärten, schöne Matten, wolgebaute Felder und rohe Gehölze, und machen die Lage zu einer sehr anmuthigen Einsamkeit am reissenden Limmatstrom.

Zwey bis vier und zwanzig Klosterfrauen bewohnen, mitten in einem protestantischen Ländchen, das ihnen die Einkünfte zollt, die friedlichen Mauern. Sie sind selten

vom Adel, wenige aus grössern Städten, die meisten kamen aus Dörfern und kleinen schweizerischen Landstädten unsrer catholischen Nachbarschaft hier zusammen, die der cultivirten Lebensweise ungewohnt, bey Fisch und Braten sich leicht begnügen; denn die klösterliche Tafel ist wol so gut als das Imbis ihres Geburtshauses, und der klösterliche Ornat so schön als die abgelegte Landtracht. Die Mette, die Vesper und das Brevier sind auch nicht mühseliger als der Feldbau, oder das Baumwollengespinnst, die sonst das Loos der meisten aus ihnen gewesen wären. Das sorgenlose Leben der Frauen, wenn auch unsere Begriffe von den Klostertugenden den ihrigen nicht entsprechen sollten, die bescheidne Mittelmässigkeit ihrer äusserlichen Lebensweise wiegt wol die geräuschvollere der Ritter und Edlen auf, die im Drang der Seele, oder auf dem Sterbbette ihre liegenden Gründe, Renten, und Sclaven vor sechshundert Jahren dazu geweihet haben. Die Bauern selbst befinden sich bey der Abgabe ihrer Zehenden, Grundzinse, und Lehenzinse an das Kloster wenigstens eben so gut, als wenn sie an Privaten geliefert werden müßten, zween Umstände ausgenommen, die Unablößlichkeit derselben, und die verschiedenen Titel von Todtenfall, Ehrschatz u. s. w. die in den Händen öffentlicher, zumalen frommer, Anstalten selbst nicht einmal durch Glaubensreformationen und Klosteraufhebungen ihr Ende erreichen, es wäre denn, daß auf gut Neufränkisch das Volk selbst sie verfügte.

Die Herkunft und Erziehung dieser Frauen drückt denn auch den öffentlichen Andachtsübungen, vermuthlich auch den besondern in den Zellen, das Gepräge der Roheit, und Geistlosigkeit desto mehr auf, das schon die tägliche

Wiederholung natürlich mit sich bringt, wo nicht eine besondre Feyerlichkeit Empfindung und Sinnen ungewöhnlich aufregt. Die meisten von uns hatten dieß auch bey den jährlichen Festen bemerkt, wann die Frauen die feyerliche Procession am Fronleichnamsfest in der Klostermatte hielten, oder am Charfreytag das Bild des heil. Leichnams küßten, oder die Himmelfart der Maria, und andre hohen Feste des Klosters, die Feste des heiligen Mauritz, Patrons desselben, Meinrads, Stifters der einsiedlischen Zelle, Benedickts des Ordensstifters, oder der Kirchweyh im Anfang des Augusts begiengen. Die Zahl der Feste, wenn schon jedes nur einmal im Jahre erscheint, der Mangel an Erwekungen des Geistes, und die Aussicht auf nahe sinnliche Befriedigungen, macht die Empfindungen auch lebhafter und angebauter Seelen durch Gewohnheit erschlaffen, wie viel mehr von simplen Personen, deren Geist nicht zum Denken, noch das Herz zum geistigern Empfinden gebildet, vielmehr durch die Religion selbst und die Klostermoral und Zucht der erhabnern Regungen beraubt worden.

Diese Spekulationen der Moral abgerechnet, ist die Materie der Unterredung denkender Jünglinge nicht unwerth, welche aus genauerer Kenntniß dieser Klosterwirthschaft mehrere aus uns aufs Tapet legten, über die klösterliche Versorgung so vieler Menschen, auf Unkosten des Landmanns, der in der Nähe wohnt. — Es sind ungefähr siebenzig Personen, die zum Kloster gehören. Denn nächst den E. Vorstehern, Probst und Beichtiger, und 24. Klosterfrauen, sind 6. Schwestern, und auf dem Wirthshaus, Lehnhof und innert den Klostermauern etwa 30. Personnen von Dienerschaft, dazu kommen einiche Kost-

gängerinnen, die mit jenen in einer, wie uns dünkte, unschuldigen und bescheidnen Zufriedenheit leben, welche wir am Hof eines Barons, oder an einer Gasse voll reicher Privaten in einer Hauptstadt vergeblich suchen würden, wenn sie auch die Einkünfte des Klosters zu verzehren hätten, und in ähnlichem Müssiggang. Da die Bauern bey Veränderung solcher Herrschaften nur gelegentlich gewinnen, ins allgemeine verlieren würden; so gönnten wir dem Kloster sein Daseyn gerne.

So ist die Probstey eine der anmuthigsten und ruhigsten Stellen die ein Fürst von Einsiedlen zu verleihen hat. Ein muntrer Greiß von achtzig Jahren, der sie gegenwärtig bekleidet, soll sie dem Fürstentitel, nach einem geschäftigen Leben für seine spätesten Tage vorgezogen haben. Die Frauen theilen ihr Leben zwischen die Stunden der Andacht und kleine Geschäfte und Liebhabereyen; und befriedigen aus dem Nadelgeld, das sie ihren Eltern anbedingen, die wenigen angewöhnten Bedürfnisse. Eine väterliche Regierung, Nachsicht mit Schwachheit und Alter, Mittheilung von Neuheiten, Anmuthige Lage und Bequemlichkeit, V canzen, Besuche, Spaziergänge, Feyr- und Festtage verschaffen ihnen viele Reize des Lebens, und machen die Regel und den Gehorsam erträglicher. Das Gesind in Küchen, Zimmer, Werkstädte, auf Strassen nnd Felder zerstreut, genießt ein Glück, dessen die Dienerschaft der Privaten nicht theilhaft wird, nicht durch grosse Besoldung, sondern in einer Art von klösterlicher Muße und Bequemlichkeit, in der Aussicht lange Jahre zu dienen, in der gleichförmigen Geschäftigkeit, die weniger von der Laune der Herrschaft, und mehr von alten Sitten und Gebräuchen regliert wird.

Wir möchten den in solchen abhängigen und mässig-reichen Klöstern herrschenden Ton nicht nur der Lebensweise und Wirthschaft, sondern auch der Sittlichkeit mit dem Leben des Landpredigers vergleichen: indessen fürstliche Stiftungen der unruhigen Wirthschaft eines Städters oder dem Glückwechsel eines Handelsmanns gleich sind. Der fürstliche Abt genießt hier die Ehrfurcht eines Souverains mit der Liebe eines Vaters. Wenn er an der Limmat ans Ufer steigt, so empfangen die Frauen ihn ehrfurchtsvoll, kniend mit Handkuß. Oft speißt er dann, anstatt eigne Tafel zu halten, am Conventtisch der Frauen, die ihn mit hundert gemeiniglich werthlosen Stickereyen, Strickereyen, und andern Kunstwerken ihrer Hände am Neujahr und Geburtstag mit kindlicher Anmuth anbinden, und die er hinwieder mit ähnlicher Freundlichkeit erwiedert. Manchen von uns haben die Herablassung der meisten Frauen gegen Kinder, gegen Fremde, auch Untergebne der gehaßten Religion (wenige durch Alter mürrische und durch Aberglauben lieblose Nonnen verdienen ausgenommen zu werden) haben naive, oft kindische Fragen, aus Mangel an Weltkenntniß, muntre Scherze, offenherzige Erzählungen, die frohe Heiterkeit und Zufriedenheit Vieler aus ihnen, von der Unschuld überzeugt, in der man von jenen Gräueln himmelweit entfernt lebt, die den ehmaligen glänzendesten Stiftungen Frankreichs zugeschrieben werden. Wenn kleine Eifersuchten, eigennützige Züge u. dgl. auch hier sich finden, so haben wir die Schwachheit des menschlichen Herzens zu bedauern, und an der Klosterregel uns zu rächen, nach der jede Person das Intresse des Klosters mitheurathet, und durch sie verleitet, mit heiligem Stolz auf die Angehörigen des Klosters, als auf die Ihrigen, herabblickt.

Die kleine Erziehungsanstalt hat nichts besonders. Im catholischen Schweizerland sind die Frauenklöster die Pensionsanstalten für bemittelte Töchtern, die Mannsklöster für Jünglinge. Neun Schweizerinnen werden unter genauster Aufsicht zu weiblichen Arbeiten gewöhnt, und nothdürftig unterrichtet in den Elementen bürgerlicher Kenntnisse. — Wir endigten mit einichen Erzählungen aus der Geschichte des Klosters.

37.

Fragmente aus der Geschichte des Klosters Fahr.

Es war 1130. als, vermög der Stiftungsurkunde, das anmuthige Kloster gestiftet worden *). Schon hieß der damalige Mayerhof Fahre; ein Stück des Erbeigenthums der freyherrlichen Familie von Regensperg, und namentlich desjenigen Lütholds, der den Beynamen Laicus trug. Merkwürdig ist, daß der Hof schon damals nebst Müllen, Fischenzen u. s. w. auch Weinberge enthielt. Schon stand auf den Gütern eine Capelle, und Stumpf **) hat das Wappen von einer Familie von Fahre aufbehalten, welche vor Regensperg Besitzer der Gegend gewesen seyn mag. Auf dieser Stelle selbst ward die wichtige Schenkung des frommen Freyherrn an Abt Wernher zu Einsiedlen, einem Grafen von Lenzburg gemacht, unter Be-

*) Das Original derselben liegt in Einsiedlen, eine vollständige Copie befindet sich in Hartmanni Annal. Eremi p. 187. andre in Pater Herrgott II. 158. Tschudi Chronicon I. 63.

**) In seiner Schweizer-Chronick.

Bestätigung Graf Ulrichs von Baden, des Abts Vettern, und in Gegenwart vieler Edlen, und Dienstmänner des freyherrlichen Hauses nach alter Sitte solcher Stiftungen. Der Abt soll eine Zelle, und ein Frauenkloster Benedicktiner-Ordens unter der Leitung einsiedlischer Mönche errichten, und als Vorsteher regieren. Der Stifter selbst behielt sich und seinem Hause die Ehre vor, Schirmherr des neuen Klosters zu bleiben, mit der dem Kloster eingeräumten Freyheit, im Fall der Kastenvogt nicht die Vortheile desselben befördern würde, ihn nach dreymaliger Erinnerung und sechswöchiger Bußzeit zu entsetzen, und einen andern aus der Regenspergischen Familie zu wählen. Von dem Vorsteher bekam die neue Anstalt den Namen Probstey: und der Abt eilte, ihr den kaiserlichen Schutz und die Bestätigung des Pabsts zu verschaffen, nebst der damals hoch geschätzten Unabhänglichkeit von jeder andern Macht. Die baldige Vermehrung der Einkünfte an Zehenden, Leibeignen, Zinsen und Nutzen aller Art ist nicht bekannt, nicht einmal die Erwerbung von Glanzenberg. Indessen umfaßten die Schenkungen, Käufe u. s. w. bald ein Stuck Land, das eine Meile in die Länge und den vierten Theil einer Meile in die Breite hat, und von den Herrschaften Höngg, Oedweil und Regensperg begränzt wird. Die hundert Jahre nachher erfolgte Stiftung des Klosters Wettingen, scheint dem Reichthum vom Fahr Gränzen gesezt zu haben. Noch besitzt das Kloster Grundzinse und Güter in den benachbarten Herrschaften, so wie die Landleuthe der Gegend selbst noch verschiedne Abgaben anderswohin liefern. Alte Urkunden von Schenkungen und Befreyungen, geben Beyspiele der ehmaligen Wirthschaft und Proceßform; Grabsteine lehren die Gönner des

Klosters kennen; und die Geschichte des von Graf Rudolf von Habspurg gedehmüthigten Freyherrn Ulrichs von Regensperg, noch mehr die der Aebte von Einsiedlen im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhundert, verbreitet einiches Licht über die Historie des Klosters, die nur dem tiefer dringenden Forscher merkwürdig seyn mag. Das Schicksal der Tochter war mit dem der Mutter gewöhnlich einerley. Die Kastenvogtey verkaufte der jüngere Lüthold von Regensperg 1306. den Schwenden von Zürich, von ihnen brachte sie der berühmte Held in der Tätweilerschlacht, Rüdger Manneß, 1325. an sich, beyde male wurden die Kaufbriefe vom Rath zu Zürich ausgefertiget, und die Vogtey als Lehen von Einsiedlen empfangen. 1371. kauften sie die Biberli, von diesen erwarben die Businger, Besitzer von Oedweil dieselbe, aus derer Händen sie an die edlen Meyer von Knonau kam, die sie jetzt noch besitzen. So sind seit mehr als 500. Jahren Bürger von Zürich, der Offnung gemäß, Kastenvögte, die, wenn die Mannschaft des Klosters nicht hinreichte, die Macht Zürichs anzurufen die Pflicht haben, und hinwieder mit derselben seit eben so viel Jahrhunderten in die Kriege der Stadt gezogen sind. In diesem Zusammenhang steht die Mannschaft der sonst badischen Herrschaft Weiningen mit der Zürcherischen. Eben so werden wichtigere Streitigkeiten des Klosters mit den Herrschaftleuthen vom Rath zu Zürich entschieden *).

Niemals war das Kloster in tiefern Verfall gerathen, als um die Zeit der Reformation. Der einsiedlische Abt

---

*) Beyspiele von 1428. u. s. w. wenige Jahre nachher mag die Offnung ihren Anfang genommen haben.

von hohen Rechberg hatte schon den Frauen im Fahr die Mette geschenkt, einiche dem Klostergelübd entlassen: auch die übrigen zerstreuten sich, und selbst die Klostergebäude zerfielen. Die umliegende Herrschaft bekannte sich zur Reformation, und die Aebte von Einsiedlen bezogen nun 40. Jahre die Einkünfte, indessen das Kloster ohne Frauen war, durch einen Amtmann. Auch dem Prediger der Herrschaftsleuthe ward sein Einkommen entzogen. Als Unzufriedenheit und Aufruhr lange gedauert hatten, erkannten 1545. die Eidgenossen, daß wenn Zürich mit freyer Bitt vom Abt erhalten könne, im Fahr keine Meß mehr lesen zu lassen, so möge es geschehen. Endlich fanden sie 1563. weil nur der Abt alle Nutzung beziehe, so solle er das Kloster wieder bauen, und Jungfrauen dahin setzen. Mit 1566., wo Abt Joachim den Befehl befolgte, fängt die zweyte Hälfte der Klostergeschichte an.

Dieser Abt, der die Betriebsamkeit eines Weltmanns, mit der strengen Tugend eines Ordensstifters, gemeines Herkommen mit ausgezeichneten Talenten vereinigte, als Gelehrter auf dem Concilium zu Trident glänzte, und den Glauben der catholischen Schweizer aufs neue gründete, baute das Kloster Fahr fast von Grund auf, bevölkerte es wieder mit Frauen, und führte gute Wirthschaft und die strenge Klosterregel wieder ein. Etwa hundert und vierzig Jahre daurte seine Anstalt. Die Vermehrung der Herrschaftsleute, und der trefliche Anbau des Bodens vermehrte ohne Mühe und ungesucht die Einkünfte der neuern Stiftung. Hundert Jahre steht das jetzige Klostergebäude.

Erquickt und ausgeruht erhob die jugendliche Gesellschaft, gereizt durch das wenige, was von den Regenspergern

erzählt worden, sich, um die Ruinen des Städtgens Glanzenberg in Augenschein zu nehmen, das der berühmten Familie gehört hatte, und von den Zürchern zerstört worden. Sie lagen am Strohm der Limmat, ein Viertelstündchen vom Kloster.

38.

Die Ruinen von Glanzenburg.

Wenn die römischen Colonienstädte, Aventicum und Rauricum, nur in kleinen Städtgen und Dörfgen noch übrig sind; so ist es sich nicht zu verwundern, wenn kleine Städtgen von allemannischem Ursprung, nur in den noch zum Theil übrigen Graben, und unförmlichen Kieslingen, aus denen die dürftigen Mauern kunstlos zusammengesetzt waren, einige Spuren ihres ehmaligen Daseyn zurückgelassen haben. Der Grund, wo ehmals das Städtgen Glanzenberg stand, ist eine Viehweide des Klosters, eingeschlossen von der Limmat, und von mit Holz bewachsenen Hügeln, und nur gegen Abend offen; eine wasserrechte Ebene von einigen Jucharten. Die ehmalige Burg ist ein steiler, fast rundum abgeschnittner Hügel, den nahen Bauren unter dem Namen des Raubnestes Glanzenburg bekannt; nur der Burggraben läßt menschliche Kunst und Anlag vermuthen. Ein Paar Anecdoten sind alles, was die Geschichte von beyden aufbehalten hat, und seit dem Jahre 1268. ist der Ort nicht mehr; jede Spur von Leben und Cultur ist weggefegt aus dem Umfang des Städtgens und der Burg. Der Hügel ist mit Gebüsch bewachsen, und die Namen Schloß und Schloßgraben sind also die einzigen Denkmale. Die Ruinen des

Gemäurs mag man in den Mauern des Klosters, und im Bet der Limmat suchen, die noch täglich an der steilen Wand des hervorsringenden hohen Hügels nagt, wo die Feste gestanden hatte. Die Aussicht von demselben ist weit und anmuthig. Kaum ein Paar hundert Schritte davon trauern die umgeworfenen Mauern des Städtgens in der Ebne, magere Weide füllt den von demselben eingeschloßnen Raum. Eichen, und mächtige Tannen, und dichte Gebüsche wachsen, und modern schon wieder auf diesen alten Ringmauern. Die Graben hingegen, nach jetzt von 20. bis 30. Fuß breit, mit der Tiefe weniger Schuhen, waren im Fall einen Theil der Limmat aufzunehmen, und dem Städtgen eine im zwölften Sekulum gefürchtete Festigkeit zu geben. Würklich scheint die obere Ecke des Grabens eigens eingerichtet gewesen zu seyn, das Wasser bequem hinzuleiten; und am östlichen gegen der Burg gerichteten Ende zwoer Seiten der Mauern bemerkt man die Anlage eines Thores. Die Trümmer der Mauer geben dem Städtgen die Figur eines unregelmässigen Vierecks. Wir massen die längste Seite längst der Limmat von wenigstens 200. Schritten, ungefehr so groß war die Parallele hinter der Stadtmauer. Die grössere Seite der Breite hatte etwa 150., die kürzere nicht 100. Schritte. Wahrscheinlich folgte die ganze längste Seite dem Strohm Limmat. Seitdem hat der Strohm eine andere Wendung genommen; er berührt noch beynahe die obere Ecke, die untere ist über 100. Schritte von Bet des Strohms entfernt. Ueberall keine Spur von künstlich gehauenen Steinen. Grosse und kleine Kießlinge, wie sie der Strohm anbot, sind überall im festen Pflaster zu erblicken.

Nur die Geschichte der Zerstörung am 2ten oder 3ten Herbstmonat 1268. durch die Zürcher unter Graf Rudolf von Habspurg, nachherigen König, ist bis auf uns gekommen. Schloß und Städtgen waren Besitzung der Freyherrn von Regensperg: die damals mit den Grafen von Toggenburg und Kyburg, und den mächtigen Freyherrn von Eschenbach in Verwandtschaft und Bündniß standen, die Zürich mit ihren Ländern und Festungen, wie den Fisch in die Reusen einschlossen. Zürich hatte mit den drey Ländern einen gemeinschaftlichen, besoldeten Hauptmann an dem jungen Grafen von Habspurg, nachdem der Besitzer von Glanzenburg nicht nur höhnisch diese Ehre verschmäht, sondern die den Zürchern unentbehrliche Wasserstrasse der Limmat seither unsicher gemacht, aus seinen andern Festen sie bekriegt, und sich mit ihnen in eine lange Fehde verwickelt hatte.

In diesem dreyjährigen Krieg von 1258 — 60. hatte Graf Rudolf, unerschöpflich an immer neuen Kriegslisten, bereits mehrere Festungen des Regenspergers, Wurp, Uetliberg niedergebraunt. Glanzenburg und Glanzenberg, Stadt und Schloß wurden bis zum Ende des Feldzugs verspart; Rudolf fieng die Bürger in ihrer eignen Falle.

Man versteckte zu Zürich in zwey grossen Schiffen unter andern Waaren, so viel Mannschaft als möglich. Und Rudolf selbst faßte mit einem Trupp Reuter Posto im Holz nahe bey der Burg. Andere Zürcher hatten sich tiefer am Strohm in ein Wäldchen verborgen, das noch mit dem Namen Niederholz in der Nähe des ehmaligen Städtgen liegt. Die Schiffe flossen vorbey, wie ehmals, wann sie nach Basel fuhren. Man schoß mit Pfeilen nach ihnen.

Im nahen Hölzgen wurde die Mannschaft ausgesezt, und nun rhoben die Schiffer ein Geschrey, als Schiffbrüchige, und warfen einigen schlechten Plunder ins Wasser, den man vom Schloß erblicken mochte. Die Bürger verliessen das Städtgen, um von dem Strandrecht Vortheil zu ziehen, das den Besitzern anliegender Herrschaften verunglückte Menschen und Waaren zueignete. Der Graf bemächtigte sich mit leichter Mühe aus seinem Hinterhalt des unbewehrten Städtgens, und der Hinterhalt der im Wäldgen verborgnen Zürcher sperrte den Einwohnern desselben den Rückweg. Auch die Feste wurde niedergebrannt. Man riß die Mauern nieder, und brachte einiche Gloggen (wie die Chronicken besagen) als Beute nach Zürich. Nicht zween Monate verflossen, und Leuthold von Regensperg, ruinirt durch den dreyjährigen Krieg, begab sich in den Schutz eben der Stadt, deren Schutzherr zu seyn, er wenige Jahre zuvor verschmäht hatte. Sein Bruder Ulrich, Besitzer von Neuregensperg verleibdingte den verarmten Freyherrn in der Stadt selbst. Man zeigte nach ein Paar Jahrhunderten sein Grab im Creuzgang der Barfüsser daselbst. Niemals wurde Glanzenberg wieder erbaut. Der Boden ward klösterliches Eigenthum, und nährt nun eine Sennte von Kühen, da, wo vorher eine geschäftige Bürgerschaft ihre Gärtgen gebaut, wo sie ihre Aecker gepflügt, und ihre Weinberge gepflanzt hatte.

39.

Die Obervogtey Höngg.

Wir schritten mit dem Bönbach zugleich über die March, welche nach der Bestimmung einer ehmaligen

feyerlichen Gesandtschaft der acht alten Orte, hier die Graffschaft Baden von dem Zürichgäu trennt. Ein Marchstein steht am Bach und an der Strasse zugleich. Der Bürgermeister Heinrich Roust stand an der Spitze der Gesandtschaft, und siegelte, am allerheiligen Tag 1471. den Marchenbrief, der auch später revidiert wurde *). Nordwerts macht die Schneeschmelze auf dem Grat des Bergs die Scheidung. Von da an verbreitet sich eine kleine Ebne an der Bergseite, und giebt einem Bezirk von Aekern und Matten, und gegen Zürich dem Dorf Höngg Raum, das seit undenklichen Zeiten hier steht, und schon im neunten Jahrhundert eine öffentliche Gerichtsstädte war. Die treffliche Lage gegen Mittag veranlaßte, daß man weit das Meiste des Berges mit Reben bepflanzte, wo die Sonne den ganzen langen Tag über die Trauben kocht. Wein ist das Hauptproduckt, und der Preiß der bestgelegnen Weinreben 15. bis 1800. fl. (die Juchart von 32000. quadratfuß). Der Jucharten sind mehr als der Tage im Jahr. Allein weit entfernt, daß sie Eigenthum der Landleuthe seyen: so liesse sich nach einem ungefähren Berechnen annehmen, daß nebst dem Zehenden, sich die Stifte Wettingen und Zürich ins ganze um ein Drittel, die Besitzer der vielen Landgüter um einen dritten Theil, und um den letzten die Landleuthe theilen, wo denn die meisten von diesen das sauer erworbene Produckt ihrer jährlichen Arbeit mehr zur Befriedigung ihrer Schuldherren, als zu eignem Genuß zu verwenden haben. Immer stürzt ein fehlschlagendes Jahr die meisten Gemeindgenossen in drükende Armuth, und

*) 1541. unter Sekelmeister Escher.

Verlegenheit: gesegnete Jahrgänge verleiten sie zu entgegengesezten Verirrungen. Die vorzügliche Güte des Weins, wenn er erst 20. und 30. Jahre im Faß erlebt hat ist weit und breit bekannt, und giebt ihm einen Werth von 30. bis 40. fl. (dem Saum). Indessen muß man die beste Qualität des Weins auf den Landgütern reicher Städter suchen, und in vorzüglich sonnichten Bezirken. Der Lehenmann der Stifte und der Landmann, der Eigenthümmer ist, arbeitet nemlich auf Menge, nicht auf Güte des Weins. Wir entschuldigen auch gerne den arbeitsamen Landmann, wenn er, der den Wein seltner kostet, und dem auch die geringste Sorte Lekerbisgen ist, unbekümmert um die Ehre des Rebbergs, weisse Trauben, ergiebige Sorten, Kunstgriffe im Rebbau vermehrt, die Reyhen verdichtet, die Weinrebe in die Höhe und viele Bogen schneidet, Lasten von Mergel und Dünger die steilen Wände hinanschleppt, und die Trauben mehr voll, als gekocht, auch bey regnichter Witterung, ließt. Er gleicht dem Fabrikant, der durch Menge und Leichtigkeit, nicht dem Handwerker, der durch Solidität und Geschmack bey der Arbeit gewinnen will; er nuzt den alten Ruf, so lang er hält, und sieht den Rebbau für eine Art Glücksspiel an, wovon die baare Auslage an Taglohn u. s. w. beträchtlich *), der Gewinn aber unsicher ist. Wann der Gewinn im Mitteljahr 200. fl. von 20. Eimer Most an-

*) Eine Juchart Reben kostet jährlich für Reblohn 14. fl. Rebstecken 7. fl. Schaub 1. fl. 20. ß. Dünger 25. fl. Zinß von Grund und Boden 60. fl. — Summa 107 1/2 fl. die besondern und ausserordentlichen Auslagen beym Wümmlen, Gruben, Herdtragen u. s. w. nur nicht berechnet.

genommen wird; so bliebe dem Landmann beynahe 100. fl. Vortheil, allein noch hat er den Zehenden zu liefern; und ihm blieben wenig mehr als 70. Diese sind der grosse Reitz für den Landmann, jeden Boden, wo möglich, zum Wein anzunutzen. Indessen lieferte der Jahrgang 1788. eine Einnahme von 300. und mehr Gulden, 1789. kaum von 10. oder 20. fl., da die Unkosten die gleichen waren. Groß ist der Einfluß dieser Verschiedenheit auf die Hauswirthschaft und den Charakter des Landmanns. Der anscheinende grosse Gewinn eines guten Jahres verleitet zum unbesonnenen Ankauf theuren Rebgeländs. Die Ungewißheit und Ungleichheit des Ertrags, Frühlingreifen und herbstliche Kälte erwecken mehr Besorgnisse, mancherley Zufälle beunruhigen den Weinbauer mehr, als den Feldbauer, der sich mit den übrigen manigfaltigen Erzeugnissen seines Bodens trösten kann. Mit dem baaren Gewinn in der Hand ist in den besten Jahren der Landmann unberathen, und nebst dem Bedürfniß des Hauses, und den Foderungen des Schuldherrn, zerschleudern denselben Wolleben, Spiel und Kleiderpracht in kurzer Zeit. Auch legt er einen Theil des Weins in eignen Keller, und gewöhnt sich ans Weintrinken, das er auch in magern Jahren nicht lassen kann. Die viele Muße in den einten, und die übermässige Arbeit in andern Zeiten des Jahres, laßt ihn das grössere Glück des Bauers fühlen, dem sein Glück von jeder Art Güter ein mässiges Theil gegönnt hat. In diesem Dorfe sind nemlich in Vergleichung mit den Weinbergen, die übrigen Grundstücke zu gering *), und die Bevölkerung ist zu

*) Zu 366. Juchart Reben sind 350. Mannwerk Wiesen, 400. Jucharten Aecker, 72. Jucharten Weiden, 625. Ju-

stark. Nebst den kleinen Kraut und Baumgarten übersieht das Auge überall nichts als Weinberge vom Ufer der Limmat bis hinan zum Gehölz, das den Berg krönt. Entfernt vom Dorfe auf der hie und da breitern Oberfläche des Bergs, liegen die Aecker und meisten Matten der Einwohner, und desto besser angebaut, je kostbarer sie sind. Selbst der Obstbau ist daher bey sonst guter Anlage gering. Hingegen hat das Dorf mehr als 70. Weintrotten, daß man sich nicht wundert, wenn wenige Bauern Brod genug, und manche Einwohner gar nichts erndten.

Dagegen hat das Dorf wegen hoher Lage eine gesunde Luft; der hohe mitternächtliche Bergrücken hält den kalten Nordwind ab, die Nähe bey Zürich führt manche Vortheile im Handel und Wandel herbey. Der Reichthum an Wasser ist so groß, daß die Gemeinde 35. Springbrunnen und 4. Sodbrunnen zählt, mehrere Brunnen haben Beete von dem berüchtigten Würenloser Stein, metallne Röhren und Nebenbeete. Das Dorf hat seine Mülle an der Limmat, sein Wirthshaus, seine Mezg, seine Schmiedte, die alte Kirche stehet mitten in dem Dorf, und beherrscht eine weite Pläne, und eine der schönsten und mannigfaltigsten Aussichten. Das Volk lebt in 130. Häusern zerstreut, von denen die meisten eine lange, unzusammenhängende Gasse, längst der Landstrasse ausmachen. Von grossem, schlankem Wuchs, und muthigem Charackter, hat es weder seine eigne Landtracht

---

charten Holz. Einwohner ungefähr 1000. Seelen, deren Zahl wenig zu und abnimmt, da neue Bürger nicht leicht angenommen, noch Ausbürger geduldet werden.

noch seinen Kern durch das Verkehr mit der Stadt verlohren. Der Mann und Knab verschönert in guten Jahren seine Weßte, mit 2. Reyhen silberner Knöpfe, und sein Hemd mit einer grossen silbernen Schnalle: das weibliche Geschlecht trägt an dem Kopfputz eine vergoldete schwebende Zierath, die es Rosen nennt, und verschleyert am Sonntag seinen Hals mit einem seidenen Tuch, den es am Werktag nackend läßt. Grosse Silberketten gürten den Leib, und schwarze Kleider machen am Sonntag bey beyden Geschlechtern den Kleiderstaat aus. Die ländlichen Wohnungen sind von Riegel gebaut, und die Trotte ist ein wesentlicher Theil derselben; nur wenige stehen unter eigner Bedeckung allein.

Die Weinbauer sind indessen nicht mehr die größte Zahl, sondern Handwerker und Fabrickarbeiter vermehren sich immer. Handschuhstrickerey und Strumpfweberey sind dem Dorf vor andern eigen. Cattundrucken und Seidengewebe beschäftigen auch nicht wenige Einwohner.

Das reinliche und leichte Kunstwerk der seidenen Handschuhe, das ein halbes Jahrhundert hindurch dem Dörfgen Vortheil gewährt hatte, ist beynahe vergessen. Vor zwanzig und dreyssig Jahren waren die Strassen, und die Vorplätze der Häuser in den wärmern Jahrszeiten von Arbeiterinnen besezt, die anfangs mit bäurischen Händen, welche aber durch diese häusliche und feine, und zugleich schnelle Arbeit immer glätter und biegsamer geworden, die niedliche Kunst trieben. Da diese nur im Sommer tragbaren, nezförmigen Handschuhe eine Waare eines übertriebnen und geschmacklosen Luxus, und nicht wenig kostbar waren: so müßte sie von selbst über kürzer oder länger fallen. Sie fiel desto schneller, als lederne von

noch grösserer Feinheit für das Gefühl, an die Stelle dieser seidenen Bedeckungen traten, die weniger die Weisse der Haut erhielten; und auf ihr schwebend nur schlecht Insekten und ihre Stiche verhüteten. Indessen erlangten die Hönggermädchen in ihrer Strickerkunst eine bewunderungswürdige Fertigkeit, und das Spiel ihrer Finger, wann sie in vollem Eifer die Maschen in den Rahmen durcharbeiten, ist beynahe unbegreiflich, und dem Spiel auf dem Clavier nicht unähnlich. Der Debit dieser niedlichen Waare vermehrte sich ehmals mit grosser Schnelligkeit, und die Göttinn Mode führte sie in viele Länder, und in denselben zuerst in die reichen, dann in die gemeinbürgerlichen Familien ein. Die Verbreitung in den dienenden Ständen machte sie fallen. Wie in allen Fachen der Kunst reizte der anfangs grosse Lohn eine Menge von Leuthen des Dorfs, sich damit zu befassen. Mehrere hundert Hände strickten, der Arbeitlohn fiel von einem Dukaten wöchentlich, mit dem Preiß der Waare bis auf den vierten Theil herab. Noch sind immer einiche Arbeiterinnen, denen die Arbeit nicht nur aus Gewohnheit, und wegen ihrer Leichtigkeit und Reinlichkeit, sondern auch darum angenehm ist, weil das Mädchen mit seiner Rahm aller Orten arbeiten, jede Gesellschaft besuchen, und, wenn es sein Händespiel mit Fertigkeit inne hat, kosen, lachen, und manche gesellige Freuden zugleich geniessen kann.

Die Strumpfweberey ersetzte den allmähligen Verlust des Handschuhgewerbs. Und die Männer arbeiteten nun an Bedeckung der Köpfe und Beine gemeiner Leuthe mit der Emsigkeit, welche noch aus einichen Häusern sich auf der Strasse hören laßt, bald so zahlreich für die

Fabricken, als ehmals die Weiber und Töchter für die vornehmern Hände beschäftigt gewesen waren. Eine Landtracht, und wäre sie auf die Nachtmütze eingeschränkt, ist ein allgemeiner Erwerb. Indessen fiel auch diese Art von Hausverdienst.

Die Weiber ergriefen dann wieder zahlreich die Kunst seidene Stoffe für die Fabricken in Zürich zu weben, andre spannen oder wanden Seide. Seit nicht vielen Jahren ist eine Weberstube in dem Dorfe selbst von einem zürcherischen Fabrikanten errichtet worden. So bequem diese Art von Anstalten für die Arbeiter und den Chef derselben scheinet; so schlimmen Einfluß hat sie auf Hauswirthschaft und Sitten. Das Weib, bey ihrem Webstuhl in der Heimath, kann doch immer neben bey die kleine Hauswirthschaft gelegentlich treiben, und ein Auge auf die geliebten Kleinen werfen, die mitlerweile im Zimmer herumkriechen: das in der allgemeinen Arbeitstube webende Mädchen aber und das Kind von 10. bis 14. Jahren, das ihm unter dem Namen Ziehkind zur Seite steht, sind dem Haus entzogen. Die weibliche Schwatzhaftigkeit hat Spielraum, und ausgebreitete Würkungen gewonnen. Die Unschuld der Kindheit leidet besonders während dem müssigen, kalten Mittagmahl, und auf dem düstern Heimweg, und von dem baaren Gelde. Wo Kunst und Arbeitsamkeit die höchsten Tugenden, und die Jugend ohne moralische Aufsicht, vielmehr bösen Exempeln von Frechheit und Verleumdung ausgesetzt ist, leiden Eingezogenheit, Schamhaftigkeit, kindlicher Gehorsam, und die liebenswürdige Einfalt der Sitten, die man bey ächten Bauerntöchtern so lange dauern sieht! Allein der Hausvater giebt um den Vortheil von 3. fl. wöchentlich

für seine ältre Tochter, und 20. bis 30. ß. für sein beynahe unmündiges Kind, diese väterliche Sorge für Sittlichkeit gerne auf, und hälts für ein Glück, wenn sie in die Fabrick aufgenommen werden.

Damit indessen das männliche Geschlecht auch beym Verfall der Strumpfweberey nicht übler daran wäre, als das weibliche: so erschien in der Nähe eine Cattunfabrick, und Mann und Knab eilen nun mit jedem Morgen zahlreich dahin. Allein auch hier muß man den Wechsel des Glücks nicht vergessen, den die Fabricken überhaupt, und diese mehr als andre erfahren. Blühende Fabricken stiften und vermehren die Ehen durch leichten Broderwerb: ihr Fall hindert sie, und löst die schon gestifteten oft wieder auf, und bindet der Kirche, dem Armenfond, den arbeitsamen Dorfgenossen Kosten auf, die die Fabrikanten gewöhnlich mit keinem Finger berühren. Nunmehr machen die Fabrickleuthe die grössere aber schlimmere Classe der Dorfbewohner aus: denn auch die kleinen Kinder werden der Schule und der häuslichen Zucht und Ordnung entrissen; es ist eine Merkwürdigkeit, die in mehreren Dorfgemeinden Beyspiele findet, daß zu Höngg vor dem Jahr 1770. gewöhnlich 10. bis 12. Ehen geschlossen wurden, in den Jahren 1771. und 1772. gabs kaum zwey: und nach jetzt sind sie selten, da sonst die Baumwollenarbeiten, wo sie allgemein herrschen, die Bevölkerung in einem fast unglaublichen, und dem harten Boden unerschwinglichen Anzahl vermehrten.

Nach leben 6. bis 8. Fischerfamilien, sie wohnen am Bord der Limmat, die Nachbarschaft macht sie von Kindheit an mit dem Fluß bekannt und vertraut. Sie treiben als Lehenleute das Recht einer Fähre über den Strohm,

und bewerben eine Fischenzen, die der Vogtey Altstätten am jenseitigen Bord des Strohms gehört.

Das ist die Wirthschaft einer kleinen Dorfschaft, die eine eigne Gerichtsbarkeit des Cantons ausmacht, und zwey Mitglieder des innern Raths, unter dem Namen einer Obervogtey zu Regenten hat. Ungeachtet der Menge Fabrickarbeiter, und der grossen Abgabe von 102. Mütt Korn, und 20. Malter Haber in Grundzinsen, nebst dem Zehenden, hält die Dorfschaft eine nicht kleine Zahl von Hausvieh *), und lebt halb Bauer halb Fabrikarbeiter in einer Mittelmässigkeit, die sich über einen so grossen Theil des Zürichgebieths verbreitet. — Ein Pfad führte uns vom Dorf zur Limmat durch die Rebberge, und zur Fähre.

40.

Zur Geschichte der Herrschaft Höngg.

Die frühsten Spuren der ältesten Geschichte dieser kleinen Herrschaft liegen in Schenkungsbriefen verborgen. Eh Wettingen, eh das Kloster Fahr gestiftet war, wurden schon zu Höngg Vergabungen in weite Ferne an die Gottshäuser St. Gallen und Einsiedlen, und an die Stifte in Zürich gemacht. Allen scheint die Schenkung an die uralte Kirche zu Höngg vorgegangen zu seyn. Vor bald tausend Jahren hatte Höngg eine Gerichtsstädte im Thurgäu, eine Taufkirche, und reiche Güterbesitzer. Der

Ort

*) Etwa 30. Stieren, 130. Kühe, nur 4. Pferde oder weniger, 130. Schweine, weniger Ziegen, etwas Federvieh, und Bienen.

Ort hieß Hoinga, Honka, Honga. Denn so genau schrieb man damals die Namen von Orten nicht. Die Kirche und ihre Güter hatten einen Vogt (Advocatus) und ihren Rector, oder Kirchherrn. Im Jahr 869. schenkte ein reicher Güterbesitzer Landeloh seine Besitzung in Hoinga, und was er in verschiednen Orten dißeits der Limmat besaß, dem H. Gallus zum Eigenthum *), und empfieng sie als Lehen um den Zinß wieder, nebst andren Gütern, die St. Gallen in diesen Revieren besaß. Der Vogt der Gegend hieß Oudalhard, der Graf des Zürichgäu Rudolf. 898. kam die Kirche mit ihren Gütern an dasselbe Kloster. Hingegen besaß die Stift zum grossen Münster schon früher einen Hof in Höngg, der 810. von Karl dem Grossen ihr bestätigt wurde. Von 981. bezog Einsiedlen aus der Gegend Einkünfte, die der damalige Zürcherische Graf Adalgozz dahin verschenkt hatte.

Nach einem Sprung von drey Jahrhunderten liefern uns die Streitigkeiten zweyer Priester, des Kirchherrn von Höngg, und des Caplans von Regenstorf, oder vielmehr des Freyherrn von Regensperg 1280. neue Spuren. Der erstre, Bürger von Zürich, seines Namens von Glarus (de Clarona) behauptete die Abhänglichkeit der Capelle von seiner Kirch, und gewann vor dem Bischof. Aus dem vierzehnden Jahrhundert schreibt sich die Dorfofnung, 1338. Der Probst des Münsters in Zürich ließ sie verfertigen. In demselben Jahrhundert kaufte das Kloster Wettingen 1363. die Herrschaft Höngg um 4000. fl. von den Edlen von Seon **), mit dem Edelsitz, und

*) P. Hergott. Tom. III. ad hunc annum.

**) Damals scheint es ein Lehen von Oesterreich gewesen zu seyn.

Patronatrecht der Kirche; man schäzte den jährlichen Ertrag etwa 40. Mark. Es war die Zeit der Fehden der Eidgenossen mit dem Hause Oesterreich, der Kastenvögte von Wettingen. Aus Verlegenheit verkaufte das Kloster die Gerichtsbarkeit um dieselbe Summe an Zürich *), mit Vorbehalt der kirchlichen Einkünfte, sezte nach Höngg bis auf unsre Tage den Pfarrer, vor der Reformation aus seinem Convent, nach derselben aus den Bürgern von Zürich, und behielt für immer Dreyviertheile des reichen Weinzehenden.

Nun hatte die neue Herrschaft das Schicksal seiner Besitzer. Das Dorf und selbst die Kirche wurde 1443. von den Eidgenossen abgebrandt. (Damals schon standen wenigstens 40. Häuser.) Sie hatten die Nacht zuvor darinn die Herberg genommen. Es geschah um den Zürchern Schrecken einzujagen, und gegen das Mehr der Stimmen. Daher sahen schon 1446. die Feinde mit Mitleid auf die Asche und Trümmer zurück, und da sie selbst erschöpft waren; so versahen sie das Dorf mit einem Steurbrief **), und aus Allmosen ward die neue Kirche gebaut, zu der Wettingen als Kirchherr das Chor mit dem Thurm zu setzen hat. Sie war berühmt gewesen wegen des grossen löblichen Gottsdiensts, der mit Meßlesen, Singen und Lesen in ihr gehalten worden, und sollte es nach der Absicht der reuvollen Feinde wieder werden. In gleicher Urkunde empfehlen sie die unglücklichen Einwohner.

*) Tschudi sezt um 1000. Goldgulden, Herrgott in der Charte 4000. Rheingulden; der Unterschied ist nicht beträchtlich.

**) Tschudi.

Die wichtigste Ereigniß der Bürger war die Reformirung ihres Glaubens. Höngg hatte damals Simon Stumpf zum Leuthpriester, den das Kloster Wettingen nach altem Recht dahin geordnet hatte. Als Liebhaber der Lutherischen, noch mehr der Zwinglischen Schriften, war er auch einer der ersten Prediger, der sich öffentlich verheurathete, und mit dem Einsidlischen Prediger zu Weiningen schon 1523. zur Kilchen in Weiningen gieng. Ein entscheidendes Zeichen des Uebergangs zur Parthey der Reformatoren. „Die Geschichte nennt den armen Herr „Simon einen unruhigen Schwärmer,„ denn er hofte den schönen Traum in Würklichkeit zu setzen, in der verdorbenen Welt eine Auswal der Edelsten zu einer Gemeind zu vereinigen, worinn ein christliches Volk, fest am Evangelium haugend, unbeschwehret von Zinsen und Wucher auf das allerunschuldigste lebte. Der für ehrlich geachtete Mann widerstand den vereinigten Bitten der Reformatoren und Politiker, die er zuvor rathsgefragt, und entdeckte sein Vorhaben zuerst 12. Vertrauten, dann der ganzen Gemeinde. Den Allervertrautesten verrieth er noch mehr, von der vorhabenden Gemeinschaft aller Güter, sprach dann Hohn seinen Oberhirten, und verfolgte die Pfaffen. Die Vermittlung der Zürcher gewann ihn nur für kurze Zeit, auch die Gesandten der Eidgenossen arbeiteten vergeblich am verworrenen Geschäft. Die Vorstellungen von Denkfreyheit, und Gütergleichheit machten viele tausend Köpfe im ganzen Canton schwindlicht, denn Simon hatte schlaue Mitarbeiter.

Die Zürcher vereinigten sich mit Wettingen, den Bischof zu Constanz zur Absetzung des Mannes zu bewegen; und nöthigten ihn hierauf mit aufgehabner Hand einen

Eid zu schwören, daß er bis auf weitere Erlaubniß das Gebiet von Zürich meiden wolle. Indessen dauerte die allgemeine Gährung fort, welche die schwärmerischen Apostel des Aufruhrs an der Spitze des verächtlichsten Pöbels unterhielten. Aber das Volk blieb im ganzen ruhig, man tractierte durch Gesandte, die alte Eintracht kehrte zurück, und es erfolgten von Dorf zu Dorf Versicherungen des Gehorsams und der Freundschaft, die jeden Leser rühren. Mordbrenner zündeten damals häufig die Wohnungen ihrer Feinde an, und verbr nnten auch das Dorf Höngg. Einige Bürger selbst waren im Verdacht. Die Gemeinde aber gab auf den Vortrag, den man ihr hielt, die Antwort: „Ihre Vordern und auch sie seyen bisher ihren Herren und Obern und der Stadt Zürich gehorsam und gewärtig gewesen, und haben ihren Leib und Gut zu denselben gesetzt, dasselbe wollten sie auch fernerhin thun, besonders, wenn es das Gotteswort beträf, denn dabey wollten sie bleiben. Sie bäten ihre Herren und Obern, daß sie bey ihren Mandaten, und Gottswort bleiben, so wollen sie Leib und Gut zu ihnen sezen,,*). Damals änderte Höngg zum Theil seine Oberherren. Probst Frey und die Capitularen der Stift eilten den 20 December 1524. ihre Gerichte in der Herrschaft an den Rath abzutretten; die Einkünfte behielten sie sich vor. — Nach grossem Unheil, das die Pulvermülle in der Stadt zu mehrern malen angerichtet hatte, versezte der Magistrat sie an die Limmat in dem Bezirk von Höngg. In dieser Einsamkeit sprangen die flüchtigen Gebäude schon mehr als einmal ohne Gefahr. —

*) Füßlis Beyträge. III. Th. Bullinger.

41.

Das Hard.

Eine Gruppe von alten Eichen empfangt in anmuthige Schatten den, der von der Gränze von Höngg über die Limmat in das Hard hinüber sezt. Dieß Kränzgen selbst endigt diese uralte Besitzung der Stadt, die mit einer langen Linie von Pappeln von der einen Seite, von der andern vom Bet des Strohms eingeschlossen, und mit vielen Obstbäumen bepflanzt ist. Etwa 120. Stücke kleines und grosses Vieh beleben die weite Ebne von 150. Juchart. Mitten steht das Haus des Hirten, in dem einige Zimmer zum angenehmen Sommeraufenthalt des Hardherrn eingerichtet sind, der aus dem innern Rath zu Zürich gewählt, über die Rechte der Bürger und die Weidgesetze wachet. Dieser Strich Landes ist seit undenklichen Zeiten ein Gemeindgut der Bürgerschaft zu Zürich. Der Namen Hard deutet eine ehmalige Waldung an. Alle benachbarten Gemeinden haben keinen Anspruch, obgleich beym Abgang der Viehzucht in der Stadt, und Veränderung der um die Stadt her angesessenen Bürger in Insässen derselben, durch besondere Vergönstigungen verschiedenen Landleuten für eine Abgabe die Benutzung der grossen Weide durch Vieh gestattet wird. Jeder Bürger darf zwo Kühe und ein Kalb von Morgen bis Abend weiden lassen; ein Recht, das 100. Thlrn. an Werth gleich geachtet wird. Höchst wahrscheinlich, und vermög alter Kaufbriefe war die Gegend um das Hard Bürgern gehörig, die im XIV. und frühern Jahrhunderten, für einen mitgemachten Feldzug, oder wenige Gulden, den Schuz und das Bürgerrecht der Stadt erworben

hatten. Noch zieren ein halbdutzend Landgüter der Stadtbürger die Gegend. Ehmals war die Bewerbung allgemeiner. Aus der Stadt selbst zog vor dem friedlichen unter dem Rennwegerthor mit ofnem Handmehr gewählten Hirten eine ansehnliche Kühheerde des Morgens aus, des Abends in die Stadt. Diese alte Sitte, wovon die seltenen Scheunen und Ställe in der Stadt, und das allgemeine Recht aller Bürger noch ein sprechender Beweis sind, klährt uns manchen Umstand der alten Stadtgeschichte auf. Seitdem haben Handel, Fabricken, Künste und Handwerke, die die Stadt ausschliessend sich eigen gemacht, die ehmalige Lebensweise geändert, und den edlen Landbau dem Landmann überlassen. Die Vorstädte, und grosse umliegende Bezirke wurden 1650. zur Stadt geschlagen, und manche Scheunen und Ställe in Vestungswerke und Bürgerwohnungen verwandelt. Und die stärkere Geldzirkulatur, nebst dem Vorrath von Gemüßen aller Art, der in der Stadt selbst sich täglich anbietet, machte den Verlust leicht vergessen. Die Reinlichkeit und Sicherheit der Stadt gewann bey dem Tausch nicht wenig. Das Hard bleibt also nur noch Denkmal alter Lebenssitten, und eine Sparbüchse auf den Fall der Noth, der 1772. eintrat.

Ein solider Thurm trennt die obere und untere Helfte des Zürcherhards, für dessen hohes Alterthum der blosse Anblick spricht; was auch in dem innern und obersten Theil für Veränderungen vorgegangen seyn mögen. Die Geschichte sezt ihn über die östreichischen Fehden im XIV. Sekulum, und den ersten Schweizerbund. Seine antique Form und Bauart ist eine Zierde der einsamen Gegend, und grünen Fluhren, und reizt die Neugierde des Schauers.

Die Chronick nennt ihn einen Wachtthurm, und Schutzwehr einer Brücke, die hier über die Limmat bis 1443. geschlagen war. Die Freyherren von Regensperg sollen früher Besitzer des Thurms, der Brügge, des Zolls, und der Strasse, die vom Reich und Bülach her, durch ihr Gebiet nach Bremgarten führte, gewesen seyn. Eben damals gehörte das Silfeld den Freyherren von Eschenbach, Altstätten war eine Reichsvogtey, Höngg gehörte dem Kloster Wettingen, und Zürich sah am Ende seiner Viehweide auch das Ende seines Gebiets im XIV. Sekulum. Die Vorstadt Stadelhofen selbst war damals Reichslehen u. s. w. 1343. that ein Zufall, eine ausserordentliche Grösse der Limmat der Stadt den Gefallen, die Brügge wegzuführen, die nun nicht mehr gebaut wurde *). Denn damals stand die Stadt in gutem Vernehmen mit Oesterreich, das die Oberlehnschaft über Altstätten hatte, und damit an das Hard grenzte, von wo aus seine Besitzungen sich über Baden, Aergäu, Fricktthal u. s. w. erstreckten. Damals ward unter Begünstigung des Kaisers festgesezt, daß zwischen Zürich und Baden keine Brügge mehr statt haben, und Zürich darüber wachen solle. Der Thurm selbst wanderte nun als Landgut von den Schwenden aus einer Zürcherhand in die andere. Im Anfang des Sekulum spukten, als Antistes Klingler denselben besaß, bisweilen Gespenster darinn, die in der Person seines Pedellen, und durch die Bannisierung der Tochter und Mägde ausgetrieben wurden. Neun Jahre nach der Tilgung der alten Brügge hatten die östreichischen Belagerer der Stadt Zürich unter Herzog Albrecht hier eine neue Brügge

*) Tschudi I. 369. Rhan Mscpt.

geschlagen, um damit die an beyden Seiten des Strohms errichteten Lager zu vereinigen, in denen 34000. Mann sich befanden, indessen 2000. Eidgenossen die Stadt vertheidigten; die Zürcher selbst aber größtentheils an den Lezegraben die Gränze ihres Gebiets behaupteten. Kaum seit einem Jahr (1351.) standen die Zürcher im Bunde mit den vier Waldstätten, Luzern, Uri, Schweiz und Unterwalden. Jetzt zertrümmerten sie die neue Brügge durch einen Floß, der nächtlicher Weile dieselbe mit sich im reissenden Strohm fortriß. Der Mangel an Lebensmitteln für so viele Menschen und 4000. Pferde, der Mangel an Sturmwerkzeugen, die Uneinigkeit der Feldherren, noch mehr die vielfachen Verbindungen, und Freundschaften, in denen einzelne Partheyen der Feinde mit den Zürchern und Eidgenossen standen, endigten schon nach siebenzehn Tagen den Streit: und Hunger und Geldmangel zerstäubten die Kriegsschaaren, die die Ebenen beyder Ufer gedeckt hatten.

Bey eben diesem Thurm tratten wir in den Gemüßgarten der Zürcher von 40. Jucharten Land, der von der Auswanderung verschiedner Familien des Zürichgebiets in Preussisch Pommern bey Anlaaß der Getraidetheurung in den Jahren 1770 — 72. den Namen Zürcher Pommern erhielt. Die bunte Verschiedenheit und Menge der Gemüßarten, die hier in 160. gleichgrossen Vierecken das Auge angenehm rührte, und die auf der wasserrechten Ebne das Aug kaum zu übersehen vermag, war uns ein Bild bürgerlicher Gleichheit bey aller Verschiedenheit der Umstände. Eine fruchtbarere Vertheilung einer Gemeindweide fürs Publikum ist kaum zu denken. Wer sich am kürzesten daraus ziehen wollte, besteckte sein Gartenfeld

mit Erdapfeln, Erbsen, oder einer Getraidart. Mannigfaltiger sind die in kleinere Bette getheilten Felder anderer mit jeder Gemüßart besezt. Nutzen und Vergnügen, Reinlichkeit und Geschmack sehen wir an einem Ort vereinigt, indessen verriethen die Menge des Unkrauts, die Magerkeit des Bodens, zertrettne Gehäge, zertrümmerte Gartenhäusgen in andern Bezirken, die Nachlässigkeit anderer Pflanzer. Und angenehm war der Gedanke, daß alle diese Fruchtbarkeit, die jährlich weit mehr als für 2000. fl. Gemüße liefert, an die Stelle eines öden, ungenuzten Gemeinriedts getretten ist. So gewiß dieses ist, so schien es eben so wahr, daß die bürgerlichen Pflanzer wenig Vortheile davon haben können; indem die Entfernung einer halben Stunde von der Heimath', der Mangel an Dünger, die Unkunde in der Gartenwirthschaft, die Verschiedenheit ihrer Berufsart, die theuren Taglöhne und dergleichen, den etwanigen Nutzen einen Mann theuer bezahlen machen, der besser als mit Taglöhnerarbeit seine Muße auszufüllen weiß. Nur wenn bey Erleichterung des Transports auf dem Wasser, und dem sichern Debit der Produckte sich solche Hände damit abgeben, die nichts bessers gelernt haben, oder nicht mit Geschmack und Erfolg in einer schlecht gelernten Kunst arbeiten, und hier wenigstens durch Landbau ihren Familien das Gartengemüß verdienen; oder wenn andre wegen ihrer Lage bey gewüssen kleinen bürgerlichen Diensten, müssige Stunden nicht ohne Arbeit verschwenden wollen; oder andere Gesind halten müßen, dem sie nicht in allen Jahrszeiten Arbeit haben; oder wenn Liebhaber der Landwirthschaft Versuche mit Pflanzen, mit neuer Pflege derselben, oder neuer Benutzung zu machen Gelegenheit suchen — scheint der

Anbau dieser Allmend eben so wol für Sitten, als die Hauswirthschaft nützlich. Immer nähren sich so mehr als 100. Familien, ohne den öffentlichen Gemüßmarkt zu vertheuren; vielmehr halten sie durch den Verkauf ihrer überflüssigen Produckte, die Gierigkeit mancher Gärtner in Schranken: das Hardamt erhält einen jährlichen Zuwachs von 120. fl. Einkünften, durch die geringe auf jeden Bezirk gelegte Abgabe von 30. ß., und eine Strecke Boden ist verschönert.

Diese Cultur des Bodens, so wie der Anbau ähnlicher Bezirke in bald allen Dorfschaften, die gemeine Güter besitzen, ist eine Würkung der Getraidetheurung vor 20. Jahren, wo die Gartengewächse häufig den Brodmangel ersezten. Eben diese Theurung, die sich allmählich auf alle Lebensmittel erstreckte, und alle Produckte vertheurte, hat den Erdapfelbau, den Kleebau, und den Gebrauch des Torfs allgemeiner gemacht. Sie war ein vorübergehendes Uebel, hingegen manche gute Folgen scheinen von immerwährendem und grossem wirthschaftlichem Nutzen. Manche Pflanze wurde als eßbar erkannt, die vorher kaum für gesundes Futer geachtet wurde. Man lernte viel angewöhntes entbehren: und viel tausend Jucharten Land wurden von den ärmsten des ganzen Landes angebaut, die man freylich oft entfernt genug in Eken ausgestokter Wälder, und öder Gemeinweiden anwies. 1770. wurde nach frühern Beyspielen an alle Ober und Landvögte ein Befehl geschickt, daß wenn arme Leuthe sich um ein Ekgen Land anmelden wurden, um es mit zu ihrer Nahrung dienlichen Pflanzen anzubauen, man ihnen an unschädlichen Orten solche Bezirke anweisen solle. Die unglaubliche Menge der so gepflanzten Gemüße ersparte sehr viel Brod. —

Ein Paar Landleuthe der Nachbarschaft waren die ersten, die mit höherer Bewilligung ein Ekgen dieses Hards urbar machten. Ihr Beyspiel ermunterte andere, und bald waren 1770. acht Jucharten von 36000. Fuß angebaut. Eifersüchtig erbaten sich auch einiche Bürger Land, und 1771. fand man längst der Limmat zwanzig Jucharten mit Gemüßarten bepflanzt. Jetzt machte man eine Speculation aus dem, wozu dringendes Bedürfniß die erste Auffoderung gemacht hatte. Mehrere bemittelte Bürger foderten Land vom Gemeingut um eine Sente anzulegen, und so aus demselben Privatvortheile zu ziehen. Man wies sie in die Schranken ihrer Mitbürger zurück; und von nun an wurden die 150. Jucharten Land des Unterhards zur Viehweide, die 40 — 50. des obern zum Gemüßgarten bestimmt. 1773. erhielten die ersten Besitzer die kleinen Lehen, die sie mit grossen Kosten entödet hatten, wieder auf drey Jahre, von 1776. wurde dieser grosse Pflanzengarten je zu 6. Jahren unter 130. mehr oder minder bürgerliche Familien durchs Loos vertheilt, und von da an lieferte der Boden jährlich für 1000. Thlr. Gartenproduckte. Aber manche Mißbräuche schlichen sich ein, und verschiedne Besitzer entluden sich ihrer lästigen Lehen, durch Schaden klüger gemacht: andere suchten solche zum Schaden ihres Haushalts. Scharf wurde dabey auf das Wiederabtretten nach sechs Jahren von Nuznieſſung gehalten, damit keine Erblehen noch weniger Eigenthum aus Gemeingut gemacht wurde. So gab der Magistrat der Stadt den Vorgesezten der Landgemeinden ein rühmliches Beyspiel, zwar den Besitz des Kleinods gemeiner Güter der Gemeinde zu sichern, zugleich aber dieselben zum Beßten, seys der Privaten oder des Publikum urbarer

zu machen, in den Zeiten, wo Vertheilung gemeiner Besitzungen das Loosungswort der wirthschaftlichen Schriftsteller ist, das im ganzen Lande nachgeahmt werden könnte. Das Zürichgebiet hat zum grossen Aerger der Fremdlinge längst den Ströhmen dergleichen Gemeingüter zu vielen 100. Jucharten; und die Dorfschaften durch mannigfaltige Kunstgriffe reicher oder armer Gemeindeglieder bewogen, haben sich häufig in Processe gestürzt über der Theilung solcher Weiden. Mehrere Gemeinden haben daher glückliche Mittelwege eingeschlagen. Die einten, ihre Gemeinweiden mit Obstbäumen zu bepflanzen, und durch den jährlichen Ertrag des Obstes die Gemeindcasse zu äufnen, und den Bürgern dardurch Lasten abzunehmen, die sie drückten. Andre lassen ein beträchtliches Stück der Gemeinweide, mit Klee, Futerkräutern oder auch Getraide durch bestellte Leuthe anbauen, die Erndten an die meistbietenden Bürger verkaufen, und den Vorschuß nach Abzug der Kosten, der Gemeindcasse zufliessen, woraus öffentliche Ausgaben bestritten werden. Andere, und viele Gemeinden haben alle wolgelegenen Plätze von Viehweiden den Privaten zum Anbau von Bäumen übergeben, die den Privaten gehören, indessen der Boden, wo sie stehen, gemeine Viehweide bleibt. Die Unsicherheit dieser Producte allein scheint eine etwelche Einwendung gegen diese Benutzung zu seyn. An manchem Ort der Schweiz wird jedem neuen Ehpaar ein beträchtliches Stück Gemeinland zur Aussteur übergeben, das erst beym Tod der Besitzer der Gemeinde zurückfällt. — Unter solchen seit jenen Jahren immer gemeiner werdenden Anstalten gewinnt die gemeine Casse, und werden die Lasten der Bürger erleichtert, gewinnt der Boden, der durch Cultur immer vor-

treflicher wird, und gewinnt der Privatman durch sichere Subsistenz.

Das herumgehen in alle Eken und Gränzen des grossen bürgerlichen Garten leitete uns zu m nchen ansehnlichen Wohnungen von Landleuthen. Hätten wirs nicht aus der Geschichte derselben gewußt; so hätte uns dennoch hier ein adeliches über dem Thor eingehauenes Wappen, dort eine zerfallende Gartenmauer, dort die Resten von Buchswänden, oder Espaliers, wiederum die festere Bauart und Eintheilung des Wohnhauses, oder die halbverblichene Farbe der ehmals bunten Fensterladen, am angenehmsten aber die Vortreflichkeit der Obstbäume, u. dgl. daran erinnert, daß wir in einem Dörfgen herumgehen, das vor hundert und zweyhundert Jahren, noch vor kurzer Zeit manchen wohlhabenden Bürgern als Landgut, oder als einziger Erwerb gehört haben mag. Nicht Verarmung, sondern oft Bedürfniß in der Stadt zu wohnen, Fabricken, Handwerke, Bequemlichkeit, Geselligkeit, Luxus haben diese Verwandlung nach sich gezogen. Die Nähe der Stadt erhält diesen Ländereyen einen Preiß, der im tieferen Land ungewöhnlich ist; und an hohe Zinse gelegt, wenigstens dem Besitzer noch einmal so viel einträgt, als wenn er mit eigner Hand sein Feld bestellen, und seine Kühe füttern würde. — Beym Ausgang aus dem Hard traf unser Blick auf Anstalten ganz andrer Natur.

42.

Die Baumwollentücher = Trukereyen.

Unter der zahlreichen Gruppe stättischer Häuser, die unter den Namen Letten und Hard die beyden Ufer der Limmat zieren, zeichnen sich die ansehnlichsten Gebäude zwoer Truckerfabricken, und ein halbes dutzend bürgerliche Landhäuser aus. Eine Viertelstunde näher bey Zürich würden sie die schönste Vorstadt heissen.

Ein Paar Fabrickgebäude am rechten Ufer würden durch die solide Bauart der Hauptstadt selbst Ehre machen; gegenüber fällt mit ganz andern Vorzügen die Fabricke des linken Ufers, durch die ungewöhnliche Länge, die an beyden Enden angebrachten hohen Thürme von Holz, und die Simplizität der leichten Ausführung contrastierend in die Augen. Die manigfaltigen Bedürfnisse einer Truckerey sind hier, so viel die Gesetze gestatten, vereinigt, und dort in verschiedne Arbeitstätte vertheilt; die Ungleichheit des Terrains, und die später gekommenen Spekulationen grösserer Vervollkommnung machen die Verschiedenheit der Plane bey gleichen Zweken begreiflich. Der Gefälligkeit der Besitzer verdanken wir die lehrreiche Ansicht, und den Unterricht über die innern Vorzüge einer jeden, wodurch beyde die andern Fabricken gleicher Art verdunkelt, und sich mitten durch mancherley Gefahren erhalten haben.

Vor wenigen Jahren weideten Kühe im üppigen Gras, und blüheten Fruchtbäume, und kränzten Weidengebüsche die schönen Ufer, wo jezt diese Prachtgebäude stehn, und wo weisse und gefarbte Tücher das Gras verhüllen. Ein Völkgen emsiger Arbeiter von 500. und oft mehr

Köpfen, belebt die Stelle vorher einsamer Gegenden. Der Strohm ists, der die Unternehmer zu diesen grossen Anstalten vermochte, von dem zween kostbaren Canäle, der eine mitten durch eine blühende Matte gezogen, der andre in den Strohm hineingebaut, und so aus demselben abgeleitet wurden. Der erstere hält weniger nicht als 600. in die Länge, und nimmt von dem nur 175. Fuß breiten Strohm so viel Wasser, als nöthig war, durch den blossen Fall die Maschinen in Bewegung zu setzen. Der andere, reicher an Wasser, befördert auch noch durch die Schnelligkeit des Strohms die Bewegung der Räder. Denn hier fließt der Hauptstrohm der Limmat längst dem Ufer hin. Liebliche Reyhen von Pappeln verschönern die Canäle. Dieser Vortheil des Wassers gab den Fabricken neuen Schwung, ersparte viele Hände von Arbeitern, brachte die Waaren gleichförmiger und zugleich wolfeiler und schöner heraus. Schon die Maschinen zum Galandern, Glänzen und Walchen der gedruckten Zeuge, machen viele Arbeiter überflüssig. Wir sahen ein Wasserwerk auf acht Glänztischen kraftvoller und glänzender eine Arbeit vollenden, die sonst acht Männer weniger vollkommen thaten, und darüberhin von andern von Zeit zu Zeit ersezt werden mußten, um neue Kräfte zur harten Arbeit zu sammeln. Maschinen ermüden nicht, und unterbrochen läuft der Agat hin und wieder. Kleine Walktröge mit Stämpfeln, säuberten nicht nur die weissen Tücher, sondern reinigten auch gedruckte mit Beystand weniger Hände, die sonst von vielen Arbeitern durch Pretschen auf Flossen oder Schiffen bearbeitet wurden. Brunnen werden gepumpet, Materialien gestampfet, und manche Nebendienste von Räderwerken geleistet, die

ehmals eigne Arbeiter erfoderten, und das bloſſe Beysammenseyn der Maschinen erspart manche unnennbare Auslagen (faux frais).

In der einen Fabrick vereinigt ein einziges Zimmer mehr als 160. Arbeiter, und wird von verschiednen Ofen gewärmt; eben so viele, sämtlich Trucker mit ihren Streichjungen, arbeiten in der andern in mehrern Zimmern. Der durchdringende Geruch der Farben, und das ewige Gepolter füllten auf eine unangenehme Weise zween unsrer Sinnen, indessen das Aug sich nicht satt sah, an der Manigfaltigkeit der Dessins und der Perspective so vieler arbeitender Menschen. Eben so waren dem Auge so wol als dem Geist die hohen, holen Thürme zum trocknen ein vergnügender Anblick, von einer Höhe, daß das Stück in zwoen Hälften aufgehangen den Boden nicht berührt, mit Galerien ringsumher, und einem obern Boden versehen, wo man ohne Gefahr herunter fallen zu können, die gefarbten Stücke aufhänget. Diese Anstalt macht die Tücher schneller, gleichförmiger, leichter trocknen; und die leichte Bauart läßt von der Luft, so wie im Nothfall die innere Einrichtung von künstlicher Wärme Gebrauch machen; da schnelle Spedition ein oft nicht unwichtiger Punkt für den Fabrikant ist. So viele andere Anlagen zogen unsere Aufmerksamkeit auf sich; das Drogenmagazin, der Essigkeller mit einer Reyhe von Fassen, die mit Essig, der künstlich mit Drogen bereitet worden, angefüllt waren, und einen so durchdringenden Dampf aushauchten, daß die Schärfe desselben die aufgelegten Kieselsteine in kurzer Zeit zerfraß, und auf der abgewandten Seite eine harte Cruste von crystallartiger Materie ansezte; die Modellkammern,

und

und Dessinsbücher mit vielen tausend alten und neuen Zeichnungen, meistens in Volksgeschmack, unter denen uns chinesische Figuren, die Bastille, Schattenrisse von berühmten Männern, Kriegstheater, Symbole der Maurer u. s. w. auffielen.

Diesen beyden Fabricken von gefarbten Baumwollentüchern, bringen an Taglöhnen einen Gewinn von 30 bis 50000. fl. in die benachbarten Dorfschaften Altstetten, Wiedikon, Aussersil, Höngg, Wipkingen, Schwamendingen und andre kleinere Orte, aus denen sich die Arbeiter klein und groß täglich einfinden, und in die sie Samstags den Verdienst der Woche heimtragen. Ein kleiner Junge von 8. Jahren gewinnt 30. ß. wöchentlich, indessen der beßte Drucker 5. fl. und mehr hat, nebst der Aussicht eines beständigern Erwerbs als der schlechtere. Eben diese Fabricken sezen mehrere hundert Weber und viele tausend Spinnerinnen voraus, und verbreiten sich also sehr zum Nutzen oder Schaden so kleiner Provinzen, als diejenigen sind, die Waaren dahin liefern. Die Kunstarbeiten sind meistens auf Nastücher eingeschränkt, so wie in den übrigen Fabricken dieser Art zu Zürich. Von den kleinsten bis zu den größten Sorten, und von zwey bis 6. und 7. Farben werden dieselben, doch meistens von grobem Gespinnst verfertigt. Man arbeitete, zur Sicherheit der Fabricken, für das größte Bedürfniß der zahlreichsten Volksclasse, und nur allmählich stieg die Feinheit der Gewebe für die mehr begüterten in derselben. Viele gröbere Gewebe liefert das Unterärgäu, feinere das Zürichgebiet. Wenig wird noch zur Zeit zu Indiene für Kleidung gearbeitet. Noch sind es Nastücher, mit denen sehr viele Italiäner, Deutsche, Polen,

Franzosen, Niederländer, Russen und Türken ihre verschiedenen Nasen reinigen, die aus diesen, und so vielen andern schweizerischen Druckereyen ausgehen. Die Baumwolle kommt roh, und in grossen Portionen ins Land, und verläßt es als buntes Tuch wieder, nachdem sie 2. und 3. Fach dem Fabrikant und seinen Arbeitern, dem Fiscus, dem Handelsmann und dem Künstler den Werth ihres Stoffs gezollt hat.

Das Vaterland hat so viel, als die Eifersucht andrer Fabrikanten, und die Sicherheit eines so ausgebreiteten Erwerbs erlaubte, gethan, um diese Fabrikanten in den Fall zu sezen, ins Grosse zu arbeiten, die Concurrenten, selbst Ausländer, wo möglich zu überflügeln, und selbst durch die innere Unvollkommenheit den Verschleiß des glänzenden Bedürfnisses aller gesitteten Nationen von gefarbten Tüchern zu befördern. Der zürcherische Drucker kauft seine ungefarbten Baumwollenstücke gleich den übrigen Baumwollenhändlern aus der ersten oder zweyten Hand der Bauern, die sie in die Stadt zu Markte tragen, und da verkauffen müssen; dardurch kann er bey den sonst grössern Kosten der Druckerey neben den fremden Fabricken zu Markte kommen, die die weissen Tücher vom Handelsmann kauffen, und ihm einen Theil des Vortheils überlassen. Eben so versenden die Fabrikanten selbst als Handelsmänner ihre vollendeten Waaren auf Messen, die sie selbst, oder durch Commis besuchen, und in ferne Länder. Indessen sind die Innungen verschiedner Handwerker mit ihren Rechtsamen, Zölle, die Einschränkung des ersten Ankaufes und der lezten Vollendung in die Hauptstadt, die Menge der Versuchen u. s. w. immer noch grosse Hinternisse. Und nur die ange-

strengteste Erfindsamkeit des Zeichners, die möglichste Benuzung aller Vortheile der Mechanick, und manche Kunstgriffe, die auch Unternehmern in andern Fachen gemein sind, oft zufällige Umstände machen, daß die Wolfeile der Waaren erreicht werden kann, welche sie in fremde Länder einzuführen möglich macht. Der abhängige Taglöhner muß sich daher in die öftere Abänderung seines Arbeitslohns finden, und kärglich leben, damit er seinem Patron die Fabrizierung erleichtere, und dieser die Waarenpreise herabsezen könne. Glücklich, wenn ein grösserer Debit den Fabrikant nöthigt, mit dem Lohne wieder zu steigen, damit ihm mehrere Arbeiter zulauffen.

Die sogenannten Indiennefabricken sind einer der neusten Zweige des alten Handels und der Gewerbe der Stadt Zürich, die daher von Müllhausen, Genf und andern Städten übertroffen wird, und es nur noch zu einer etwelchen Mittelmässigkeit gebracht hat. Wer zuerst vor etwa 30. oder 40. Jahren den Versuch im dunkeln gemacht? Wer und wie manche durch fehlgeschlagene Versuche, Mangel an Kunstkenntnissen, Fonds, Debit zu drucken angefangen, aber bald wieder aufgehört haben? gehört zur geheimen Geschichte dieser Kunst. Die 6. vor kurzem blühenden, und einander die wagehaltenden Fabricken sind schon wieder zum Theil eingegangen, zum Theil emporgestiegen.

Daß alle Landleuthe, wie oben bemerkt, ihre Baumwolle von Bürgern der Stadt kaufen, und denselben, freylich mit freyer Wahl unter mehr als fünfzig Handelshäusern die Gespinste und Gewebe roh, ungebleicht und ungefärbt verkaufen müssen; daß hinwieder die Fabrikanten, die Landeskinder vorzüglich mit Arbeit betrach-

ten müssen; daß Fremde gar nicht im Land Fabrizieren dürfen, und daß Fabricken ganz oder theilsweise aus dem Land ziehen, als Hochverrath an der fabrizierenden Bürgerschaft angesehen wird; daß ein besondrer Rath oder Commission erster Instanz mit mehr und minder Härte, nach den Zeitumständen diese und andre Fabrickgesetze vollstreckt, und die Uebertretter bestraft: sind Eigenheiten unserer Vaterstadt, die das wahre Gepräge des Handelsgeists tragen, welcher eben so wol durch Unterdrückung der Nebenbuhler, als Indüstrie den Mann bereichert. Die Holländer liefern Muster davon im Grossen. Diese Monopolien gründen sich auf das hohe Alterthum der Stadtgewerbe, auf den Ankauf von Land und Herrschaften zu Zeiten, wo diese angekauften Unterthanen weder Fabricken noch Privilegien hatten. Sie haben die Sicherheit des Zolles zur Absicht. Sie beruhen auf dem Recht des Souverains, Privilegien auszutheilen, um gewisse Begangenschaften in Aufnahm zu bringen, auf dem aus vielen Beyspielen zu befürchtenden Mißbrauch des freyen Handels und Fabrizierens von Landleuthen zur Unterdrückung ihrer Mitlandleuthe, durch Ankauf von unmässig vielen Grundstücken, zu Stiftung gefährlichen Anhangs und Meutereyen; auf der Hofnung, die Hauptstadt zum Centrum des Geldumlaufs zu machen, und den Produkten des Landes dardurch einen mehreren Debit und gerechten Preiß zu verschaffen u. s. w.

Auch der Bürger selbst ist durch ähnliche Gesetze gedrückt. Er darf keine Fabricken auf der Landschaft errichten, ohne seinem Fabrikant die lezte Vollendung in der Stadt zu geben, und von da aus dasselbe zu versenden; darf nicht mit Landleuthen in kaufmännische Verbindungen

tretten; keine Dienste fremden Fabrikanten leisten. Allein diese hier vom Bürger, dort vom Landmann für Uebel geachteten Einschränkungen, sind noch von andern begleitet. In der Nähe der Fabricken trift man die Dörfer von Mannspersonnen den Tag über halb verödet an; die Weiber bestellen einiche Stücke Landes, oder geben sich mit Seidenspinnerey u. s. w. ab. Knaben, die man eher auf Schulbänken suchen sollte, werden von Eltern den Fabricken zugeschickt. In den Fabricken selbst tragen manche nicht undeutliche Spuren der von Drogen infizirten Luft. Das Wolleben und die Kleidereitelkeit der Fabrickleuthe macht den mühseligen Bauer schwindlicht, desto mehr, da er Mühe hat Taglöhner auch um hohe Preise zu bekommen. In diesen Dorfschaften gilt bald keine andere Ueberlegung, als die, welche Arbeit rentiert wöchentlich das meiste? Wer durfte dem Landmann diese Berechnungsweise übel nehmen, da bald alle Welt nicht nach der Sicherheit der Fonds, sondern der Grösse der jährlichen, monatlichen, oder wöchentlichen Intressen, und nach zufälligen Wahrscheinlichkeiten des Glücks seinen Stand und Beruf wählt, und Krämergeist in tausend Köpfe fährt?

Indessen verlieren der Feldbau und die mühseligern Begangenschaften allen Reiz. Der Fabrickarbeiter, wenn er seine Aecker nicht vollends als unnützes Geräthe verkauft, läßt sie schlecht oder unbearbeitet, und zahlt aus seinem Fabricklohn die Zinsen. Auch der edlere Sinn für Unabhängigkeit und Freyheit, Wohlthätigkeit und Sittsamkeit schwindet allmählig bey Jungen und Alten, und verwandelt sich in niedriges Schmiegen des Herrendiensts, in Troz und Ungezogenheit gegen die einsamere Classe der feld-

bauenden und handwerktreibenden Dorfbewohner. Die Jugend wird nicht wenig verdorben, durch das in Absicht auf Sitten mehr und minder aufsichtlose Beysammenleben, und Arbeiten, und täglich wiederholte Reisen in oft eine Stunde weit entfernte Dörfer. Der Muthwill und die Ueppigkeit der glücklichen Fabrickarbeiter sind in den umliegenden Dörfern zum Sprichwort geworden. Dazu kommt die Ebbe und Fluth dieser Fabrickerwerbe, die von tausend Umständen abhangen: daher solche Arbeiter mit ihren Haushaltungen bald verschwenden, bald Hunger leiden. Denn der Arbeiter mit baarem Gelde ist gewöhnlich unberathen; er calculiert nur auf gute Zeiten, und der wöchentliche Zahltag macht ihn um die Zukonft unbekümmert. Die elterliche Zucht über Fabrickknaben sinkt zu Boden; sie machen Ansprüche, als Leuthe, die dem Haus zur Stütze dienen.

Bey dem allen scheinen diese gegründeten Klagen keine wesentlichen Uebel des Fabrickwesens überhaupt, noch dieser Fabricken insbesondere zu seyn. Denn hie und da blühet durch sie der Feldbau, und manche an sich unfruchtbare Gegenden sind in Gärten verwandelt. Eine freylich zur Zeit noch schädliche Verfeinerung der Sitten zeigt sich oft, die vielleicht besser geleitet werden könnte. — Kurz, ohne den unentbehrlich gewordenen Vortheil der Fabricken zu verkleinern, oder die bisherigen schlimmen Folgen zu längnen, ist jener noch grosser Vervollkommnung, und sind diese der Verminderung fähig.

Innhalt.

Innhalt.

